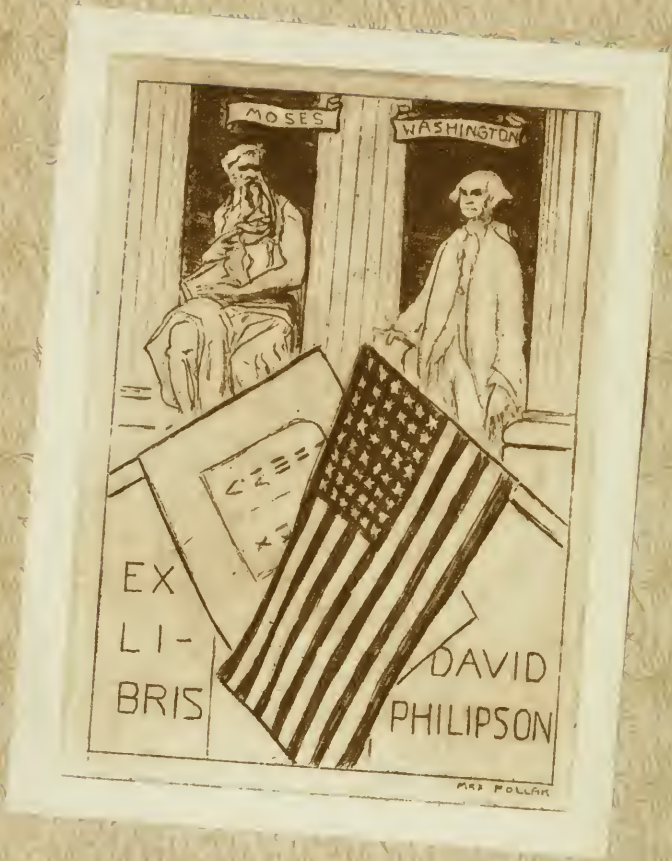
3 1761 07992869 3


MOSES
WASHINGTON
EX
LI-
BRIS
DAVID
PHILIPSON
MAX POLLAK

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

LEO BAECK

INSTITUTE

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kulturgeschichte02gr

342

Kulturgeschichte

des

Siebzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Johann Ambrosius Barth.
1880.

LIBRARY
APR 27 1995
UNIVERSITY OF TORONTO

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

John Milton, der Publicist und der Dichter . . 1

Die englische Restauration und die „glorreiche Revolution" 43
Die englische Restauration unter Karl II. 45
Jakob II. und die „glorreiche Revolution". 59
Wilhelm und Marie 70
Staatsrecht, Religion, Literatur 76

Ludwig XIV. 101
Ludwigs erste oder Glanzperiode (1661—1685) . . . 103
Zweite Periode, bis zum Schluß des Jahrhunderts . 225

Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts 235
Das Kaiserthum und Oesterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg 237
Der spanische Erbfolgekrieg. — Ludwigs XIV. Ausgang. — Skandinavien 274
Deutsches Kulturleben: bildende Kunst und Literatur, die Sprache, der Pietismus, die Musik. — Nahrungs- und Genußmittel 315

Die geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts: Naturwissenschaft und Philosophie 343

John Milton.

Der Publicist und der Dichter.

John Milton.

Wir haben unsere Wanderung durch die erste Hälfte des Jahrhunderts mit drei Idealfiguren begonnen, mit Shakespeare, dem Moses der Ethik, Kepler, dem ersten Naturphilosophen, und Comenius, dem Begründer der Pädagogik. Vergegenwärtigen wir uns jetzt das höchste und kühnste Streben des Jahrhunderts noch einmal durch eine vierte Idealfigur, ehe wir der Restauration, der Reaction und der Staatsraison gänzlich verfallen. Es handelt sich um den großen Publicisten der englischen Rebellion, der zugleich ein großer Dichter war, um den Dante und Macchiavelli Englands, den Vorgänger J. J. Rousseau's und Fichte's. Solche Heroen, in denen sich alle Einzelstrahlen des Empfindens und Denkens wie in einem ruhigen Focus vereinigen und von dort wieder auf alle Folgezeiten zündend wirken; privilegirte Naturen, in denen die jedesmalige Menschheit ihr Adelsdiplom und sich selbst frei von den Schlacken der Begierde und der Ichsucht erblickt: sie sind die wahren Träger des geschichtlichen Gesetzes, die zuverlässigen Wegweiser auf den Kreuz- und Querbahnen der Ereignisse.

John Milton ist die ganze englische Rebellion in ihrer idealen Berechtigung, in all' ihrer Consequenz, aber frei von Sektirerei und Engherzigkeit, frei von dem Blute, welches den Handelnden anklebt. Seine volle Werthschätzung ist das Resultat neuester Forschung, bienenhaften Fleißes und streng

sachlicher Prüfung.*) Vielleicht wird der Gegenwart einst solches Verdienst gutgeschrieben werden, wenn man ihr auf der andern Seite zum Vorwurf macht, daß sie im innern Staatsleben unsicher hin- und hergetappt und nichts Gründliches geleistet habe.

John Milton wurde geboren zu London, am 9. Dec. 1608, 9 Jahre nach Cromwell, 8 Jahre nach Karl Stuart; er zählte 17 Jahre, als König Karl den Thron bestieg, und begriff mindestens von dieser Zeit an die sich vor ihm entwickelnden Dinge.

Sein Vater, gleichfalls John genannt, war Notar; er musicirte und componirte. In seinen Compositionen repräsentirt er das damals zwieschlächtige England: theils setzte er Madrigale, die den Engländern so homogene Form weltlicher Musik, theils geistliche Lieder, als Ausdruck der frommen Stimmung. Der Sohn sang, spielte und schätzte die Musik stets als Bildungs- und Erziehungsmittel, und zwar nicht blos im kirchlichen Sinne.

Mit 15 Jahren sehen wir ihn ergriffen von dem ernstreligiösen Geist, der bei der Beschaffenheit der Stuarts einen Ausbruch in Thätlichkeiten ankündigte. Er dichtete zwei Psalmen in englische Verse um. Aber schon im folgenden Jahre mischt sich das Studium der Antike, der Geist der Renaissance, in seine religiösen Anschauungen; in einer Elegie auf seinen Lehrer Thomas Young verbindet sich die Mythologie mit der Theologie.

Im Jahre 1625, mit 17 Jahren, tritt er als Pensionär in das Christ-College zu Cambridge. Hier verräth sich schon der ganze künftige Milton: die gediegene Verbindung von Renaissance und Reformation; in ihm endlich lernten sich Luther

*) Wir verweisen auf die Biographie des Engländers Masson, auf das fleißige, tüchtige, leider allzu ausführliche Werk von Alfred Stern und auf W. Bernhardi's Uebertragung der „Politischen Kampfschriften" Miltons nebst Biographie. Die beste Uebersetzung der beiden „Paradiese" ist von Bernhard Schuhmann, den wir jedoch nicht immer benutzt haben.

und Erasmus vertragen, wie in Cromwell Luther und Hutten. Diese Renaissance war davor gesichert, egoistische Betrachtung und unfruchtbare Gelehrsamkeit zu bleiben; dieser Puritanismus ließ den Seufzer nicht aufkommen: „Da Ihr noch die schöne Welt regiertet!“ Die Sprache des jungen Milton gewinnt schon jetzt eine bezaubernde Frische, seine Prosa ein classisches Maß.

Die geistige Freiheit, die sich der fromme Studiosus bewahrte, äußerte sich auch rein sachlich. Der Kepler'sche Zug zur Natur und ihrer Erkenntniß, die Fleming'sche Reiselust, der Drang nach Länder- und Völkerkunde, pulsirten mächtig in ihm. Das himmlische Jenseits hielt ihn nicht ab, die Erforschung des irdischen Diesseits stark zu betonen: „Besser als die Scholastik, das Quod sit, Quid sit, das Quotuplex zu betreiben, ist es, die Länder der Erde zu durchforschen, die Stätten der alten Heroen, Kriege und Gesänge, die Adria zu durchschiffen, den Aetna zu besteigen, Verfassungszustände der Völker zu studiren, die natürliche Beschaffenheit aller lebenden Wesen zu untersuchen, den Geist auf die geheimen Kräfte von Steinen und Kräutern hinzuwenden, am Himmel die vielgestaltigen Erscheinungen der Wolken, die zusammengepreßte Kraft des Schnees, den Ursprung der Thauthränen am Morgen, die Behältnisse des Hagels, die Geräthe der Blitze kennen zu lernen: und es sollte Euch die Absicht Jupiters oder der Natur nicht verborgen sein, wenn ein grausiger ungeheurer Komet dem Himmel Brand androht! In all' Diesem sei Euch der geliebte Aristoteles Meister, welcher uns solches größtentheils als Lehre hinterlassen hat.“

So sprach John Milton zu seinen Commilitonen in Cambridge, ehe er noch den Magistertitel erlangt hatte. Das Letztere geschah in seinem 24. Jahre. Und jetzt redet er durchaus baconisch, eigentlich aber spinozisch: „Wissen ist der Grund alles Großen und Herrlichen. Das Wissen soll der Führer des Willens sein.“ Baco, der 1625 gestorben war, hatte gleichfalls in Cambridge studirt und der Universität später ein

Prachtexemplar von der „Weisheit der Alten", sowie von der Instauratio Magna gewidmet. Diese Werke hat John Milton sichtlich studirt.

Führen wir aus Sterns erstem Bande noch ein Wort des herrlichen Jünglings an, das sich heute nicht mehr an die Ignoranten und Verächter der Wissenschaft, sondern an die vom Detail Uebersättigten, an die Blasirten des Realismus richtet: „Kein Tag verstreiche ohne Arbeit, den schwarzsichtigen Zweiflern zum Trotz, welche prophezeien, daß ja doch alle Arbeit durch die Zerstörung der Jahrhunderte, durch den endlichen Weltbrand vergeblich gemacht werde. — Recht handeln, ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben." Den letzten Satz könnte Kant geschrieben haben.

„Studirt Geschichte und Natur!" ruft der junge Magister wie Einer der Heutigen seinen Genossen zu — „die Natur, und wenn es möglich ist, das Empfinden der lebenden Wesen zu verstehen, sodann den Bau und die Pathologie des menschlichen Körpers, und zuletzt die göttliche Kraft und Gewalt des Geistes!"

Den Universitäts-Schlendrian hat der junge Titan schon damals gegeißelt, wie wir bei Gelegenheit des Comenius bereits erfuhren. Hören wir jetzt blos den Abschluß seiner Paräneſe. Also Geschichte und Natur! Wer sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hat, „für den fällt das Zufällige, Unvorhergesehene im Leben weg; seinen Geboten scheinen die Sterne zu gehorchen, ihm dienen Erde und Meer, Wind und Stürme sind ihm unterthan: Mutter Natur hat sich ihm selbst zu eigen gegeben, als wenn ein Gott der Weltherrschaft entsagt, und ihm Recht, Gesetze, Verwaltung wie seinem Statthalter überlassen hätte!"

So groß und kühn hat erst wieder Herder geschrieben. Läse das Einer unserer spiritualistischen Cardinäle von einem Heutigen, so wäre des Geschreies von humanistischem Uebermuth, verderblicher Selbstvergötterung, trostlosem Materialismus kein Ende. Man sieht aber zugleich, wie tief der religiös-politische

Kampf der englischen Rebellion alle Geister ergreifen mußte, daß ein Feuergeist wie Milton von jenen Anschauungen und Formen des Ausdrucks gebannt werden konnte. Oder vielmehr, man gewahrt, daß hinter dem Subjectivismus des Independententhums die Knospe der klaren Vernunft sich im Stillen ausbildete.

Ein Amt hat der hochbegabte junge Mann nicht antreten wollen; der Vater zwang ihn auch nicht, die praktische Juristenlaufbahn einzuschlagen; er ließ ihn ruhig zu Horton, westlich von London, in der grünen Natur sinnen und poetisch planen.

Im Frühjahr 1638 machte er sich auf zu den „Stätten der alten Heroen, Kriege und Gesänge". Der Weg ging über Paris, wo er Hugo Grotius, damals Gesandten der Königin Christine, kennen lernte. In Florenz war Galilei soeben mit Erlaubniß der Inquisition zurückgekehrt, als Milton, offenbar mit Verletzung der Vorschrift, ihn besuchte. Im „Verlorenen Paradiese" wird deutlich auf Galilei hingewiesen, da wo Satan den Schild auf dem Rücken trägt gleich einem Mond:

„Deß Rund
Durch optisch Glas Toskaniens Künstler schaut,
Am Abend von der Höh' Fiesoles."

Das Rollen aller Gestirne um die Erde, „der Dienst der Großen, dem Atom geweiht", erregt im 8. Buche Scrupel bei Adam; er möchte von Rafael Auskunft haben und dieser, der ihn zunächst auf das Anstaunen des Unbegreiflichen verwiesen hatte, bringt ihn zuletzt auf den richtigen Weg:

„Wie, wenn die Sonn'
Das Centrum wär' der Welt, und andre Sterne,
Durch ihre Anziehung und eigne Kraft
Erregt, um sie verschiedne Runden tanzten?
Den Wanderlauf, jetzt hoch, jetzt tief, verborgen,
Fortschreitend oder rückwärts, stille stehend,
Siehst Du an Sechs, wie, wenn der Siebte auch,
Der Erdplanet, so stockestill er scheint,
Unmerklich sich dreifacher Art bewegte?"

Diese Stelle beweist, daß der Baconianer Milton festen

Fußes über des Meisters Beschränktheit hinausgegangen war: Die starre Orthodoxie der Josuahgläubigen erhielt da einen harten Stoß; noch undogmatischer aber ist die Aeußerung Miltons aus dieser Zeit der italienischen Reise: der Sündenfall sei ein „Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit".

Der Vorfahr Lord Byrons wollte grade von Neapel nach Sicilien und von da nach Griechenland reisen, um sich an den classischen Stätten die Seele völlig zu befreien, als er Nachricht aus der Heimath erhielt, der Sturm sei in Schottland ausgebrochen. Da kehrte Milton um, seinem Vaterlande gewärtig zu sein. Die in Italien überall gefeierte englische Renaissance, die auch in Petrarca's Sprache zu sonettiren verstand, begab sich zunächst nach Genf, zum Sitze der calvinischen Reformation, um des Gegenpols nicht verlustig zu werden; und dann gings von Genf nach London, wo der Calvinismus sich anschickte, in Thaten auszuschlagen. Am 19. August 1639 war Milton wieder zu Hause.

Jetzt ließ der Dichter seine sämmtlichen dramatischen und epischen Pläne ruhen, er wurde ganz Politiker. Sehr lehrreich und die beste Einleitung zum Verständniß der Rebellion ist die Schrift vom Juni 1641: „Von der Reformation in Betreff der Kirchenverfassung in England und von den Ursachen, welche sie bisher gehindert haben" in zwei Büchern, an einen Freund. In klarster und gründlichster Weise wird der Verlauf der Reformation von Heinrich VIII. an dargestellt, der ursprüngliche Mangel derselben bloßgelegt, dem Protector Edw. Somerset unter Edward VI. alle verdiente Ehre angethan, die Regierung der Elisabeth als der Ausgangspunkt des gegenwärtigen Streites betrachtet. „Von dieser Zeit an folgten nichts als Einkerkerungen, Wirren, Ungnade gegen alle diejenigen, welche die Beschlüsse der Convocation (des anglicanisch-geistlichen Parlaments) tadelten, und diese wurden sogleich mit dem Namen Puritaner gebrandmarkt."

Der Verfasser redet nicht vom Dogma, polemisirt aber um so stärker gegen die bischöfliche Kirchenverfassung, gegen

den „irreligiösen Stolz und die hassenswerthe Tyrannei der Prälaten", und erklärt, wenn man diese Angelegenheit jetzt „der reinen Religion oder der gesunden Vernunft gemäß" ordnen wolle, so müsse man damit anfangen, „die schädliche und krankhafte Geschwulst des Prälatenthums ohne Scheu vom Staatskörper abzuschneiden, und aus dem Schisma heraus zur Uebereinstimmung mit unsrer nachbarlichen reformirten Schwesterkirche kommen". Wobei er glaubt versichern zu können, daß die neue Kirchenzucht „eben so gut zur Monarchie passen wird, wenn auch die ganze Zunft der Aphorismenschreiber und Afterpolitiker uns überreden möchte, daß es geheime und mysteriöse Gründe gegen dieselbe gebe". Natürlich konnte Milton nicht wissen, daß Karl Stuart für die Existenz der Bischöfe seinen Kopf einsetzen würde.

In heftigster und geistreichster Weise wird gegen die Jäger auf Bisthümer, Diakonate, Präbenden und Canonicate losgezogen. „Sie möchten von uns erbitten, daß wir das Rauschen ihrer seidenen Obergewänder beständig ertragen und lieber unser Zwerchfell zersprengen als lachen sollen, wenn wir sie in all' ihrem Linnen und Tafft, in ihrem Tau- und Takelwerk, mit einem geometrischen Rhomboid auf dem Kopfe, daher segeln sehen." — Nur eine frei gewählte Kirchenversammlung, eine Landessynode, kann nach Miltons Meinung dem Unfug steuern.

Im selben Jahre 1641 trat er gegen den Bischof Usher von Armagh (Irland) mit der Schrift auf: „Ueber prälatisches Bisthum und ob dasselbe aus den apostolischen Zeiten hergeleitet werden kann". Hier verräth sich der gründliche Kenner der Kirchengeschichte, der den Wust falscher Traditionen und absichtlicher Geschichtsverderbniß wegfegt.

Zu Anfang 1642, als die Dinge in Fluß geriethen, als jeder Ehrenmann es für seine Pflicht halten mußte, für seine Meinung einzustehen, veröffentlichte Milton mit vollem Namen die Schrift: „Das Wesen der Kirchenverfassung klargestellt gegen das Prälatenthum". Milton gab aber nicht blos seinen

Namen, sondern zugleich eine Art Selbstbiographie, damit das Publicum wisse, mit welchem Manne es da zu thun habe.

Wir schalten hier eine interessante Abhandlung ein, die zwar erst 1659 gedruckt wurde, jedenfalls aber schon zehn Jahre früher bei dem „Parlament der Republik England und deren Provinzen" eingereicht worden war, und dem gedanklichen Inhalte nach ihren besten Platz um das Jahr 1643 findet, weil die sich damals vollziehende Scheidung von Presbyterianern und Independenten hier in aller Schärfe zum Ausdruck kommt. Es ist Miltons „Theologisch-politischer Tractat" und führt den Titel: „Von der weltlichen Macht in kirchlichen Angelegenheiten".

Der Verfasser stellt sich auf den historisch-protestantischen Standpunkt: Schrift gegen Kirche; aber, fügt er sofort hinzu: Keiner hat das Recht, die Schrift für Andere auszulegen. Ein solcher „überhebt sich nicht allein über die Kirche, sondern auch über die Schrift und über die Gewissen anderer Menschen, — eine allzu großer Vermessenheit für einen Sterblichen, da jeder wahrhafte Christ das Wort Gottes vor sich, den verheißenen heiligen Geist und den Sinn Christi in sich hat", 1. Korinth. 2, 15: „Der geistliche Mensch richtet Alles, aber er selbst wird von Niemand gerichtet".

Dieser Individualismus der Independenten wird für Milton auch nicht durch den Einwurf getroffen: er zerstöre alle Kirchenzucht. „Meine Antwort ist, daß das Vernommene die ungefälschte Schrift ist, welche kirchliche Urtheilssprüche und Entscheidungen nicht verbietet, außer wenn sie in Gewaltthätigkeit gegen ein nicht überführtes Gewissen auslaufen." Er steht, wie Luther, auf der Schrift; aber er hält und erklärt den Geist der Schrift für discutirbar, dafern nur Schrift gegen Schrift in's Feld geführt werde.

In derselben Abhandlung befindet sich die Antwort auf eine Frage, die wir schon bei Cromwell in Irland berühren mußten, die aber erst hier eine kritische Antwort erhält: Warum, wenn alle Christen die Schrift frei auslegen und

in ihrem Gewissen nicht gezwungen werden dürfen, kommt dies den Katholiken nicht zu gute? Der Katholicismus, ganz abgesehen davon, daß er die Prüfung der Schrift nicht gestattet, kann nach Milton gar nicht als Religion angesehen werden, „sondern vielmehr für ein römisches Fürstenthum, welches darnach strebt, seine alte Weltherrschaft unter einem neuen Namen und dem leeren Schatten einer katholischen Religion aufrecht zu erhalten, die fürwahr eine katholische Ketzerei gegen die Schrift genannt und mit Recht daher außerhalb Roms als verdächtig von der Obrigkeit nicht geduldet wird". Uebrigens mache der Katholicismus das Gewissen blind und dieses verwirke seine christliche Freiheit. — So lag die Sache allerdings seit den Tagen Philipps II.; die englische Nation stand in Waffen gegen die Usurpation der prätendirten römischen Weltherrschaft. Man vergesse nicht, daß Reformation und Nationalstaat Zeitgenossen waren.

Milton zählte 34 Jahre, als er sich verheirathete. Marie Powell, die Tochter eines Friedensrichters zu Forestill in Oxfordshire, zählte erst 18 Jahre, als sie im Juni 1643 dem durchaus unpraktischen Manne angetraut wurde. Ihre Familie war streng royalistisch. In Miltons Hause fand sich nichts vorbereitet. Die Illusion verflog in sehr kurzer Zeit, denn am 1. August 1643 war Miltons „Tractat über die Ehescheidung" schon fertig. Wie gröblich sich der hochfliegende Idealist getäuscht sah, das liest man klärlich aus dieser Abhandlung heraus.

Seine ganze sittliche Reinheit und Freiheit, aber auch zugleich die ganze Energie seines edlen Willens treten da hervor. Nicht um „Vertheidigung von Leichtfertigkeit und Ausschweifung oder des nicht zu billigenden Treubruchs" handelt es sich ihm, wenn er das Recht auf Ehescheidung vertritt, „sondern nur, daß gegen Diejenigen, welche sich unbedachtsam in einer vorher von ihnen niemals versuchten Sache zu Sklaven einer unglücklichen und elenden Ehe gemacht haben, ein billiges und liebevolles Mitleid geübt werde". „Abnei-

gung, Nichtübereinstimmung oder Unvereinbarkeit der Gemüther, welche die Hauptwohlthaten des ehelichen Zusammenseins — Trost und Frieden — hindern", sind ihm ein stärkerer Grund zur Ehescheidung als alles Andere. Daß die erste Einsetzung der Ehe Untrennbarkeit angeordnet habe, bezweifelt er vorab deßhalb, „weil die Einrichtung nicht so rebellisch gegen Natur und Vernunft sein konnte, daß sie sich über den Zweck und die Person, für welche sie eingesetzt war, weggesetzt hätte". Natur und Vernunft!

Hochpoetisch bringt er die antike Parabel von Eros und Anteros zur Geltung, wie Eros sich in falschen Begegnungen täuscht, seine Kraft und Schönheit verliert, bis ihn Anteros mit gleichem und ebenbürtigem Feuer entzündet. „Es ist ein geringerer Bruch der Ehe, bei Zeiten sich in ruhiger und kluger Uebereinstimmung zu trennen, als das Geheimniß der Freude und Vereinigung beständig durch eine befleckende Traurigkeit und stete Mißlaune zu vernichten und zu entweihen."

Natürlich waren solche tiefe und feine Gründe nur für die Philosophen bestimmt; die Zeit des Verfassers aber war theologisch, und da mußte sich denn Milton durch die Mäander der Bibel hindurchwinden, Autorität mit Autorität bekämpfen. Das Alte Testament widerspricht dem Neuen, und der puritanische Christ war genöthigt, sich auf Moses zu stützen, der wider Christus und die Apostel ist. Deuteron 24, 1: „Wenn Jemand ein Weib nimmt und sie ehelicht, und sie findet nicht Wohlgefallen in seinen Augen, weil er einige Unreinheiten an ihr gefunden hat, so möge er ihr einen Scheidebrief schreiben und ihn ihr in die Hand geben und sie aus dem Hause schicken." Wie plump und wie tyrannisch gegen die sittlichen Motive, die oben angeführt wurden!

Nach erledigter Theologie kommt wieder der Mensch zum Vorschein: „Erzwungene Tugend ist wie ein über das Ziel hinausgeschossener Bolzen. Das ganze Uebel stammt von den kanonischen Doctoren, die aus der Ehe ein Sacrament gemacht haben. In der That sind die Papisten, welche die

Scheidung am strengsten verbieten, die leichtfertigsten Wüstlinge in Zulassung der gröbsten Unkeuschheit." „Was gegen die Natur ist, ist gegen das Gesetz." Wir aber, „abergläubisch am Buchstaben klebend, indem wir nicht wagen, mit unsern freien Gedanken in den ganzen Umfang der Natur und der Religion einzudringen, geben uns dazu her, unter der Tyrannei angemaßter Meinungen zu dienen. Zwischen einem Abgrund von unnöthigem Unheil auf jeder Seite, und bei jedem falschen Lärm zusammenfahrend, wissen wir vor dem verworrenen Getön panischer Schrecken in unsern Ohren nicht, wohin wir unsern Fuß mit männlichem Vertrauen und christlicher Entschlossenheit setzen sollen".

Natur und Religion — männliches Vertrauen und christliche Entschlossenheit — Vernunft und Bibel: man hat sich wohl hinlänglich überzeugt, wie mühsam Milton sie zusammenhält und auf welcher Seite seine Stärke liegt.

Man erwäge jetzt folgende Stellen aus der Abhandlung über „Das Lehensrecht der Könige und Obrigkeiten", welche gleichfalls noch vor der Hinrichtung des Königs begonnen war, und man wird sehen, wohin das Zünglein der Wage, trotz aller abziehenden Strömung der Zeit, neigt. Wenn man annehme, daß das Volk ganz für den König und er nicht für das Volk geschaffen sei, und das Volk, in seiner Gesammtheit genommen, geringer als er, der Einzelne, gedacht werden müßte, so sei eine solche Behauptung „eine Art von Verrath gegen die Würde des Menschengeschlechts". Dann spricht Milton von einem „wechselseitigen Bund der Freundschaft und Bruderschaft zwischen Mensch und Mensch über die ganze Welt hin, und daß uns auch das englische Meer nicht von dieser Pflicht und Verbindung trennen kann", obwohl „ein engeres Band zwischen Mitunterthanen, Nachbarn und Freunden besteht". Endlich da, wo er von dem historischen und kirchlichen Rechte spricht, die Könige abzusetzen, zu bannen und zu tödten, fragt er, was das weltliche Gesetz hindere, „auch ohne besondere Schriftstelle seine Befugniß zur Hinrichtung Dessen aus-

zudehnen, der sich eines peinlichen Verbrechens schuldig gemacht — da doch Gerechtigkeit und Religion von einem und demselben Gotte stammen, und die Werke der Gerechtigkeit oftmals annehmbarer sind?"

Die Frömmigkeit Miltons in Ehren, aber der Geist der Antike und der Renaissance tritt ihr sehr oft auf die Ferse; Macchiavelli tönt oft stärker aus seinen Argumentationen heraus als Bibelerklärer und Bekenntnißredactoren; der Humanismus siegt alsdann über Martin Luther. Wie Oliver Cromwell sich durch die That von gemüthlicher Befangenheit befreite, so rettete sich John Milton an der Hand der Alten aus nebuloser Contemplation.

Daß Milton die erste Stufe der Opposition, den Presbyterianismus, mit dem Ausbruche des Bürgerkrieges überschritt, haben wir bereits angedeutet. Sehen wir jetzt näher zu, wie es mit dieser Wandlung beschaffen war. Wenn wir unsere Anführungen zum Theil aus noch nicht erwähnten Schriften nehmen, so verschlägt das um so weniger, als gerade diese Schriften vollendete Entwicklungsphasen bezeichnen.

Als das Presbyterthum staatlich durchgeführt war, erklärte Milton in der Abhandlung „von der weltlichen Macht in kirchlichen Angelegenheiten": „Es herrscht ein allgemeines Murren, man glaubt sich wieder vor Inquisition und Büchercensur zu befinden; jedes Buch und das Rauschen jedes Blattes wird gefürchtet; Menschen, denen vor kurzem noch das Predigen untersagt wurde, verbieten uns jetzt das Lesen alles dessen, was ihnen nicht beliebt. Es droht eine abermalige Zwingherrschaft über die Wissenschaft; kein Zweifel, daß Bischof und Presbyter für uns dasselbe bedeuten."

In der „zweiten Vertheidigung für das englische Volk" spricht er von den presbyterianischen Geistlichen, die „erst drei oder vier Pfründen an sich gerissen, aus denen sie die Episkopalen weggedonnert," dann aber ihre Pfründen ebenso verlassen und sich derselben Sünde schuldig gemacht hätten, gegen welche sie früher losgefahren. „Sie haben auch nicht mehr einen Funken Scham.

Sie sind nun eifrige Vertheidiger des göttlichen Rechtes der Zehnten geworden, und wahrlich, da ihr Durst nach Zehnten so unersättlich ist, sollten sie mit dieser Waare ganz vollgestopft werden und nicht nur den zehnten Theil von den Früchten der Erde, sondern auch von den Wellen der See erhalten." „Erst haben sie den König als Urheber so vielen Elends und Blutvergießens für schuldig erklärt und dann sich angestellt, als bemitleideten sie seine Lage."

Im „Oberlehensrecht der Könige und Obrigkeiten" heißt es: „Als es sich um ihren Geldbeutel handelte, waren die Presbyterianer gute Patrioten und schienen die bessere Sache unterstützen zu wollen; als aber die Uebrigen auch die Wurzeln und Ursachen des Elends und der Knechtschaft entfernen wollten, da verwandelten sich Jene, die gegen ihren König geeifert und die Waffen getragen, ihn entsetzt, der Weihe beraubt, auf ihren Kanzeln verflucht hatten, in Rebellen gegen ihre eigenen Grundsätze und brandmarkten als treulos, was nur die Folge ihrer eigenen früheren Handlungen war." — Zustimmend sagt ein Erklärer von Butlers „Hudibras", dem massiven Spottgedicht über die Puritaner: „Es ist völlig ausgemacht, daß viele der Königsmörder durch die schrecklichen Verfluchungen aufrührerischer Prediger von der Kanzel herab in die große Rebellion hineingezogen wurden." Die presbyterianische Kanzel hatte den Brand entzündet, den sie nachher mit Lästerungen zu löschen suchte.

Diese Pfaffentaktik wird weiterhin höchst anschaulich also charakterisirt: „Die Geistlichen machen nicht weniger geschickte Stellungen und Bewegungen und von nicht geringerer Mannigfaltigkeit als diejenigen, welche auf dem Artillerieplatze Kunststücke treiben. Manchmal scheinen sie wüthend vorwärts zu marschiren, und marschiren augenblicklich entgegengesetzt; dann und wann stehen sie still und ziehen sich sodann zurück, oder spähen umher, oder schwenken mit unmerklicher Schlauheit und Geschicklichkeit in ganzer Masse, um sich durch Terrainwechsel in vortheilhafte Lagen hineinzuwinden. Die Vorsehung allein

aber ist die Trommel, die Vorsehung allein das Command
wort, welches sie von oben herab ruft — immer zu einer r
cheren Pfründe, zu dieser und jener Beförderung."

Nach der Kritik das Glaubensbekenntniß: „Die meist
Menschen sind zu Bürgerkriegen und Empörungen als zu
was Neuem im aufregenden Moment geneigt; aber sie werd
träge, unbeständig, geistesschwach, bevor ihre gerechtesten Ford
rungen nur halb erfüllt sind, und aus angeborener Feigh
und Schlechtigkeit verrathen sie, oft zu ihrem eigenen Verderbe
Menschen von edelstem Charakter, die mit ihnen zu Zweck
verbunden waren, deren jene Unbesonnenen gar nicht fäh
sind. Wenn Gott und eine gute Sache den Sieg verliehe
dessen Consequenz Aenderung der Gesetze, Wechsel der Reg
rung, Sturz der Fürsten und ihrer Familien ist: dann kom
die Reihe an die Helden, die Arbeit auf sich zu nehmen, wel
im Schweiß des Antlitzes, mitten unter Gedränge und Lär
gemeiner Menschen gethan werden muß."

Milton tritt offen als Independent auf. Er trug n
Cromwell das Princip der vom Staate gänzlich unabhängig
Gewissensfreiheit in sich; er war entschieden für die freie Ve
einigung von Glaubensgenossenschaften. Er sagt ausdrückli
Man müsse die Kirche ihrer eigenen Verwaltung überlasse
den Staat von diesem lästigen Dienst befreien. Beide G
walten dürften nicht länger „Unzucht miteinander treiben". D
Kirche seien die Staatsbesoldungen, d. h. die Macht zu verfolg
zu nehmen. Da seien die Wechsler, welche nicht nur mit Taube
sondern auch mit der Taube des heiligen Geistes schacherte

Die letzte Consequenz dieses independentischen Kirche
rechts wurde in der Praxis nicht gezogen. Der englische Sta
der Revolution blieb zwischen dem officiellen Presbyterthu
und der Toleranz stecken; er mischte sich ein und mischte si
nicht ein. Und doch war der Gedanke einer gänzlichen Tre
nung des Geistlichen vom Weltlichen schon mehr als ein D
cennium vor Milton kategorisch gefordert worden. Im Jah
1631 hatte Roger Williams den Begriff des confession

losen Staates aufgestellt. Dieser damals und in Europa heute noch verlorene Posten behauptete, der Staat hat weder eine Confession, noch hat er von den Bürgern eine solche zu verlangen; es kommt ihm nicht zu, einen Eid aufzulegen; er hat nur als Polizei Blasphemie, Idolatrie und Störung des kirchlichen Lebens zu verhüten und zu strafen. Williams mußte selbst aus Neuengland zu den Indianern fliehen, die er als Eigenthümer des Bodens und als Menschen behandelte. Unter den Rothhäuten legte er den Grund zur Stadt Providence.

Auf der englisch-schottischen Synode, die in Folge von „Ligue und Covenant" zu London tagte, befanden sich fünf Männer, die ebenfalls wider den Strom schwammen. Goodwin war ihr Haupt. Sie verlangten Gewissensfreiheit auch für Türken, Juden und Papisten. Die Majorität der Presbyterianer aber beharrte bei der Unduldsamkeit: London solle kein Amsterdam werden!

Miltons hochwichtige Schrift „über Erziehung", in welcher voll und ganz der Flügelschlag des Humanismus rauscht, hat ihre Besprechung in dem Abschnitt über Amos Comenius gefunden, wohin wir den Leser verweisen. Nur das Eine sei hinzugefügt, daß Milton zu den Pädagogen gehört, welche die Erziehung sich nicht ohne Einwirkung des Staates denken können. Er verlangt von der Obrigkeit, daß sie „nach Muster der berühmten Regierungen des Alterthums" sich um „die Einrichtung der öffentlichen Feste und Lustbarkeiten" kümmere, damit diese nicht wie bisher „als Reizmittel der Trunkenheit und Wollust" dienen, sondern zur Stärkung von „Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit". Die Kanzel allein reiche nicht aus, man müsse das Volk „bei bestimmten Festen in den Theatern und Hallen, oder wo es sich sonst Erholung und Bildung suche — erziehen."

Was über und für die Preßfreiheit zu sagen ist, das enthält scharfsinnig und begeistert zugleich Miltons „Areopagitica, eine Rede für die Preßfreiheit. An das Parlament von England." Und zwar ist dieses Höchste und Beste im Jahre 1644

gesagt worden, als der Verfasser das Parlament zur Revision eines Gesetzes aufforderte, welches den ominösen Titel führte: „zur Regulirung der Presse" und verordnete, „daß kein Buch, Pamphlet oder Zeitungsblatt hinfort gedruckt werden soll, wenn es nicht von Denjenigen oder Einem Derjenigen, die dazu ernannt sind, zuvor gebilligt und censirt ist. Es ist heutzutage obsolet von der „Preßfreiheit" zu reden. Jedermann weiß, was sie sein sollte und nicht ist. Wo sie dem Namen nach existirt, da zerstören Inspiration und Corruption selbst diesen Schein. Ein besonderer Strafcodex für Preßvergehen ist nun gar die directe Aufhebung dessen, was gegeben worden. Auch Milton theilte noch das Vorurtheil der Nothwendigkeit einer besonderen Preßjurisdiction. Er leugnet nicht, daß es von der größten Wichtigkeit für Kirche und Staat sei, ein wachsames Auge auf Bücher und Menschen zu haben, die Uebelthäter zu strafen und einzukerkern. Er beruft sich auf Athen, wo zwei Arten von Schriften die Aufmerksamkeit der Obrigkeit in Anspruch nahmen, einmal die gotteslästerlichen und atheistischen, sodann die verleumderischen. Er sieht aber nicht, daß nur die letzte Kategorie Stich hält und daß diese einfach dem gemeinen Rechte verfällt.

Was wir aber an Milton zu verehren haben, das ist seine Darstellung des Wesens der Preßerzeugnisse, die Offenbarung, die er zuerst der Welt über die Bedeutung einer Geistesthat machte. „Bücher sind nicht unbedingt todte Dinge, sondern enthalten eine Nachkommenschaft von Leben in sich, die eben so thätig sein wird wie die Seele, aus der sie entsprangen; ja sie bewahren wie in einer Phiole die reinste Wirksamkeit, das reinste Extract des lebendigen Geistes, der sie erzeugte. Ich weiß, daß sie so lebendig und kraftvoll productiv sind wie die fabelhaften Drachenzähne, und daß aus ihnen möglicherweise bewaffnete Männer hervorwachsen. — Es ist fast eben dasselbe, einen Menschen oder ein gutes Buch zu tödten. Wer einen Menschen tödtet, der tödtet ein vernünftiges Wesen, ein Ebenbild Gottes; wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die

Vernunft selbst, tödtet Gottes Ebenbild im Keime. . . . Es wird ein Mord begangen, und wenn dies auf die ganze Auflage ausgedehnt wird, eine Art von Gemetzel, dessen Ausführung die ätherische und feinste Essenz, den Athem der Vernunft selbst trifft und mehr eine Unsterblichkeit als ein Leben erschlägt." —

Ein kleines Intermezzo in großen Dingen. Miltons Gattin, die sich nach den Flitterwochen wieder in ihre Heimath begeben hatte, erschien im Jahre 1645 wie durch einen Theatercoup vor ihrem erstaunten Manne, bereitete ihm eine Rührungsscene, die mit Versöhnung endigte und verdrängte so eine Andere, auf die Miltons Augen mittlerweile gefallen waren und die er sogar heimzuführen gedachte. Das Jahr darauf wurde dem versöhnten Paare eine Tochter geboren, die elend genug aufwuchs; 1648 folgte ein zweites Mädchen.

Ein zukunftsvolleres Ereigniß war die Grundlegung der künftigen Akademie, der Royal Society, die ebenfalls in das Jahr 1645 fällt. Milton, der vermeintliche Schwärmer, den die Meisten nach Klopstock beurtheilen, ohne beide recht zu kennen, war der Erbe des Baconischen Traumes, die strengen Wissenschaften corporativ zu pflegen. Milton und sein Freund Hartlieb traten sammt ihren Bekannten im Jahre 1645 zu naturwissenschaftlichen Zwecken in London periodisch zusammen. Sie bildeten in der That die Säulen des Invisible College, welches Bacon zu gründen beabsichtigte, und die Restauration drückte das Siegel auf die Bestrebungen ihres größten Gegners.

Die Publicistik, die Milton so meisterhaft handhabte, erfüllte sein vastes Ingenium durchaus nicht. Immer kam er in großen Momenten auf sie zurück, stets bereit, ihr seine gewaltige Schlachtfeder zu leihen; aber nie ging er einseitig in ihr auf, stets beschäftigten ihn große literarische Pläne. Er stand bereits in Diensten des Langen Parlaments, als der Proceß des Königs begann; die Schrift „Vom Oberlehensrecht der Könige und Obrigkeiten" war nahezu fertig. Als die Republik proclamirt wurde, trug er sich mit einem lateinischen

Wörterbuche, einem System der Theologie und einer Geschichte des englischen Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Alles dies mußte zurückgeschoben werden, als ihn der Staatsrath der Republik zum Secretär für die fremden Sprachen ernannte. Da gab es Anderes und viel zu thun. Milton eröffnete seine Thätigkeit mit einer Ankündigung der neuen Lage der Dinge in England an die Stadt Hamburg. Bald wurde ihm eine größere Aufgabe gestellt.

Ein französischer Gelehrter und Grammatiker, Claude de Saumaise, Salmasius, der in Heidelberg Protestant, dann Professor an der Universität Leyden geworden war, schrieb im Jahre 1649, im Solde des Prinzen von Wales (sumptibus regiis) eine Defensio regia pro Carolo primo ad Carolum II., „Königliche Vertheidigung für Karl I., an Karl II." Der Staatsrath der Republik beauftragte seinen Secretär mit der Beantwortung dieser Schrift.

1651 erschien John Miltons Pro populo anglico, „Vertheidigung des englischen Volkes," wohl die bedeutendste, schneidigste, witzigste, erbarmungsloseste Abführung eines politischen Gegners in den Annalen der Weltliteratur.

Wie feierlich ist gleich der Eingang! „Die bedeutendsten Männer unserer Republik haben es durch ihr Ansehen dahin gebracht, daß ich dieses Werk unternahm, damit ich dasjenige, was sie unter Gottes Führung mit großem Ruhme vollbrachten, wider Mißgunst und Verleumdung, wogegen Schwert und Kriegsrüstung nichts vermögen, mit einer anderen Art von Waffe vertheidigen möchte.".

Die Verbrechen des Königs werden in knappster Form aufgezählt und erörtert: Karl war ein „Tyrann", denn er hat ungerechte Steuern eingetrieben und den Besitz dreier Nationen vergeudet; er hat das Parlament, den Zügel seiner Gier, beseitigt und deutsche Reiter und irländisches Fußvolk in die Städte und Ortschaften gelegt; er hat Ceremonien und Gebräuche aus dem Papstthum in die Kirche eingeführt, die Widerstrebenden in Kerker und Verbannung geschickt, die Schotten zweimal be-

kriegt. Er war ein „Verräther“: Papisten in Irland hat er ausgehoben, den König von Dänemark mit Geschenken zur Absendung von Hülfstruppen bestochen, dem englischen Heere die Plünderung Londons, dem schottischen vier neue Provinzen versprochen. Er war ein „Mörder“: auf seinen Befehl haben die Irländer zu den Waffen gegriffen und die Protestanten massenhaft umgebracht. Der König ist mithin als „Tyrann, Verräther und Mörder“ mit Recht verurtheilt worden.

Schlagender ist wohl die patriarchalische Theorie von der göttlichen Gewalt der Könige, wie sie Robert Filmer nach der Enthauptung Karls im Manuscript niedergelegt hatte, obgleich das Buch erst 1680 im Druck erschien, nicht widerlegt worden, als hier von Milton. Man muß annehmen, auch er habe das Manuscript des Patriarcha or the national power of kings in Händen gehabt, wenn man folgende Stelle liest: „König und Vater sind völlig von einander verschieden. Der Vater hat uns erzeugt, nicht aber der König; wir brachten vielmehr den König hervor. Den Vater gab die Natur dem Volke, den König gab das Volk sich selbst. Also ist das Volk nicht des Königs wegen, sondern der König des Volkes halber da. Wir ertragen auch einen mürrischen, harten Vater, ebenso ertragen wir den König; aber wir ertragen nicht einmal einen tyrannischen Vater. Wenn der Vater den Sohn tödtet, wird er am Leben gestraft; warum soll der König nicht auch an dieses höchst gerechte Gesetz gebunden sein, zumal der Vater nicht im Stande ist zu bewirken, daß er nicht Vater, der König aber sehr leicht, daß er weder Vater noch König ist.“

Man nehme dazu eine Stelle aus dem „Iconoklastes“ („Bilderzertrümmerer“, einer gegen das „Königliche Bild“ gerichteten Schrift Miltons), worin er den König als den bloßen Ausdruck der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt betrachtet, der als König nichts Uebles thun könne, weil Parlament und Gerichtshöfe eigentlich die Handelnden seien, der aber, sobald er Uebles thue, nicht mehr König, sondern Tyrann sei: so hat man das Staatsrecht der kommenden liberalen Opposition,

eines Algernon Sidney und W. Russell, ja die ganze Staatslehre John Locke's im gedrängten Auszuge vor sich.

Angesichts des Processes aber erhebt sich Milton's Anschauung von der Souveränität des Volkes zum Republicanismus, wenn es („Oberlehnsrecht" u. s. w.) heißt: „Diejenigen, welche, wie wir es thun, eine freie Nation zu sein sich rühmen, und dennoch nicht die Kraft in sich haben sollten, einen obersten oder untergeordneten Regenten aus dringenden Ursachen zu entfernen oder abzuschaffen, mögen ihre Phantasie an einer lächerlichen und gemalten Freiheit ergötzen, gut um Kinder zu hintergehen; in Wirklichkeit aber lebten wir alsdann unter Tyrannei und Knechtschaft, weil der Macht entbehrend, der Wurzel und Quelle aller Freiheit. Ohne diese natürliche und wesentliche Macht einer freien Nation können wir, wenn wir auch den Kopf hoch tragen, bei richtiger Schätzung für nichts besseres als für geborne Sklaven und Vasallen unter der Lehnshoheit und als Besitz eines erblichen Herren gehalten werden."

„Es ist nicht, noch soll es sein, der Ruhm eines protestantischen Staates, niemals einen König hingerichtet zu haben; es ist vielmehr der Ruhm eines protestantischen Königs, den Tod niemals verdient zu haben."

Das Exempel wird Andern zur Lehre, den Völkern zum Segen, „damit kein zügelloser Herrscher oder Tyrann sich künftighin solche große und unverantwortliche Frechheit gegen das Menschengeschlecht herausnehme, ganze Königreiche zu verwüsten und das Oberste zu unterst zu kehren, als ob die Menschen vor seinem verderbten Willen nicht mehr wären als ein Haufen Ameisen."

Unerschöpflich ist zugleich die Ader des Witzes bei diesem gestrengen Staats- und Kirchenrechtslehrer. Wer sich das Independententhum als nothwendig verbunden mit pietistischer Kopfhängerei gedacht hat, der lasse sich rasch durch John Miltons ausbündigen Humor und seine göttliche Grobheit bekehren. Wenn Shakespeare's derbes Sylbenstechen und sein sich selbst überschlagender Witz mit der Bühne versunken und verschwunden

war, in Miltons Polemik lebte etwas Aehnliches wieder auf. Dieser Anführer aller republicanischen Geister war so kreuzfidel in seinem Herrn, daß er die Klinge Samuel Butlers schärfer und vernichtender als dieser selbst führte. Auf der Höhe der Reformation durchwehte ihn auch hier wieder der Geist der Renaissance, wiederhallte das Echo der alten classischen Komödie. Das hat der unglückliche Salmasius erfahren, der wie ein geschundener Marsyas aus den Händen des richtig treffenden Apollo entkam; das hat auch jener Schotte Morus erprobt, den Milton im Verdacht hatte, die zweite Schmähschrift gegen die Republik, den Clamor regii sanguinis, den „Schrei des königlichen Blutes", verfaßt zu haben, zu dem allerdings Morus nur die Vorrede geliefert hatte, während der Verfasser ein gewisser Molinaeus, Dumoulin, war.

Lassen wir uns an Salmasius genügen, der für Alle erkauften Sünder Buße gethan. Geben wir ein Pröbchen von der Milton'schen Polemik und entschuldigen wir die allzustarken Dosen mit der Zeit und den Umständen, mit einer tief erregten und offenherzigen Menschheit. Es ist nöthig, den Dichter des „Verlornen Paradieses" auch einmal in Hemdsärmeln zu sehen, wie er in groben Klotz den gröberen Keil hineintreibt. ‚Defensio regia, Königliche Vertheidigung!' „was will das sagen, Du Grammatiker? Was in aller Welt hat die ‚Vertheidigung' mit ‚Königlich' zu thun? Wie denn, wenn Einer nachwiese, daß die Vertheidigung erbärmlich ist, was wird dann aus Regia, Königlich? Oder ist sie Königlich, weil sie Dir ein König bezahlt hat?"

Sehen wir uns die „Faseleien und Lügen dieses ausländischen Schreihalses" näher an! Betrachten wir die „Unverschämtheit dieses ungeleckten Literaten, den Wolkenbruch des Professoren-Jargons"! ‚Parricidium in persona regis admittere', Vatermord an der Person des Königs begehen: „wegen derartiger französisch-lateinischer Verbrechen, von denen es bei Dir wimmelt, wirst Du nicht von mir, der ich keine Zeit dazu habe, wohl aber von Deinen Mitmagistern abge-

straft werden, denen ich auf das Gelächter und die Maulschellen, die Dir gewiß sind, zutrinke." — „Du Hundsfott . . . mit Recht haben die Generalstaaten Hollands, die Nachkommen der ehemaligen Befreier des Vaterlandes, diese tyrannische, der Freiheit der Völker gefährliche Vertheidigungsschrift durch ihr Edict zu Nacht und Finsterniß verdammt." (Salmasius mußte in Leyden quittiren und ging nach Schweden, wo aber die Königin Christine wieder Partei für Milton ergriff und er seines Bleibens nicht fand)

„Die Verleumdungen und Lügen eines einzelnen unverschämten Schlingels, der von den Feinden des Vaterlands für Geld gedungen, nicht anstand, das Falscheste zusammenzuraffen." Der Apostat, der in seinem Apparatus contra primatum Papae früher selbst gelehrt hatte: „Die Kirche müsse vom Episkopat zu der apostolischen Einrichtung der Presbyter zurückkehren." Und jetzt klagt er England dafür an, daß es solches durchgeführt!

„Du Kohlkopf, was gehen Dich unsere Gesetze an?" „Nichtsnutziger Mensch und stroherner Ritter." — „Allergrößter Dummkopf . . . Nichtsnutzigster aller Zweifüßler." „Obgleich Du ein Schmutzfleck und ein Schandfleck aller Sprachmeister bist, wirst Du doch nicht im Stande sein, den ewigen Ruhm der Engländer zu beflecken." — „Du Kornwürmchen, auf jeder Seite gedreht und gewunden." — „Ein Jeder aus der Hefe des Volkes, der nur die Ueberzeugung hat, daß er nicht für die Könige, sondern für Gott und das Vaterland geboren, ist viel gelehrter, weiser, redlicher, nützlicher als Du. Denn Jener ist gelehrt ohne Bücher. Du bist ein Bücherwurm ohne Gelehrsamkeit, der Du so viele Sprachen verstehst, so viele Bände durchliest und doch ein Pecus bist."

„Du Bestie! Denn wie kann ich Dich einen Menschen nennen, der Du gegen das ganze Menschengeschlecht so ungerecht und unmenschlich bist?"

„Früher hast Du geschrieben: ‚Die Spaltungen, Zwiste und Uneinigkeiten des Adels und des Volkes seien ein bei wei-

tem geringeres Uebel als das gewisse Elend und Verderben unter einem tyrannischen Monarchen.' Damals warst Du noch nicht mit den Jakobäern Karls beschmiert und übergoldet, noch nicht der königlichen Krankheit (Gelbsucht) verfallen."

„Du Erzschurke! . . sagst: der römische Senat sei eine Versammlung von Königen gewesen. Was steht nun entgegen, daß die Könige Sklaven in Staatskleidern sind? Die glücklichen Könige, solche Lobhudler zu haben! Es giebt nichts Schlechteres unter den Menschen, unter den Thieren nichts Dummeres als ihn, ich müßte denn sagen, Niemand erhebe gelehrteres Eselsgeschrei."

„Du sagst: ‚Wie einst viele Privatleute sich einem Andern zur Knechtschaft verkauften, so kann es auch ein ganzes Volk.' — O Du Zuchthausritter und Sklavenhändler, den auch der niedrigste Sklave eines jeden Sklavenmarktes als einen scheußlichen Makler und öffentlichen Kuppler anspucken müßte!"

„Siehe, da kommt aus einer elenden Kneipe ein Mensch ohne jegliches Ansehen, ohne Glaubwürdigkeit und Werth, ein burgundischer Sklave, der den hohen Senat Englands, welcher sich und das Recht des Landes öffentlich vertheidigte, ‚eines schrecklichen, verabscheuungswerthen Betrugs' beschuldigt. Wahrlich, Dein Vaterland, Du Lümmel, muß sich schämen, daß es einen so frechen Lumpen hervorgebracht hat." —

Das ist wie aus dem Plautus; aber derselbe Mann handhabte auch den großen elegisch-heroischen Ton, der, grade wie bei Macchiavell, aus der echten classischen Bildung stammt und des Herzens tiefinnerste Gefühle so schwungvoll hinausträgt. Zu dem Erhabensten, was je in Prosa geschrieben worden, gehört wohl die Stelle in der zweiten Vertheidigung, wo Milton die Völker Europas um sich versammelt sieht, die ihr Verdict über England abgeben sollen. „Hier erblicke ich die kraftvolle und mannhafte Tapferkeit der Deutschen, welche Knechtschaft verachten; dort das edle und lebhafte Ungestüm der Franzosen; auf dieser Seite den ruhigen stattlichen Muth der Spanier,

auf jener die bedächtige Großherzigkeit der Italiener. Von den Edlen und Weisen unter den Freunden der Weisheit und Tugend, in welchem Himmelsstrich sie sich immer finden, sind uns die Einen insgeheim günstig, Andere billigen unser Handeln öffentlich, und wieder Andere, die lange standhaft gegen die Ueberzeugung blieben, ergaben sich zuletzt als Gefangene der mächtigen Wahrheit. Umringt von den versammelten Massen, glaube ich zu sehen, wie die Völker der Erde ihre Freiheit wiedergewinnen, die sie so lange verloren hatten, und wie das Volk dieser Insel im Begriffe steht, in andere Länder eine Pflanze von wohlthätigern Eigenschaften einzuführen, als die, welche nach der Sage Triptolemus von einem Lande zum andern brachte; wie es den Samen der Sittigung und Freiheit über Städte, Reiche und Völker ausstreut."

Und wie ergreifend ist die Paräneſe an das Volk von England, am Schlusse der ersten Vertheidigung!

„Wie viel herrlicher und Eurer würdiger wäre es, wenn Ihr Reichthum, Freiheit, Frieden, Macht wollt, dies Alles von Eurer Tugend, Rührigkeit, Klugheit, Tapferkeit zu erwarten, als es unter königlicher Herrschaft vergebens zu erhoffen. Es ist nicht zu sagen, wie niedrig und unehrenhaft, zu geschweigen wie unwürdig, diejenigen über sich selbst entscheiden, welche nicht glauben, daß dies ohne einen König und Herrn zu beschaffen sei; denn was bekennen sie damit anders, als daß sie träge, schwächlich, ohnmächtigen Sinnes und Rathes, mit Leib und Seele zur Sklaverei geboren sind? Und alle Dienstbarkeit ist für einen freien Menschen schmachvoll. Für Euch aber wäre es, nach der unter Gottes Schutz und durch Euren Sieg wiedererrungenen Freiheit, nach so vielen tapferen Thaten und dem an dem mächtigen Könige so denkwürdig statuirten Beispiele, nicht allein das Allerschmachvollste, sondern gottlos und verbrecherisch, wolltet Ihr, sogar dem Schicksal entgegen, wieder zur Dienstbarkeit zurückkehren; und Euer Verbrechen würde dem Verbrechen derer gleich sein, welche einst, von der Sehnsucht nach der ägyptischen Sklaverei er-

griffen, durch mannigfaches Unglück und göttliche Schickung heimgesucht, für einen so knechtischen Geist bestraft wurden." —

Nach Abfassung seiner gewaltigsten polemischen Schrift, in welcher weniger Karl I. als das Königthum selbst im Gegensatze zur Nation hingerichtet wurde, erlosch Miltons Augenlicht für immer. Er, der schon als 12jähriger Knabe mit schwachen Augen nie vor Mitternacht seine Bücher verlassen hatte, dessen ganzes Leben dem Studium gewidmet war, erblindete an einer sog. Gutta serena, dem schwarzen Staar. Der furchtbare Schlag dröhnt vernehmlich durch das „Verlorne Paradies" hin, wie Melchthals Licht-Hymnus durch den „Tell". War nicht dem Dichter selbst die „Paradieseshelle" der Welt genommen, hatte er ohne den „farbigen Abglanz" noch das Leben?

„Heil, heilig Licht, des Himmels Erstgeborner,
Du mit dem Ewigen gleich ew'ger Strahl!"

„— Doch mir kehrt nicht der Tag,
Das süße Nah'n des Abends und des Morgens,
Des Blüthenfrühlings und der Sommer-Rosen,
Der Heerden, noch des Menschenangesichts.
Nur Wolk' und immerwähr'nde Finsterniß
Umgiebt mich, der von frohen Menschenbahnen
Ich abgeschnitten . . . ."

„So scheine um so mehr, du himmlisch Licht,
Nach innen, und den Geist mit aller Kraft
Durchleuchte, da pflanz' Augen, allen Nebel
Zerstreue dort, daß ich mag sehn und sagen,
Von Dingen, unsichtbar sterblichem Blick!"

Sollte der Verlust des Augenlichts eine homerische Mahnung sein, so blieb diese vor der Hand noch unbeachtet. Auch der Lord-Protector behielt Milton als „lateinischen Secretär" im Amte; bis zu Cromwells Tode bezog er ein Gehalt von 200 Pfd. Sterl. Miltons Verhältniß zu Cromwell ist uns offen und verständlich dargelegt in der „Zweiten Vertheidigung des englischen Volkes". Vorab heißt es da gegen jenen Morus, den vermeintlichen Verfasser des „Königlichen Blutschreies": „Bemühst Du Dich, mich schlechter als Cromwell zu schelten,

da Du mir doch kein größeres Compliment machen kannst?" Weiterhin folgt dann eine ganze Biographie des Gewaltigen, der deßhalb ein so großer Kriegsheld geworden, weil „er das ganze Heer eitler Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften, welche die Seele feindlich anfallen, entweder ausgerottet, oder durch Gewöhnung zu unterjochen gelernt". Wie er den Gehorsam seiner Truppen durch seine alleinige Autorität und die Regelmäßigkeit ihrer Besoldung aufrecht erhielt und erhält: „in diesem Punkte vermag sein Ruhm mit dem des Cyrus und des Epaminondas zu wetteifern".

Drogheda, Dunbar und Worcester strahlen im reinsten Ruhmesglanze. Vom Barbone-Parlament heißt es: „das Wahlrecht wird denen gegeben, für die es nützlich war." „Da bleibst Du, o Cromwell, allein übrig, die Regierung zu führen und das Land zu retten. Wir alle reichen Deiner unvergleichlichen Geschicklichkeit und Tugend willig die Palme der Souveränität, ausgenommen die Wenigen, welche . . . . . nicht wissen, daß nichts in der Welt Gott wohlgefälliger, der Vernunft gemäßer, politisch gerechter und überhaupt nützlicher ist, als daß die höchste Gewalt dem Besten und Weisesten unter den Menschen zukomme. Ein solcher, o Cromwell, bist Du, das erkennen Alle an . . . Du weisest verdientermaßen den Pomp von Titel von Dir . . . Thaten wie die Deinigen überschreiten unsere Bewunderung und schweben wie die Spitzen der Pyramiden, die sich in den Wolken verlieren, über der Möglichkeit eines Lobes durch Titel. Der Titel „König" war der Majestät Deines Charakters unwürdig; denn wenn Dich ein Name gefesselt hätte, den Du zu Staub zerrieben hattest, so wäre es gewesen, als ob Du ein götzendienerisches Volk mit Hülfe des wahren Gottes unterworfen hättest und nachher vor den besiegten Göttern niedergefallen wärest."

So nimmt sich der Yeoman aus Huntingdon im classischen Umwurfe Milton'scher Beredtsamkeit aus. Man würde jedoch sehr fehlgehen, wollte man glauben, der Secretär habe kein Wort der Mahnung für den Lord-Protector gehabt.

Milton erkennt allerdings die Nothwendigkeit des Protectorats an, aber doch mit einer Clausel: „Da nach dem vorausgegangenen Sturme, von dem die Wellen noch aufgewühlt sind, beim Gegensatze der Parteien ein wünschenswerther, vollkommener Zustand sich noch nicht verwirklichen läßt". Den neuen Lord-Protector apostrophirt er folgendermaßen: „Denke oft daran, welch' theures Pfand das Land Deiner Geburt Dir anvertraut hat, und daß es jene Freiheit, welche es einst von der erwählten Blüthe seiner Talente und Tugenden erwartete, jetzt von Dir allein erwartet! Ehre die Wunden Deiner Waffengefährten .... und endlich ehre Dich selbst und dulde nicht, daß die Freiheit jetzt, wo sie errungen ist, entweder durch Dich selbst verletzt oder in irgend einem Punkte durch Andere gemindert werde. Du kannst nicht wahrhaft frei sein, wenn wir nicht auch frei sind .... Das Werk, welches Du unternommen, muß deutlich ausweisen, ob Du wirklich jene großen Eigenschaften der Frömmigkeit, Treue, Gerechtigkeit und Selbstverleugnung besitzest, die uns die Zuversicht einflößten, daß Du durch besondere Leitung der Gottheit zum Gipfel der Macht erhoben worden seiest."

Indem Milton die Männer namhaft macht, auf deren Rath Cromwell hören solle, begeht er den entschiedensten Akt des Freimuths, der in seiner Stellung denkbar war. Er nennt die Namen Fleetwood, Lambert, Desborough, Hawley und „Deinen, o Overton, der Du mir seit langen Jahren durch die Aehnlichkeit unserer Studien, durch die Anmuth Deiner Sitten und die mehr als brüderliche Sympathie unserer Herzen theuer geworden bist; der Du in der denkwürdigen Schlacht bei Marston Moor, als unser linker Flügel in die Flucht geschlagen war, zu unserer Bewunderung dem Feinde die Stirn botest und seinen Angriff mitten im dichtesten Gemetzel zurückschlugst; Du, der Du im schottischen Kriege unter dem Oberbefehl Cromwells die Küste von Fife besetztest, einen Durchgang über Stirling öffnetest, die Schotten des Westens und des Nordens, bis zu den entferntesten Orkney-Inseln, zwangest,

Deine Menschlichkeit anzuerkennen und sich Deiner Macht zu unterwerfen!" Auf welches Gerechtigkeitsgefühl mußte der kühne Mann zählen, der einen Unterfeldherrn Cromwells so begeistert hervorhob!

Von den reinen Politikern legte er dem Lord-Protector die entschiedenen Republicaner Sydenham und Algernon Sidney an's Herz. Dann schlug er ihm vor, die Kirche aus dem Staate herauszusetzen, die Besoldungen der Geistlichen abzuschaffen, durch welche diese nur „zum Predigen des Evangeliums bestochen" würden; mehr Gesetze aufzuheben, als neue zu machen; den Schulunterricht zu organisiren und die Wissenschaft vollkommen frei zu lassen. Wenn Ihr, Du und Deine Berather, das thut, „so werdet Ihr immer allen denen theuer sein, welche nicht blos ihre eigene Secte oder Partei, sondern alle Bürger aller Richtungen zu dem Genusse aller Rechte und Gesetze zulassen möchten". Gleich einem Propheten warnt Milton die „Bürger", den Krieg in den Frieden hineinzutragen, so daß „der Frieden und die Freiheit ein Zustand des Kriegführens" werde, weil dann, „was Ihr Freiheit wähntet, sich als die schlimmste Sklaverei erweisen wird". Macht Euch frei von den Fesseln des Aberglaubens, sonst werden sich Leute finden, die Euch, „trotz aller Eurer Triumphe, an den Meistbietenden verkaufen! Ertödtet den Tyrannen der Habsucht und der Sinnlichkeit in Euch: das bilde jetzt den Feldzug des Friedens!" „Unbefleckte Gerechtigkeit im Volke handhaben" ist besser als „schlaue Mittel zur Vermehrung des Einkommens zu ersinnen, unsre See- und Landmacht zu vergrößern, an List mit den Gesandten auswärtiger Staaten zu wetteifern, geschickte Verträge und Bündnisse abzuschließen". Wenn Ihr werdet wie die Königlichgesinnten, „dann wird man sehen, daß Ihr das Feuer durchschritten habt, um im Rauch umzukommen". Wer hier unter den „Bürgern" mit gemeint ist, wird Niemanden entgehen. Wer aber eine solche Sprache führt, der stellt sich, hocherhaben über jedes Feigenessen, dem Höchsten ebenbürtig zur Seite.

In der zweiten Vertheidigung des englischen Volkes giebt uns Milton auch sein eigenes Porträt. Der nunmehr 44jährige Mann, dem das reine Götterblut noch durch alle Adern rann, die herrliche Gestalt mit den langen über den weißen Kragen auf das schwarze Gewand herabwallenden Locken, sagt von sich selbst: „Der Häßlichkeit hat mich Niemand beschuldigt, das Lob der Schönheit begehre ich nicht. Ich bin eher mittelgroß als klein. Muth und Kraft haben mir niemals gefehlt; beständig übte ich mich im Gebrauch des Schwertes, so lange es mein Zustand erlaubte. Kraft und Muth habe ich noch, aber nicht mehr dieselben Augen. Doch verrathen diese äußerlich keine Beschädigung, sie sind so unumwölkt und glänzend wie die scharfblickendsten. Nur in diesem einzigen Punkte bin ich ein Heuchler, gegen meinen Willen (Ein vorhandenes Porträt bestätigt vollkommen die Wahrheit des Gesagten). Mein Gesicht ist nicht so blutlos wie man sagt; es hat eine Farbe, die mich um zehn Jahre jünger erscheinen läßt; die Glätte meiner Haut ist von keinen Runzeln versehrt".

Mit diesem Bilde vor Augen wollen wir jetzt Miltons poetische Bedeutung in Betracht ziehen. — Der puritanische Charakter der Zeit duldete fürder weder Shakespeare'sche Romantik noch katholische Weltlichkeit; aber die Einflüsse der Renaissance blieben nicht nur wirksam, sondern machten sich mehr und mehr bemerklich. Galt doch der blinde Milton für Denjenigen, der die correctesten und elegantesten lateinischen Verse machte. Das Spiel der Phantasie, ohne welches natürlich kein Dichter besteht, theilte sich bei ihm zwischen biblisch-religiösen und classisch-mythologischen Bildern und Sinnbildern. Je mehr classische Bildung und je mehr Geschick in ihrer Verwendung, um so größer die Beeinträchtigung der emphatischen, unplastischen Bibelei. Nicht Milton war es, der zuerst den geistlichen, speciell den evangelischen Ton in England anschlug, und nicht England griff in Europa zuerst nach Psalter und Harfe. Schon Giles Fletcher († 1623) war von der weltlichen Bahn der Waller und Cleveland, der Davenant und

John Webster abgewichen. Er hatte ein Epos in vier Gesängen: „Christi Sieg und Triumph" verfaßt, in welchem er Menschwerdung, Versuchung, Kreuzigung und Auferstehung Christi besang, Dinge, die sich bei allem Schwunge oft schlecht genug mit den zahllosen mythologischen Einstreuungen vertrugen. Ja, dem Bruder des Giles, Phineas Fletcher und dessen anatomischer „Purpurinsel" verdankt unser Poet vielleicht die Figur des Satans. Ebenso studirte der 15jährige Milton die Uebersetzung eines berühmten französischen religiösen Gedichtes, welches unter Heinrich IV. 30 Auflagen erlebt hatte, nämlich der Semaines et Oeuvres divines. von Guillaume du Bartas, einem Haupt-Hugenotten. In diesem Gedichte war auch schon vom verlorenen Paradiese die Rede. Aber mehr als alles das. Der berühmteste Dichter jener Zeit war unstreitig der Holländer Joost van den Vondel, und der Secretär des Staatsraths wie des Protectors verstand holländisch. Einer literarhistorischen Vermuthung zufolge wäre Milton sogar in seinen zwanziger Jahren in Leyden gewesen. Nun hat aber Joost van den Vondel auch ein Drama „Lucifer" geschrieben, welches unserm Dichter jedenfalls bekannt war.

So hatte denn der Dichter Milton seine Vorläufer wie Shakespeare. Aber Milton, und das erhebt ihn weit über alle seine puritanischen Dichtergenossen, erblickte in der Renaissance nicht blos die Lieferantin classischer Bilder und Gleichnisse, gleichsam der Stuckfiguren, mit denen sich auch christliche Tempel-Hallen und Wände zieren ließen; sondern die antike Welt ging ihm voll und ganz auf, er fühlte antik und bestrebte sich, die christliche Weltanschauung in diese Form zu gießen. In den kürzlich herausgegebenen Collectaneen aus des Dichters Manuscripten findet sich der goldene Satz: „Im ganzen Bereich der Philosophie kenne ich nichts Würdigeres, Heiligeres oder Erhabeneres, als eine richtig angelegte Tragödie". Die Wahrheit dieses Satzes wird durch den Umstand nicht aufgehoben, daß Miltons eigene Tragödie, der „Simson Antagonistes", bei allen einzelnen Schönheiten, dem Ideal der Tragödie nicht

entspricht. Aber Milton vergaß sicherlich nicht das dramatische Element in der Epik. Daß die Musik, auch die weltliche, sich mit der ernstgemeinten Frömmigkeit vertrug, sahen wir bei Cromwell, der sich eine Capelle hielt und ihren Weisen gerne lauschte. Miltons Collectaneen bestärken uns in dieser Ansicht, und seine Auffassung der Musik ist geradezu wesentlich zum Verständniß seiner Poesie, die auf den Schwingen des wohllautenden Rhythmus einherschwebt und echt musikalisch genannt werden muß.

Wenn Miltons Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen, zu denen Karl I. gehörte, den Shakespeare vergessen hatten, so hat sich Milton dieser Sünde der Unterlassung nicht schuldig gemacht. Er nennt ihn den „süßesten Shakespeare, den Sohn der Phantasie, der des heimischen Waldes freie Lieder singt". Karl Stuart und John Milton theilten sich gewissermaßen in das Gesieder des Schwans vom Avon: der König nahm sich die historischen Dramen, Milton die Schauspiele mit ihrer duftenden Landschaftlichkeit. Das selige Naturleben, die beschreibende Beschaulichkeit bezauberten den musikalisch-descriptiven Poeten.

Der 22jährige Milton dichtete „ein Epitaph auf den bewunderungswürdigen dramatischen Dichter William Shakespeare," das die Shakespeare-Ausgabe von 1632 einleitete:

„Wozu braucht Shakespeare's heiliges Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?" ꝛc.

Mehr aber als Shakespeare diente ihm Spenser zum Muster, „der weise und ernste," der „Lehrer moralischer Größe". Denn die Moral im höchsten und besten Sinne, die praktische Consequenz der richtigen Weltanschauung, das ethische Handeln war Miltons Leitstern, selbst wo er der Phantasie reizendstes Spiel betrieb. Und er stellte sich selbst das Ideal des Dichters so hoch, daß er sagte: „Wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, muß vorher selbst ein wahres Gedicht sein, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge."

Allerdings leidet die freie Schöpfung des Schönen auch unter der höchstgespannten Ethik, da die Kunst nun einmal nicht vom Lehrzweck ausgehen darf; aber wir wollen auch von Milton nicht behaupten, was die Lectüre seiner Werke nicht bewahrheitet. Dieses aber sind die constituirenden Elemente seiner Poesie: Ethischer Grundzug, Naturmalerei und musikalischer Ton. Der Grundzug stammte aus den Tiefen der religiösen Bewegung, die Naturmalerei entsprach dem zeitgenössischen Werden der Landschaft als Stimmungsbild, und die „Stimmung" selbst war nur ein Bild derjenigen Kunst, die sich anschickte, aus der unaussprechlichen Empfindung hervorzubrechen, um Poesie wie Malerei mit ihren sonnigen Wellen zu überfluthen.

Im Jahre 1645 erschienen: l'Allegro und il Penseroso, „Der Heitere" und „der Nachdenkliche", die poetische Darstellung des Gegensatzes im Menschen überhaupt, die Krystallisirung der beiden Tendenzen, die, ungleich vertheilt, in jedes Sterblichen Brust wohnen. Daß dem Melancholischen der Vorzug gebührt, lag nicht nur in der Richtung der Zeit und dem Charakter des Dichters, sondern ist überhaupt poetischer, weil die tragische Saite rührend. Vierzig Jahre später erst wurde Händel geboren und noch viel länger dauerte es, bis der große Meister die Gedichte in Musik setzte. Aber die musikalische Stimmung Miltons kam zu ihrer Anerkennung, und es ist nur zu bedauern, daß die Componisten sich nicht mehr an ähnliche Texte gehalten haben und lange Zeit ausschließlich dem Abgrund der italienischen Oper verfielen. Wenn je Poesie und Musik sich in größerem Rahmen als dem des einfachen Liedes harmonisch und ebenbürtig verbinden sollen, so liegen die Muster einer solchen Verbindung vor in Händel und Milton, in Händel und Dryden (Alexanderfest).

Natürlich machte der größte englische Dichter jener Zeit den Uebergang zur Natur- und musikalischen Malerei nicht für sich allein; er kam vielmehr dem Drange nach rhythmisch-melodischer Behandlung des Textes nur entgegen. Es vollzog sich hier auf

künstlerischem Gebiete ein ähnlicher und verwandter Umschwung wie in der Denkweise. Dem königlichen Ritter Will. Davenant, der in Cowes Castle seine Hinrichtung erwartete, erwirkte Milton Leben und Freiheit. Davenant nun sammelte, nach seiner Rückkehr aus dem Exil, von 1656 an die letzten zerstreuten Reste der Schauspieler um sich. In der City errichtete er eine bescheidene Bühne, auf welcher Declamation und Musik „nach der Manier der Alten" producirt wurden. „Komödie" oder „Trauerspiel" durfte es bei dem herrschenden Verbot nicht heißen, und es war auch in der That weder das Eine noch das Andere. Die damals aufgeführte „Belagerung von Rhodus" war vielmehr eine Oper nach italienischen Mustern, welche Davenant in Paris kennen gelernt hatte. Und so sehen wir die neue Kunstart von Italien einerseits nach Deutschland, andererseits über Frankreich nach England wandern, mithin die vier großen Kulturländer erobern.

Milton harrte auf seinem Posten als „lateinischer Secretär" bis zuletzt aus. Er waltete seines Amtes unter Richard Cromwell, ja unter Monk. Wie verzweifelt klammerte sich der Republicaner an die letzte trügerische Hoffnung. Er verfaßte eine Schrift: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen" und richtete an den perfiden Monk die Bitte, die niederländische Verfassung, d. h. die föderative Republik mit einem Statthalter in England einzuführen! Alle seine politischen Ideale wurden im Kothe der Restauration erstickt.

Seiner größten Schöpfung, dem „Verlorenen Paradiese", widmete sich der Dichter erst nach dem Sturze der Republik. Eine Weile mußte er sich vor der blutschnaubenden Reaction verbergen. Seine „Vertheidigung des englischen Volkes" wurde sammt Goodwin's „Verstopfer der Gerechtigkeit" öffentlich verbrannt. Davenant, der bei Karl II. in hoher Gunst stand, erwirkte dem Collegen Milton jetzt dieselbe Gnade, der er sein eigenes Leben verdankte: als die Frage über Miltons Haupt schwebte, ob er in der Amnestie für diejenigen, die nicht un-

mittelbar bei des Königs Hinrichtung mitgewirkt, einbegriffen sei oder nicht, erfolgte auf Davenants Fürsprache die Antwort: „einbegriffen". Man sagt sogar dem restaurirten Könige nach, er habe Miltons Blindheit für hinreichende Buße erklärt.

1665 vollendete der einsame, obgleich in dritter Ehe verheirathete Dichter zu Chalfont in Buckinghamshire sein „Verlorenes Paradies", welches er vier Jahre später um 5 Pf. St. verkaufte. Vor seinem Tode, im Jahre 1674, erhielt er nochmals 5 Pf. für die zweite Auflage. 1680 verkaufte die Wittwe das Eigenthumsrecht für 8 Pf. an Symmons, der es wieder zu 25 Pf. losschlug. Das „Wiedergewonnene Paradies" war schon 1667, zwei Jahre vor der Veröffentlichung des „Verlorenen" fertig.

Wer von dieser letztern Dichtung etwas rein Biblisches oder gar Dogmatisches erwartet, der wird durch die Lectüre sehr enttäuscht werden. Biblisch ist darin nichts als die Sage vom Paradiese und den ersten Menschen, denen alles zu genießen gestattet war, außer vom Baume der Erkenntniß. Die Schlange verführte Eva und Eva den Adam, und der Herr vertrieb sie aus dem Paradiese. Das entnahm Milton der Genesis; von dem Doppelfluche: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" und: „Mit Schmerzen sollst du gebären!" weiß unser Dichter nichts.

Milton tritt von vorn herein der banalen und doch so pikant gefundenen Ansicht entgegen, als ob der Sündenfall sich auf das geschlechtliche Verhältniß beziehe. Die Liebe zwischen Mann und Weib entzündet sich vielmehr sofort beim ersten Anblick und Adam erzählt:

— „Zur hochzeitlichen Laube
Führt' ich die morgengleich Erröthende.
Auf diese Stunde sandten die Gestirne
Den segensreichsten Strahl; die Erde rief
Von jedem Hügel unserm Bunde Heil,
Die Vögel jubelten; gelinde Lüfte,
Im Haine flüsternd, streuten Rosenduft
Und würz'gen Balsamhauch von ihren Schwingen,

Bis uns die Nachtigall das Brautlied sang
Und eilen hieß den nahen Abendstern,
Damit er uns're Hochzeitfackel zünde."
(Uebersetzung von Bernhard Schuhmann).

Das erste Menschenpaar lebte dabei im Stande der vollsten Unschuld und obige Verse erinnern weit eher an Juliens: „Hinab, du flammenhufiges Gespann!" als an die biblische Erzählung. Immer noch vor dem „Fall" nennt Adam seine Hälfte: „Mutter des Menschengeschlechts." Die vollste Renaissance quillt in den Versen:

Half her swelling breast
Naked met his, under the flowing gold
Of her loose tresses hid.

Der schönste Albrecht Dürer oder Lukas Kranach.
Und noch einmal am Abend vor dem „Fall":
Straight side by side were laid etc.

Was ist denn der Urfehl des Menschen? Das Wissen. Der Baum der Erkenntniß ist im Wortverstande zu nehmen: Eritis sicut Deus. scientes bonum et malum, Ihr werdet sein wie Gott, das Gute und das Böse wissend. Mit dieser Erkenntniß findet sich dann die böse Fleischeslust, die schuldvolle Wollust ein, von der die früheren keuschen Umarmungen frei gewesen waren.

Die ganze Hölle hatte sich wider die Schöpfung verschworen; seitdem aber die Geister der Verneinung und Zerstörung im kosmischen Kampfe unterlegen sind, resignirt Satan:

„Im Großen kann er nichts vernichten,
Und fängt es nun im Kleinen an."

Der Mensch, die Zierde und Krone der Erde, soll zu Grunde gerichtet werden; der Teufel baut auf seine Wißbegierde. Das ist durchaus Faustisch, und Milton geht vielmehr auf Marlow zurück, als auf das Dogma. Es ist echt Faustisch, wenn Satan zur Hölle sagt:

„Du Höll', empfange Deinen Herrn! Er bringt
Dir ein Gemüth, das Ort und Zeit nicht beugt;
Denn das Gemüth ist selbst sein Ort, es schafft
Aus Himmel Höll', aus Hölle Himmel sich."

Durch diese metaphysische Erklärung hebt sich eigentlich die Fabel der Dichtung selbst auf, gerade wie bei Marlow und Goethe; aber das des Räthsels entkleidete Bild bleibt schön und wir betrachten es mit steigendem Wohlgefallen.

Milton hat sich das Weben der Hölle unendlich schwerer gemacht, als irgend ein Faustdichter; aber er besiegt die Schwierigkeiten ganz anders als Klopstock, der aus der athemlosen Erhabenheit, aus dem Hiatus der Ewigkeit und Unendlichkeit und Unsäglichkeit gar nicht herauskommt. Die Personificationen des bösen Princips bei Milton gewinnen Gestalt, die verschiedenen Teufel bleiben gesonderte Individualitäten, und nur im Himmel verblasen sich natürlich die Formen, gerade wie bei Dante. Der christliche Himmel ist nun einmal, je seliger, desto unpoetischer. Und wieder taucht der Publicist und Politiker aus der dichterischen Fluth empor. Die Schlacht zwischen den guten Geistern und den Dämonen ist Michel-Angelesk: man denkt an Zeus und die Titanen, aber auch an Rundköpfe und Cavaliere. Es ist als hörte man die Cromwell'schen Eisenrippen in die Königlichen hineinrasseln. Die Bilder aus der Natur sind durch das ganze Gedicht hin von ausgesuchter Zartheit oder packender Größe. Die Vision Adams vom höchsten Berge des Paradieses aus, die künftigen Geschicke der Menschheit enthüllend, besteht aus einer Reihe großartiger Fresken: Abels Ermordung durch Kain, der Luxus einer industriellen Stadt, die Sintfluth.

„Der Süd erhob sich und die schwarzen Flügel
Weitspreitend, trieb er das Gewölk zusammen
All' unterm Himmel; Hügel dampfen drein
Und athmen düstern, feuchten Dunst empor
Mit Macht; gleich einer finstern Decke wuchtet
Der Himmel, und herniederstürzt der Regen
Mit Ungestüm; fortrauscht' er, bis die Erde
Unsichtbar ward; gelöset schwamm das Schiff
Hoch oben . . . .“

Nach der Sintfluth, so erzählt uns der Erzengel Michael weiter, kommt die Tyrannei; die Sklaverei ist aber ein Er-

ziehungsmittel, der Tyrann der Schulmeister des Geschlechts. Christus erfüllt Gottes Gebot ganz durch Liebe und Gehorsam, obwohl die Liebe allein genügt.

„Dafür wird er gehaßt, wird er gelästert,
Ins Tribunal geschleppt, zum Tod verdammt,
Mit Schmach und Fluch belegt, ans Kreuz genagelt
Vom eignen Volk, weil Leben er gebracht —
Doch deine Feinde sind's, die fest er nagelt . . ."

Und wieder bedeckt Aberglaube die Wahrheit, die Hüter des Glaubens maßen sich weltliche Macht an, bis der Tag der Rettung kommt für die Guten, der Strafe für die Bösen. Und es wird sein ein neuer Himmel und eine neue Erde, eine verjüngte Welt.

Der Schluß kündigt dann Fausts Erdenwallen an. Ueber dem Paradiese schlagen die Flammen zusammen. Adam und Eva vergießen beim Abzuge Thränen, trocknen sie jedoch bald. Die Welt steht ihnen offen, und Hand in Hand wandern sie langsam von dannen. Der Sündenfall ist das größte Ereigniß in der Menschengeschichte: sie beginnt erst mit ihm.

Mit Unrecht wird das „Wiedergewonnene Paradies" fast immer ganz übersehen. An poetischer Kraft kommt es dem „Verlorenen" allerdings nicht gleich, wiewohl Milton es diesem vorzog. Aber kulturgeschichtlich giebt es uns einen bedeutenden Wink; es ist nämlich der Ausgang aus der orthodoxen Christologie. Nicht die Kreuzigung und nicht die Auferstehung bilden das Heilswerk, sondern der Sieg über den Versucher in der Wüste. Der Mensch Jesus, der sich durch nichts von seiner Selbstbestimmung abbringen läßt, der Alles von sich weist, um bei sich zu bleiben: der ist das Ideal, der Typus des sich befreienden Geschlechts.

So sehen wir John Milton allenthalben die puritanische Engherzigkeit und Beschränktheit durchbrechen, an der Hand der Vernunft das Dogma überwinden, die protestantisch-kirchliche Clausur sprengen, und nur noch den Protestantismus bekennen, der als Kriegs- und Siegesfahne der selbstbewußten

Menschheit aus dem Religionsstreit des 16. Jahrhunderts hervorgehen sollte. Er braucht hinfort nicht mehr Protestantismus, er kann auch Philosophie genannt werden.

Hören wir die Quintessenz des Milton'schen Protestantismus, das hohe Lied von der geistigen Freiheit. In der „Areopagitica" beginnt es folgendermaßen: „Zu meinem Zwecke fehlt noch die Darlegung des unglaublichen Verlustes und Schadens, den uns der Plan einer Büchercensur zufügt, und der größer ist, als wenn ein Feind zur See alle unsere Häfen, Rheden und Buchten sperren sollte, weil die Einführung unserer kostbarsten Handelswaare verhindert wird — der Wahrheit. Ja, dieser Plan wurde im Anfang durch widerchristliche Bosheit und Geheimthuerei oder mit der vorbedachten Absicht ins Werk gesetzt, womöglich das Licht der Reformation auszulöschen und die Unwahrheit zu befestigen, was kaum von der Politik zu unterscheiden ist, durch welche der Türke seinen Alkoran aufrecht erhält, indem er das Drucken verbietet. Wir leugnen nicht, sondern bekennen fröhlich, daß wir für das hohe Maß der Wahrheit, dessen wir uns namentlich in den Hauptstreitpunkten zwischen uns und dem Papste sammt seinem Schweife, den hochkirchlichen Prälaten, erfreuen, unsern frommen Dank lauter als die meisten Nationen gen Himmel senden; aber wer da glauben wollte, daß wir hier unsere Zelte aufschlagen würden und den höchsten Inbegriff der Reformation für erreicht hielten, den uns der Spiegel der Welt zurückstrahlen kann, bis wir zum seligen Anschauen gelangen: der erklärt grade durch eine solche Meinung, daß er noch weit von der Wahrheit entfernt ist.

„Allerdings kam die Wahrheit einmal mit ihrem göttlichen Meister in die Welt und war eine vollkommene Gestalt, höchst herrlich anzuschauen; als er aber gen Himmel fuhr und seine Apostel nach ihm sich schlafen legten, da erhob sich so-

gleich ein arges Geschlecht von Betrügern, welches die jungfräuliche Wahrheit ergriff, und wie der Sage nach der ägyptische Typhon und seine Mitverschwörer den jungen Osiris mißhandelten, ihre liebliche Gestalt in tausend Stücke zerhieb und diese in alle vier Winde zerstreute. Von dieser Zeit an wanderten, nach dem Vorbilde der kummervollen Isis, die dem verstümmelten Leibe des Osiris nachforschte, die betrübten Freunde der Wahrheit, welche noch den Muth hatten, hin und her, beständig Glied für Glied auflesend, wo sie eins finden mochten. Wir haben sie noch nicht alle gefunden, Lords und Gemeine, und werden sie auch nicht finden bis zur Wiederkunft des Meisters. — Er wird jedes Gelenk und Glied zusammenbringen und aus ihnen eine unsterbliche Gestalt voll Anmuth und Harmonie bilden. Duldet nicht, daß diese Censur-Verbote auf jedem geeigneten Platze lauern, um uns, die wir zu suchen fortfahren, die wir das Leichenbegängniß der zerstückelten Glieder der gemarterten Wahrheit begehen, zu hindern und zu stören."

Stehen wir einen Augenblick stille vor diesem Leichenzuge und betrachten wir, den Hut in der Hand, das imposante Bild, welches der große Brite ein Jahrhundert lang auf seiner Schulter daher trug, bis es ihm unser Lessing ehrfurchtsvoll abnahm! Denn kein Anderer als Lessing wurde zum Milton des 18. Jahrhunderts, wie Milton der Lessing des 17. Jahrhunderts genannt werden kann. Um beide webt der reine Opferduft des Wahrheits-Cultus, die Morgenluft eines — dermaleinstigen Sonnenaufgangs.

Und jetzt noch einen Schritt vorwärts. „Das Licht, welches wir gewonnen haben, ward uns nicht gegeben zum beständigen Anstarren, sondern, daß wir mit seiner Hülfe anderweitige Dinge entdecken, die unserer Erkenntniß ferner liegen. Nicht die Entkleidung eines Priesters, die einem Bischof abgenommene Inful ist es, was uns zu einer glücklichen Nation machen wird; wenn nicht andere eben so wichtige Dinge in der Kirche und in

der Anordnung des ökonomischen und politischen Lebens geprüft und verbessert werden, so haben wir solange in die von Zwingli und Calvin angezündete Flamme geblickt, bis wir stockblind davon geworden sind."

„Es giebt Menschen, die sich beständig über Secten und Schismen beklagen und ein großes Unglück daraus machen, wenn irgend Jemand von ihren Maximen abweicht . . . Diejenigen sind die Unruhstifter, die Zerstörer der Einigkeit, welche es versäumen und bei Andern nicht dulden, zerstückte Theile an den defecten Leib der Wahrheit anzufügen. Vermittels dessen, was wir wissen, beständig das zu suchen, was wir nicht wissen, eine neue Wahrheit, die wir finden, der alten Wahrheit anzureihen (ihr Leib ist homogen und proportional): Das ist die goldene Regel."

„Sogar bis zur Reformation der Reformation" . .

„Da eine große Reformation erwartet wird" . . .

Das Ziel schien ihm also noch nicht erreicht, trotz der Beseitigung der Hochkirche und des Königs, trotz der Souveränität des Parlaments und der Unüberwindlichkeit des Heeres. Als Alles das verwirklicht war, sprach Milton von den kommenden, noch zu erstrebenden Dingen, von der „Reformation der Reformation". —

„Betrachtet nun diese weit ausgedehnte Stadt, eine Stätte der Zuflucht, den Wohnsitz der Freiheit! Die Werkstatt des Krieges setzt nicht zahlreichere Amboße und Hände in Bewegung, um die Rüstungen und Wertzeuge der bewaffneten Gerechtigkeit zum Schutze der belagerten Wahrheit zu schmieden, als es hier Federn und Köpfe gibt, die beim Schein ihrer ewigen Lampen neue Vorstellungen und Gedanken prüfen und erwägen, um sie als Huldigung und Lehenstribut der herannahenden Reformation darzubringen, während Andre eifrigst lesen, nachdenken und der Gewalt der Vernunft überzeugt sich ergeben."

Die englische Restauration und die „glorreiche Revolution".

Die Restauration unter Karl II. — Jacob II. und die „glorreiche Revolution". — Wilhelm und Marie. — Staatsrecht, Religion, Literatur.

Die englische Restauration unter Karl II.

Auf dem Strome der reactionären Stimmung schwamm der Prinz von Wales behaglich in das Reich seines Vaters zurück. Die Zeit schien gänzlich seinem Leichtsinn und seiner Genußsucht zu entsprechen. Mit der Krone auf dem Kopfe eröffnete er, ein richtiger Paradekönig, im Mai 1661 sein königliches Parlament. Der Rückschlag des religiösen Uebereifers trug ihn bis an die Schwelle des bequemen Katholicismus, die er sogar im Geheimen überschritt; seine energielose Natur aber lagerte sich eigentlich auf das Faulbett eines ungläubigen Indifferentismus, der gegen jede Störung im Genusse der ersehnten Herrlichkeit schützte. Karl II. war bei weitem nicht so fanatisch wie die Reaction, deren Fahne er trug.

Wenn bei seinem Vater wie bei Cromwell die Parlamente die Nägel bildeten, welche die Epochen ihrer Regierungszeit markirten, so leisteten ihm diesen Dienst seine Mätressen. Er regierte 18 Jahre mit demselben Parlament; seine Mätressen wechselten rascher. Königin von England wurde im Jahre 1662 die Prinzessin Katharina von Portugal; aber neben ihr werden fünf namhafte Favoritinnen aufgezählt: Lucy Walters oder Mrs. Barlow, ein Anhängsel aus der Prätendentenzeit; dann Barbara Villiers, Nell Gwynne, Lady Castlemain oder die Herzogin von Cleveland, die bei Hofe empfangen werden mußte wie die Montespan bei der Königin

von Frankreich; Mlle. de Quéroualle oder die Herzogin von Portsmouth; als Zugabe eine Mancini, eine der vielverwendeten Nichten des Cardinals Mazarin.

Ein hoher Adel wurde durch diese Verbindungen um fünf Herzoge bereichert: Buccleuch, Grafton, St. Albans, Richmond und Cleveland. Das war freilich kein Ersatz für die Kinderlosigkeit der Königin Katharina, und Lord Clarendon wurde von den Hochkirchlern später beschuldigt, dem Könige absichtlich die unfruchtbare Portugiesin als legitime Gattin zugeführt zu haben, damit der Herzog von York, des Königs Bruder, der mit einer Tochter Clarendons in erster Ehe vermählt war, den Thron erbe. Eine um so gravirendere Beschuldigung, als York öffentlich zum Katholicismus übergetreten war.

Des schwachen und schwankenden Königs Ideal war, eine Uniformität der anglicanischen Kirche anzubahnen, wie Ludwig XIV. eine katholische Uniformität in Frankreich durchsetzte. In seiner Hochkirche sollten Anglicaner mit Katholiken und zahmen Presbyterianern sich vereinigen, und diese sämmtlichen Gewissenscapitulanten mit Rom in Verbindung treten. England sollte wieder einmal werden wie Frankreich. Schon 1662 erließ der König die Uniformitätsakte; die widerborstigen Puritaner opferte er der Hochkirche, indem er 1664 die Conventikelakte genehmigte, welche jede religiöse Zusammenkunft von mehr als 5 Personen strengstens verbot, wenn nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt würde. Bei dieser Gelegenheit verloren 2000 Geistliche Amt und Brod.

Zwei schwere Unglücksschläge trafen die Hauptstadt London bald nach der Restauration: im Jahre 1665 raffte eine pestähnliche Seuche 100,000 Einwohner hin und das Jahr darauf brach ein furchtbares Feuer aus, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen in Asche legte. Das waren, bei einer halben Million Einwohner, ein Fünftel der Bevölkerung und, bei der noch geringen Ausdehnung der Stadt außerhalb der City, fast zwei Drittel aller Gebäude! Jetzt erst entstanden solide,

zum Theil prächtige Häuser aus Ziegelstein, während früher, mit Ausnahme der Paläste der Großen, alles Holz und Mörtel gewesen war.

Grade während dieser Unglücksfälle wüthete ein neuer Krieg zwischen England und Holland. Karl hatte an Frankreich das glorreich erworbene Dünkirchen verkauft, die 5 Mill. französische Livres verjubelt, und führte dann Krieg im französischen Interesse; das einzige Motiv, welches er selbst haben konnte, war ein persönliches, die Rache wegen seiner Ausweisung aus der Republik in Folge des Friedens von 1654.

Die Herzoge von York und Albemarle kämpften in Gemeinschaft mit den Cromwellianern Penn und Lawson gegen die Opdam-Wassenaar, de Ruyter, Evertson und den jüngern van Tromp. Im Juni 1665 wurde die holländische Flotte bei Harwich geschlagen; die nordamerikanischen Besitzungen waren für Holland verloren, Neu-Amsterdam hieß fortan New-York. Die ostindische Geldflotte aber, mit einem Schatz von 12 Millionen Pfd. Sterl., entging den Engländern bei Bergen in Norwegen. In einer 4tägigen Seeschlacht vom 11. bis 15. Juni 1666 verlor England dagegen 23 Schiffe, 6000 Todte und 3000 Gefangene. Auf holländischer Seite fiel der tapfere Admiral Cornelis Evertson. Am 4. August wurden wiederum die Holländer geschlagen. Nunmehr entsandte der Großpensionär Jan de Witt seinen Bruder Cornelis und den Admiral de Ruyter in den Canal; da er zugleich den französischen König lau gegen England zu stimmen wußte, so begannen Friedensverhandlungen. Aber noch während der Verhandlungen verbrannten die Holländer die englischen Schiffe in der Themse und blokirten die Mündung des Stromes. Surinam mußte an Holland abgetreten, die Navigationsakte gemildert werden. Der Frieden von Breda (1667) riß abermals ein Stück der Cromwell'schen Errungenschaften nieder.

Einen Augenblick schien sich Karl auf das wahre Interesse Englands zu besinnen. Ludwig XIV. führte im Jahre 1668 seinen ersten Krieg wider Spanien und drang in Bel-

gien ein. Die holländische Republik wurde besorgt und schloß mit England (Will. Temple) und Schweden, nicht ohne Zuthun des kaiserlichen Gesandten Lisola, die Tripelallianz, welche den französischen Eroberungen Halt gebot und den König Ludwig zum Frieden nöthigte. Der Zorn Ludwigs richtete sich gegen Holland, seine Kunst auf die Verführung Karls.

Lord Clarendon, der Feind der Republicaner und aller Dissenters, hatte es nachgerade mit allen Parteien verdorben; er legte in Folge des Friedens von Breda sein Amt als Staatskanzler nieder und mußte bald darauf, um nicht Straffords Loos zu erfahren, ins Ausland flüchten; er starb im December 1674 zu Rouen. Der König, der die Uniformitäts-Akte wohl nach Unten, aber nicht nach Oben, gegen die Katholiken, ausgeführt sehen wollte, ließ ihn fallen, um seinen Endzielen näher zu rücken.

Jetzt (1669) bildete er das berüchtigte „Cabal"-Ministerium, nach den Anfangsbuchstaben der fünf Minister so genannt. Clifford und Arlington waren katholisch; Buckingham, der Sohn des Günstlings Karls I., leichtsinnig und liederlich, übrigens den Presbyterianern nicht abhold, als Freidenker zur Toleranz hinneigend; Ashley Cooper, aus Cromwells Zeit bekannt, der spätere Lord Shaftesbury, charakterlos, intrigant, war ein geistreicher Roué und dachte wie Buckingham; Lauderdale, ein gelehrter, stramm monarchischer Schotte, gehörte zu den Presbyterianern. Dieses Ministerium spiegelte die Zeit vollkommen wieder: presbyterianische Nachklänge der Vergangenheit, Toleranz auf Grund und zu Gunsten des Katholicismus, und als Leuchte im allgemeinen Dunkel der Strömungen — der frivole Indifferentismus.

Im Jahre 1670 fuhr die Schwägerin Ludwigs XIV., die Tochter Karls I., Henriette von Orleans, kurzweg Madame genannt, von Frankreich über den Canal, nicht allein, sondern in Begleitung der schönen Yolanthe von Quéroualle, von den Engländern in Kerwal verdreht, und vieler kostbaren Geschenke. Sie brachte den Vertrag von Dover zu Stande,

nach welchem Karl II. für eine Mätresse und ein Jahresgeld von 200,000 Pfd. Sterl. die Religionsveränderung zusagte und sich zum Kriege wider die holländische Republik verpflichtete. Von dem erstern Punkte wußten nur Clifford und Arlington, die Spitzen des Cabal-Ministeriums; die übrigen drei erfuhren nichts, die Cabale war in der Cabale. Ja, die zwei Spitzen waren wieder unter sich uneins; denn während Clifford den König öffentlich katholisch werden lassen wollte, rieth Arlington behutsam vor der Hand zu einem Concordat. Ludwig XIV. trat auf die Seite Arlingtons, damit nicht die englische Krone aufs Spiel gesetzt würde.

Denn etwas von dem alten englischen Oppositionsgeiste regte sich wieder; die Hochkirche fühlte sich in ihrem großen Besitz und Einfluß, so wie in dem so gelehrt demonstrirten Glauben bedroht, und die große Mehrzahl des englischen Volkes empörte sich gegen den Krieg mit Holland, obgleich Revanchegelüste und Handelsinteressen sich geltend machen wollten. Die Minister jedoch, die jetzt völlig Cabinetspolitik trieben, ein in England schwieriges Unterfangen, gingen trotz ihrer entgegengesetzten Ansichten darüber hinweg. Die Rollen wurden unter ihnen theatermäßig vergeben: Buckingham und Ashley Cooper erhielten die Toleranz zugetheilt und veröffentlichten 1672 das königl. Indulgenz-Edict, welches ohne Beachtung des Parlamentes die Strafgesetze gegen die Katholiken aufhob, religiöse Versammlungen erlaubte und die Dissenters unter den Schutz des Königs stellte. Das erregte einen zweiten, noch heftigeren Sturm. Auch die Schotten erhielten ein Gnadengeschenk, mit dem sie schon eher zufrieden sein konnten: Toleranz für die Presbyterianer. Aber der stets eifrige calvinistische Geist dieses Landes witterte Unrath und verwünschte laut die „schwarze Indulgenz", welche die Seele verderbe. Karls Getreue hetzten Soldaten und Banditen gegen diese Eiferer.

Das englische Parlament gerieth in höchste Aufregung, es sah das Werk Heinrichs VIII. selbst bedroht. Es bean-

tragte, daß Niemand ein bürgerliches oder ein militärisches Amt bekleiden dürfe, der nicht den anglicanischen Eid der Treue dem König-Bischof leiste, das Abendmahl nach dem Ritus der Hochkirche nehme und eine Erklärung gegen die Transsubstantiation unterzeichne. Die Bewegung wurde so stark, daß Karl die Test- oder Zeugniß-Akte bestätigte. Der Herzog von York verweigerte den Eid und mußte seine Stelle als Großadmiral niederlegen. Wie zum Trotz heirathete er in zweiter Ehe die katholische Prinzessin Maria von Modena.

Unterdessen war der französisch-englische Krieg gegen Holland ausgebrochen, den Karl mit französischem Gelde führte. Die französische Flotte wurde 1672 bei Southwoldsbay zurückgedrängt. Ruprecht von der Pfalz, jetzt Admiral, ließ sich vor dem Texel im August 1673 schlagen. Das Mißtrauen gegen das französische Bündniß wuchs in England. Das Parlament verlangte nachdrücklich den Frieden.

Karl schloß 1674 wirklich Frieden mit Holland, ließ jedoch, um die Subsidien weiter zu beziehen, seine Landtruppen unter seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Monmouth, in französischen Diensten. Vergebens remonstrirte das Parlament gegen diese indirecte Fortsetzung des Krieges. Karl verpflichtete sich sogar durch einen neuen Vertrag, ohne Einwilligung Ludwigs kein Bündniß mit Holland zu schließen! Denn allerdings, mitten in dieser englischen Corruption hatte die englische Diplomatie bereits ihr Auge auf den Prinzen Wilhelm von Oranien, jetzt Statthalter, Generalcapitän und Admiral der Republik Holland, geworfen, der als eine passende Partie für die protestäntisch gebliebene Marie, Tochter Jakobs, erschien. Schon im November 1677 fand die Vermählung statt. Ludwig aber schloß schon im folgenden Jahre den Frieden von Nimwegen.

Shaftesbury, Clifford, Arlington und Buckingham waren vor dem Unwillen des Parlaments gewichen. Graf Danby, ein frivoler Royalist, aber nicht ohne nationales Ehrgefühl, war der vertraute Minister des Königs geworden. Er schien

die wahre Gefahr zu wittern, indem er die Non-resisting-bill, das Gelöbniß, niemals dem Könige Widerstand zu leisten, vor das Oberhaus brachte; alle Peers mußten schwören. Das Unterhaus war vertagt und konnte nicht auf die Probe gestellt werden.

Die Opposition hatte sich unter der Fahne der „Whigs", die Königischen unter der Bezeichnung „Tories" gruppirt. Es war die Scheidungin Volks- und Hofpartei, auch Petitioners (um Recht Bittende) und Abhorrers (solches Verabscheuende) genannt. Shaftesbury und Buckingham gingen zu den Whigs.

Am Hofe ging es lustig zu. Vier Mätressen regierten fast zu gleicher Zeit: die Cleveland wurde von der Portsmouth in Schatten gestellt; die Schauspielerin Nell Gwynne und noch mehr die Mancini traten in Concurrenz mit der Kerwal.

König Karl lag ganz im französischen Netz. Er überbot den Prachtkönig in Versailles noch in der Größe der Perücke. Sein unbedeutendes Gesicht setzte nach unten schwammiges Fleisch an, er gewann das Aussehen einer alten Frau. Der moralische Zustand seines Hofes erhellt am besten aus den Aufzeichnungen Sir John Reresby's. Dieser erwähnt der königlichen Couchées, bei denen Karl, tändelnd in satter Behaglichkeit, sich zu Bette trollte. Die Opposition im Lande und Parlamente, sagt unser Gewährsmann, sei dem König nicht zum Gegenstand politischen Nachdenkens, sondern nur zur widerwärtigen Störung geworden. Dabei erklärt Sir John, daß er seine Frau und Tochter nicht zu Hofe gehen lasse, da er diesen Aufenthalt für anständige Frauen unzuträglich finde! Charakteristisch aber ist vollends die Bemerkung, daß die Entsittlichung sich auf die Hofkreise beschränkt und keine Nachahmung im Bürgerthum gefunden habe.

Mit dem französischen König vertrug sich Karl jetzt dahin, daß keiner von ihnen ohne Zustimmung des andern in eine politische Verbindung treten dürfe. Die englische Cabinetspolitik fristete ihr Dasein mit einer halben Million Louisd'or weiter.

Der König schwamm entschieden wider den Strom. Was ihm mit der Testakte begegnet war, drohte ihm auch in der auswärtigen Politik. Das Unterhaus war und blieb vertagt, weil es an die Bewilligung des Flottenbudgets lästige Forderungen knüpfte und weil es der Coalition gegen Frankreich zuneigte. Ihre wahre Richtung aber erlangte die englische Politik durch einen der größten Diplomaten im hohen Styl, durch den Bahnbrecher und Vorgänger Wilhelms von Oranien, Sir William Temple. Er war es, der die schlauen Agentschaften Richelieu's in ein selbständiges Amt, die Missionen eines herrschenden Königs oder Ministers in eine historische Mission verwandelte. Zu wiederholten malen repräsentirte er in seiner Person die auswärtige Politik Englands.

Schon im ersten Kriege Ludwig's XIV. hatte William Temple den jungen Bourbon durch die im Haag geschlossene Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden zum Aachener Frieden von 1668 gezwungen. Temple war es ferner, der die Vermählung des holländischen Statthalters mit der Prinzessin Marie ernstlich ins Auge faßte, die dann wirklich zum großen Aerger Ludwigs erfolgte. Sodann betrieb er eine Allianz zwischen England und Holland zur Pacification Europas, die im Jahre 1679 zum Frieden von Nimwegen führte, in welchem zwar Spanien und der Kaiser schlecht genug wegkamen, Holland aber wenig Schaden erlitt.

Zu gleicher Zeit (1678) feierte die englische Handelspolitik einen neuen großen Triumph. Die Navigationsakte wurde durch eine Akte zum Schutze der Industrie wesentlich ergänzt. Man hatte gefunden, daß zu viele französische Waaren, für mehr als eine Million Pfd. St. jährlich, ins Land kämen, während Frankreich durch Zolltarife die englischen Waaren fast völlig ausschließe. Die Akte verbot daher auf drei Jahre jede Einfuhr französischer Producte: Wein, Branntwein, Leinwand, Papier, Salz, alle Putz- und Galanteriewaaren. Das Collectiv-Individuum England wehrte sich eben, seiner Bestimmung gemäß, mit allen Waffen gegen die andern Collectiv-

Individuen, und die Aufhebung der französischen Uebermacht befriedigte zugleich den nationalen Egoismus.

Der König Karl war keineswegs einverstanden mit solcher Handelspolitik; aber bedeutsame Ereignisse im Innern zwangen ihm seine Zustimmung ab. Hier spielte der verschlagene Shaftesbury die Vorsehung Karls II. Das englische Volk war heftig erregt durch die Alternative: ob französisch-katholisch oder holländisch-protestantisch. Da genügte ein geringfügiger Anlaß, von geschickter Denunciation ausgebeutet, um im Nebel der Befürchtungen ein Nilpferd von Religionsgefahr aufsteigen zu lassen. Hatten doch nach dem Volksglauben die Jesuiten vorlängst die Pest in London eingeschleppt und das große Feuer angelegt. Wie sollte jetzt nicht an ein großes Jesuiten-Complott geglaubt werden, welches das Leben des Königs und den Bestand der englischen Kirche bedrohte! Es kam wenig darauf an, daß die Jesuiten Narren gewesen wären, sich an ihrem kinderlosen Freunde zu vergreifen und die Gefahr von Jakobs Thronbesteigung an die Wand zu malen; noch weniger darauf, daß die Denuncianten des Complotts, Titus Oates, Bedloe und Carstairs die anrüchigsten Personen in England waren, die bereits mit der Criminaljustiz ernstliche Händel gehabt hatten. Es fehlte grade noch, daß der untersuchende Friedensrichter ermordet wurde. Shaftesbury rieb sich die Hände und trieb den König weiter.

Vier Jesuiten bestiegen das Schaffott; das Unterhaus stieß seine katholischen Mitglieder aus und gab den katholischen Peers den deutlichen Wink das Oberhaus zu verlassen. Im Kerker saßen an 2000 Personen, eine noch größere Zahl wurde aus London verwiesen. Der König erhielt die Weisung, seinen Hof und seine Küche von Papisten zu säubern.

Der König, vom Complott grade so überzeugt wie von irgend einer Religion, duckte sich vor dem heraufbeschworenen Sturme und gab achselzuckend nach. Er willigte sogar in eine Verschärfung der Testakte. Endlich wurde er jedoch des

Geschreies wider den Hof überdrüssig und löste — nach 18 Jahren zum ersten male — das Parlament auf (1679).

Es half nichts, aus den Neuwahlen gingen die Whigs siegreich hervor und die Opposition wurde wieder methodisch. William Russell, zum letzten Racheakt der Stuarts bestimmt, stand an der Spitze. Heftig wurden Graf Danby als Minister, der Herzog von York als Katholik angegriffen. Danby ging auf 5 Jahre in den Tower; seinen eigenen Bruder verwies der König aus Vorsicht nach Brüssel. Im Parlamente handelte es sich um seine Ausschließung vom Throne.

Der Mann der Situation war Will. Temple; unumgänglich hatte sich Lord Shaftesbury gemacht. Temple schob als Minister einen erweiterten Staatsrath zwischen Krone und Parlament und stellte Shaftesbury an dessen Spitze. Temple selbst leitete das engere Cabinet mit dem geistreichen Halifax und Robert Spencer, dem Grafen Sunderland.

Trotz der Gefügigkeit des Königs war die Anerkennung Yorks als berechtigten Thronfolgers beim Parlamente nicht durchzusetzen. Shaftesbury selbst blieb ihr erbittertster Gegner. Das Parlament erklärte: Die nächstberechtigte Person protestantischen Glaubens solle folgen. Shaftesbury hatte wahrscheinlich den Herzog von Monmouth, den Sohn der Lucy Walters, im Auge.

Vor der Auflösung des Unterhauses machte sich Ministerium und Parlament unsterblich durch die Habeas-Corpus-Akte: Niemand kann verhaftet werden ohne schriftlichen richterlichen Befehl mit Angabe des Grundes; der Gefangene muß in seiner Grafschaft bleiben; in 3mal 24 Stunden ist er vor seinen Richter zu stellen; die Fälle der möglichen Bürgschaft sind genau angegeben. Das Gesetz steht noch jetzt aufrecht, damals konnte es Bedenken erregen. Angebliches und wirkliches Complottiren gingen ihren Weg weiter; Monmouth betrieb seine Pläne auf eigene Faust, die parlamentarische Opposition hatte Verbindungen mit dem Auslande. Der französische Gesandte Barillon hatte die Hände überall im Spiel,

im Unterhaus durch Algernon Sidney, den spätern Leidensgenossen Will. Russells, der auf eine friedliche Handelsrepublik ausging und England vor auswärtigen Verwickelungen zu bewahren dachte; im Oberhause durch den Herzog von Buckingham, beim Könige durch die Portsmouth. Shaftesbury wurde aus dem Staatsrath entlassen.

Im October 1680 beschloß das Unterhaus mit großer Majorität die Ausschließung Yorks von der Thronfolge. Die Peers verwarfen die Bill mit Zweidrittel-Majorität, forderten aber den Testeid. Darob neue Verfolgung der Papisten, der 70jährige Lord Howard wurde leichtfertigst enthauptet. War England nicht auf dem Wege zum Langen Parlament?

Nicht so ganz, König Karl ließ sich von Frankreich 2 Mill. Livres aussetzen und berief das Parlament nach York. Hier blieb er fest; als die Opposition wieder nicht nachgab, löste er das Haus auf. Vergeblich kam der Oranier herüber, auf die drohende Lage des Continents hinzuweisen; England blieb gelähmt und Ludwig XIV. nahm Straßburg.

Die „Ehrenwerthen" hatten in ihrer übergroßen Mehrzahl Furcht vor der Republik und ließen sich von der Universität Cambridge beweisen, daß das uralte Thronfolgerecht nichts mit der Religion zu thun habe.

Es regnete Flugschriften von Whigs und Tories; der royalistische Dryden schrieb seine Satire: „Absalon und Ahitophel" (Monmouth und Shaftesbury). Shaftesbury wurde peinlich angeklagt, gegen die Freiheit des Königs, für Einführung der Republik conspirirt zu haben. Die große Jury verwarf die Anklage; die Gemeinde London machte den Grafen zum Bürger und Zunftgenossen. Aber der Gegenschlag ließ nicht auf sich warten. Auf Betreiben des Oberrichters Jefferies blutigen Andenkens vergriff sich der König an der altsächsischen Gemeindefreiheit und decretirte, daß Magistrat und Sheriffs von Seiten der Regierung bestätigt werden müßten.

Während Jakob es wagte, nach London zurückzukehren, leitete der in der City versteckte Shaftesbury die Agitation

gegen ihn. „York müsse wie Kain auf dem Erdboden schweifen", war die Parole. Der Ausbruch sollte überall zugleich stattfinden, der König gefangen genommen werden. Will. Russell, der darum wußte, erklärte sich gegen Anwendung der Gewalt. Es ist noch nicht ausgemacht, ob Shaftesbury damals auf Monmouth oder auf den Oranier zielte. Was aber hatte Algernon Sidney, der Republikaner, damit zu thun?

Als Shaftesbury an seinem Plane verzweifelte, begab er sich nach Holland, wo er bald nachher starb. Die Desperados gingen für sich los, um König und Thronfolger zu beseitigen. Diese Verschwörung heißt das Rye-House-Complott. Die große feierliche Rebellion der Independenten war zu einem nächtlichen Attentat zusammengeschrumpft. Will. Russell hatte Recht, diese Gewalt nicht zu wollen, und Algernon Sidney konnte von ihr nicht die Verwirklichung seines Ideals hoffen.

Einer der Verschwörer wurde hingerichtet, die Sache war erledigt, wenn nicht die Spürnase Jefferies' herausgebracht hätte, daß die Whigs dahinter gesteckt. William Russell, Algernon Sidney, ein Hampden, der Enkel des großen John, die Lords Howard und Essex, der Sohn des vom republikanischen Parlament hingerichteten Capel, wanderten in den Tower. Monmouth, der immer halb gewesen, entkam. Keinen von den Gefangenen traf die geringste Schuld; aber, sagte Jefferies, sie *würden* das geglückte Attentat benutzt haben!

Graf Essex brachte sich selbst um, Howard rettete sich durch Angeberei. Will. Russell, der makellose, schrieb seinen „Triumph über den Tod", und feierte ihn sodann durch Standhaftigkeit auf dem Schaffott. Seine vortreffliche Gattin, Rachel Wriothesley, die Tochter des Grafen Southampton, damals schon berühmt durch ihre „Briefe", die eigentliche Erzieherin ihres Gemahls, begleitete ihn auf seinem letzten Gange. Ihre Stärke tröstete ihn und er schied mit den Worten: „Die Bitterniß des Todes ist vorüber." Es war im December 1683.

In Algernon Sidney wurde der letzte Republikaner geköpft; sein einziger Belastungszeuge war — Lord Howard!

Das war jedoch nur Ein Zeuge, und das Gesetz verlangte deren zwei. Die Frivolität Jefferies' half aus. Bei Sidney hatte sich das Manuscript der denkwürdigen Discourses concerning government gefunden. Dieses Manuscript erklärte Jefferies für den „zweiten Zeugen". Algernon Sidney starb als Stoiker, wie Russell als Christ.

Zu gleicher Zeit verdammte die zweite Caserne serviler Gelehrsamkeit, die Universität Oxford, das politische System des Whiggismus. Englische Kaufleute errichteten auf der Londoner Börse die Bildsäule Karls II. Und Alles war gut.

Karl überlebte jedoch seinen Triumph nicht lange. Am 11. Februar 1685 traf ihn der Schlag. Die anglicanische Absolution nahm er hin, wies aber das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zurück. Da ließ Jakob auf einer jener Hintertreppen, die sonst nur für gewisse Priesterinnen der Lust bestimmt gewesen, einen verkleideten katholischen Priester in des Königs Gemach kommen. Jetzt communicirte Karl ohne Kelch und fuhr, wie man gesagt hat, auf zwei Wegen zum Himmel, am 16. Februar 1685. Er zählte 55 Jahre und hinterließ 9 anerkannte uneheliche Kinder, für England aber einen katholischen König, eine Umkehr weit über das Zeichen hinaus. Karl I., Jakob I., die Elisabeth waren übersprungen; England stand wieder bei der blutigen Maria, nicht einmal Heinrich VIII. hatte existirt.

So war es dem Scheine nach, in der Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Wir bemerkten bereits bei Cromwell, daß unter der religiösen Hochfluth ein vorläufig ruhiger Gegenstrom sich kenntlich machte. Harrington und die Rota, die Freidenker, zu denen auch Ludlow zählte, der Keim zu dem heranreifenden Locke, kündigten einen Umschlag des pathetischen und zum Theil fanatischen Glaubenseifers in verständige Reflection an, die zunächst das Gewand des Indifferentismus, ja der geistigen Frivolität umwerfen mochte. Man nehme dazu das durch Francis Bacon in Mode gebrachte inductive Denken, das Verlangen nach Beobachtung der Thatsachen und Experimente,

denen sich die „Royal Society" von 1662 gleich nach der Wiederkehr der Stuarts hingab; die allgemeine Theilnahme selbst der weiblichen Welt an den sensationellen Ergebnissen der Physik und Chemie; kurz den Aufgang und Aufschwung der Naturwissenschaft, und man wird begreifen, daß die politisch-religiösen Streitigkeiten unter Karl II. gar nicht die Hauptsache bildeten, daß der kleinliche und oft schäbige Hader lediglich die Maske der Zeit war, deren wahres Gesicht ganz anders aussah, sollte sich dieses Gesicht auch erst im folgenden Jahrhundert ganz enthüllen.

Mit dem König Karl II. begann im Grunde eine Periode der Auflösung, der wissenschaftlichen und praktischen Analyse, bei welcher das herrische Gebahren und die schnöden Ungesetzlichkeiten nur Handlangerdienste verrichteten, und der zur Herrschaft aufstrebende Verstand sich vorläufig als diplomatische Kunst bethätigte. Die Cabinetspolitik, von Heinrich IV. und Richelieu aufgebracht, ergriff jetzt auch das Land des letzten idealistischen Pathos, England, welches sich nach schmählichem Lehrgeld an die Spitze des europäischen Areopags schwingen sollte.

Wenn alle Kraft der Völker nach Außen gedrängt wurde, so verloren die innern politischen Kämpfe den größten Theil ihrer Wichtigkeit; die tyrannischen Gelüste begingen wohlfeile Orgien, und die letzte Orgie feierte der katholische Jakob, bis ihn die neue Bestimmung Englands am Schopfe ergriff und jenseits des Canals zur Ruhe setzte.

Jakob II. und die „glorreiche Revolution“.

Im Februar 1685 begann der ehemalige Herzog von York als Jakob II. seine Regierungs-Orgie mit kaltem Trotze. Ein höfliches, aber unwahres Lächeln diente seinem Starrsinn als Flagge. Der später als Herzog von Marlborough so berühmte John Churchill sagte von ihm: „Sein Herz sei härter als der Marmor seines Kamins.“ Bei weit geöffneten Flügelthüren ließ er die Messe lesen. Es erfolgten Bekehrungen im Interesse der Carrière, feile Ueberläufer blinzelten zur neuen Sonne auf; doch waren die Episkopalen und besonders ihr Klerus zu hart gesotten, um ein massenhaftes Katholisiren aufkommen zu lassen.

Jakob liebäugelte mit den Extremen, mit allen Gegnern des Episkopalsystems. Will. Penn, der Quäker, der die Toleranz für die Seinigen, selbst mit Hülfe des Katholicismus erstrebte, cultivirte eine von politischen Parteimännern stets verdächtigte Freundschaft mit dem Könige. Wer diesen aber am Gängelbande führte, das waren die Jesuiten, worüber sich die selbst katholisch gewordene Ex-Königin von Schweden scharf genug aussließ.

Steuern wurden ohne Bewilligung des Parlaments erhoben, und als Jakob ein Parlament berief, entschuldigte er sich beim französischen Gesandten: „der König möge ihm solches nicht übelnehmen.“ England schien sich selbst total entfremdet, religiös wie politisch.

Die Botschaft ans Parlament überbrachte jener John Churchill, der Typus der herrschenden Corruption, dem sogar die Weiber Geld eintragen mußten. Das Haus war torystisch gesinnt und bewilligte Alles. Jakob wurde immer protziger.

Schottland wurde mit der äußersten Brutalität regiert. Deßhalb conspirirte der Herzog von Argyle im Haag mit dem Herzog von Monmouth, dem Halbbruder Jakobs, von dem der letztere glaubte, er sei der Sohn Sidney's und gleiche ihm selbst. Argyle wurde ergriffen und am 30. Juni 1685 enthauptet. Monmouth, eigentlich ohne Soldaten und Waffen, erlitt am 6. Juli eine leicht begreifliche Niederlage bei Sedgemore, unweit von Bridgewater. Das Treffen wurde entschieden durch den reisigen Bischof Mew von Winchester, der schon für Karl I. im Felde gewesen und der jetzt mit 4 Kanonen anlangte. Die ganze Gegend, in der heutzutage Weizen und Obst bestens gedeihen, war damals nur Moor und Haide. Noch jetzt gedenkt die dortige Bevölkerung der an den Besiegten verübten barbarischen Grausamkeit. Dazu paßt es vollkommen, daß der königliche Feldherr, Lord Feversham, während des Treffens im Bette lag. Monmouth flüchtete sich in einen mit Farnkraut und Gestrüpp bedeckten Graben, aus dem er halb verhungert und mit Koth bedeckt hervorgezogen und nach London gebracht wurde.

Dann erfolgte des Großhenkers Jefferies Blutgericht über die Verschwörer im westlichen England. Mehr als 300 Männer und Weiber wurden hingerichtet, über 800 deportirt und zur Zwangsarbeit verkauft; die übrigen kauften sich los. Das waren nicht mehr die Opfer einer selbstbewußten großen Politik, sondern einer gemeinen tyrannischen Rache. Die westlichen Assisen nannte Jakob den „Feldzug seines Lord Oberrichters", den er zum Großsiegelbewahrer ernannte.

Als Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, verfiel Jakob in den Irrthum seines Bruders, als sei England identisch mit Frankreich. Ein französischer Bischof bestärkte ihn in diesem Wahne, indem er in seiner Dankrede an den

französischen Despoten diesen ersuchte, dem Könige von England starke Hand bei der Ausrottung der Ketzerei zu leisten. Aber die englische Hochkirche selbst nahm die flüchtigen Hugenotten gastlich auf.

Noch stand die Testakte von 1673 aufrecht. Zunächst half sich Jakob mit zahlreichen Dispensationen vom Testeide und ernannte Offiziere unter dem großen Siegel, indem er behauptete, der König stehe über den Reichsgesetzen. Das hat in England noch niemals gut gethan. In Schottland suspendirte und abrogirte Jakob alle unter der Minderjährigkeit Jakobs I. gegen die Katholiken erlassenen Gesetze. Selbst das torystische Unterhaus beschwerte sich, desgleichen die Peers. Von den Kanzeln herab erscholl die Mahnung, fest am protestantischen Glauben zu halten und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen. Die Schotten, nicht einmal hochkirchlich gesinnt — der Erzbischof Sharg von Edinburgh, der in diesem Sinne wirkte, war ermordet worden — erklärten: „Toleranz zu gewähren sei nicht das Recht der Obrigkeit; sie diene nur zur Einführung der Tyrannei und öffne dem Papismus die Herzen, d. h. der Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei.“ Die schottischen Minister schwuren den Protestantismus ab, die Katholiken machten sich breit im Lande des John Knox. Aber das Parlament in Edinburgh erklärte: „Keinen Dispens für die von der römischen Genossenschaft“ (nicht einmal „Kirche“)!

Selbst ein Jesuit kann unter Umständen auf thörichte Gedanken verfallen. Jakob säuberte jetzt sein Ministerium im Sinne des Großsiegelbewahrers. Der gut royalistische Lord Halifax mußte ausscheiden; selbst Monk-Albemarle taugte nicht mehr zum Obercommando der Truppen; Rochester-Hyde, der zweite Sohn Clarendons, des Königs Schwager, wurde entlassen; ja selbst die protestantische Mätresse Kath. Sedley bekam ihren Abschied. Der Herzog von Sunderland, mit 25,000 Kronen Rente dotirt, der rabiateste Gegner Hollands, regierte mit Jefferies und dem P. Petre Soc. Jesu. Und dieser

P. Petre träumte sich als Cardinalminister von England, à la Richelieu!

Aus Irland wurde Graf Ormond abberufen. Die Civilverwaltung kam an den jüngeren Lord Clarendon, das Militär an Talbot von Tyrconnel, einen normannischen Convertiten, der den milderen Clarendon bald verdrängte, irische Katholiken in die Verwaltung brachte und eine neue Gütervertheilung vornahm. Zu Anfang 1687 dachte Talbot, für den Fall einer protestantischen Thronfolge in England, an die Losreißung Irlands — das alte Stuart'sche Spiel.

Capellen und Klöster entstanden in ganz England. 13,000 Mann Soldaten, die zu Hounslow campirten, sollten für die Ruhe im Lande bürgen. Aber das Murren begann unter den Soldaten selbst. Der Geistliche Samuel Johnston wurde zu Pranger und Geißelung verurtheilt. Fing nicht alles wieder von vorne an?

Den schlimmsten Dienst leistete dem Könige das jetzt so mächtig begünstigte und beförderte katholische Personal. Es war als ob der Papismus die Unsittlichkeit erpreß belohnte. Aber äußerlich siegte die Reaction; berühmte aristokratische Namen traten zur katholischen Kirche über; auch der Dichter Dryden scheute sich nicht vor dieser Makel. Sein brillantes Talent vergeudete er an die Allegorie „Hindin und Panther," worin alle Thiere sich gegen die milchweiße römische Kirche verschwören: der socinianische Fuchs, der presbyterianische Wolf, der independentische Bär, der wiedertäuferische Eber und ganz besonders der anglicanische Panther. Jakob fand Richter wie sein Vater, und diese Richter erkannten das Dispensationsrecht an.

Das Höchste, freilich auch die höchste Selbstironie war es, daß der katholische König in seinem Bekehrungseifer sich auf seine Würde als Summus Episcopus der Hochkirche berief, um diese aus der Welt zu schaffen; daß er es eine besondere Fügung Gottes nannte, die Usurpationen Heinrichs VIII. und der Elisabeth wieder gut machen zu können! Der Summus

Episcopus bedeutete doch den Bruch mit dem Papstthum; das Recht, das aus dieser Würde erwuchs, war ein Schlag ins Gesicht der römischen Curie! Jakob aber ernannte eine Hohe Commission der anglicanischen Kirche, ein Inquisitionstribunal, den Lordkanzler Jefferies an der Spitze. Dieses Tribunal entsetzte den Bischof Crompton von London, der jetzt botanisiren ging.

Das Dispensationsrecht sollte jedoch nur der Vorbote einer radicaleren Maßregel sein. Jakob erließ am 17. Februar 1687 auf eigene Faust eine Toleranz- oder Indulgenz-Erklärung für Schottland: Katholiken und Quäker dürfen ihren Cultus frei üben und sind zu allen Aemtern fähig; auch gemäßigte Presbyterianer sind zugelassen, nur die Covenanters sind auf den Privatgottesdienst beschränkt. Im Monat April erfolgte eine ähnliche Erklärung für England, die den Testeid abschaffte.

Die Quäker hatten als voreilige Hebammen der Geschichte die Hand im Spiele; sie gedachten auf dem Rücken der Katholiken durchzuschlüpfen. Den König Jakob zum Befreier der Gewissen zu machen, war doch ein ganz unhistorischer Einfall. Jakob ließ sich die Freundschaft Will. Penns gefallen, der Hof cokettirte mit Quäkern und Dissenters; die auf Jakobs Wink schmählich verurtheilten Puritaner Rich. Baxter und Howe und der noch berühmtere Wiedertäufer und Kesselflicker John Bunyan, der praktische Jakob Böhme, wurden aus ihren Gefängnissen entlassen. Dagegen empfing Jakob im Palaste von Whitehall feierlichst einen päpstlichen Nuntius, da doch päpstliche Gesandte gesetzlich verboten waren. Vier katholische Bischöfe wurden geweiht.

Und nun reiste Jakob selbst im Lande umher, die Neuwahlen zum Parlament zu betreiben, die Quäker Penn und Barclay an der Seite des Jesuitenkönigs. Penn unterzog sich sogar der Mühe, die Tochter Jakobs und deren Gemahl im Haag für die „Toleranz" gewinnen zu wollen; beide aber wußten besser wie es in England aussah und erließen eine gedruckte

Erklärung durch das ganze Land, daß sie an der Testakte festhielten, so sehr sie sonst der Toleranz zugeneigt seien.

Im Mai 1688 ließ Jakob sein Indulgenz-Edict zum andernmale verkündigen, mit der Weisung, es in allen Kirchen zu verlesen. In beiden Häusern des Parlaments erfolgte der Beschluß, daß die Verlesung nicht statthaben solle und daß eine Adresse an den König zu richten sei. Sieben Bischöfe widersetzten sich der Verlesung in ihren Sprengeln. Jakob schickte sie wegen Verachtung des Königs als Friedensbrecher in den Tower. Die escortirenden Soldaten aber beugten die Knie vor ihnen.

Die Krisis nahte. Die Königin sollte sich in gesegneten Umständen befinden; Jakob schien es eilig zu haben mit einem Thronfolger. Am 11. Juni schon kam die Königin, wie man sagt, plötzlich und in aller Eile mit einem Prinzen nieder. Wichtige Persönlichkeiten, die bei dem Akte zu assistiren hatten, waren zufällig nicht zur Hand; böse Zungen zischelten, das Kind sei in einem Bettwärmer ins Schlafzimmer der Königin und unter die Decke gebracht worden. Der Papst wurde Pathe.

Die Geschwornen, die über die sieben Bischöfe zu urtheilen hatten, sprachen die Angeklagten am Tage vor der Geburt des Prinzen von Wales frei; das Volk von London zündete in den Straßen große Freudenfeuer an, in denen das Bild des Papstes verbrannt wurde, und erhob lauten Jubel, in welchen die Soldaten einstimmten. Man beeilte sich von beiden Seiten.

Den wirklichen Anlaß zur Katastrophe gaben jedoch die auswärtigen Angelegenheiten. Der Kaiser, Holland, Brandenburg, Spanien und Schweden hatten schon zwei Jahre vorher den Augsburger Bund gegen die despotischen Uebergriffe Ludwigs XIV. geschlossen, und der Oranier war als Statthalter der holländischen Republik die Seele dieses Bundes. Jakob aber, der Vasall Ludwigs, berief die in Holland stehenden englischen Truppen zurück. Diese Truppen gehorchten mit ge-

ringen Ausnahmen nicht. Wilhelm von Oranien, ganz der Mann seiner diplomatischen Zeit, der sich bereits zum Anwalt der Testakte aufgeworfen hatte, durch die Geburt eines Prinzen von Wales im Erbrecht seiner Gemahlin bedroht, folgte begierig der Einladung des whiggistischen Adels, England vor dem drohenden Joche des Papstthums zu bewahren und seinem persönlichen Verlangen, das Königreich in die Wagschale gegen Ludwig XIV. zu werfen.

Wilhelm von Oranien, der nachgeborene Sohn Wilhelms II., war durch die Staatischen schon als 4jähriges Kind von aller Macht der Executive ausgeschlossen worden; aber der erste Krieg der Republik mit Karl II. hatte dieses Edict außer Kraft gesetzt. Das „Ewige Edict" von 1667 trennte sodann strengstens den Oberbefehl über die Land- und Seemacht von der Statthalterwürde, und der 27jährige Prinz mußte dieses Edict beschwören. So war der Widerstreit zwischen Staatlich und Staatisch abermals gegeben, und diesmal endigte er noch schimpflicher als zu Oldenbarnevelds Zeiten.

Der Hauptgegner Wilhelms war der Sohn jenes de Witt, den Wilhelm II. einst ins Gefängniß geworfen, Jan de Witt, Rathspensionär der wichtigsten Provinz Holland, in den Generalstaaten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, befreundet mit Baruch Spinoza; ihm zur Seite sein Bruder Cornelis de Witt, der wider Robert Blake gekämpft, der Rivale des oranischen van Tromp.

Im Jahre 1672 überzog Ludwig XIV. die „vereinigte Republik der vereinigten Provinzen" mit Krieg. Die festen Plätze öffneten dem Feinde die Thore, der Kurfürst von Brandenburg rückte an den Rhein. Da rief der holländische Demos:

„Oranien boven, de Witten onder,
Wer't anders meent, den sla de Donder!"

Das „Ewige Edict" ward aufgehoben, Oranien trat an die Spitze der Armee und der Flotte. Das fanatische Volk aber zerriß den edlen Jan de Witt und seinen tapfern Bruder.

Seitdem war Wilhelm die Seele der europäischen Coalition gegen Frankreich.

Im Sommer 1688 war die Verschwörung zwischen London und dem Haag in vollem Zuge, als Jakob noch Zeit fand, die Richter im Bischofsproceß mit seiner königlichen Ungnade zu bedenken, den widerspenstigen Klerus, dem er die Audienz verweigerte, mit gerichtlicher Verfolgung zu bedrohen und irische Regimenter nach London zu beordern. Den englischen war allerdings nicht zu trauen. In der Vereinbarung zwischen den Grafen Shrewsbury und Devonshire, dem Bischof Crompton, Lord Lumbey, Henry Sidney (dem Bruder des Enthaupteten), dem Admiral Russell und dem Oranier figurirte auch Lord Churchill, der die Armee überzuführen versprach.

Endlich — zu spät — suchte Jakob einzulenken; aber alles, was er that, war halb. Das Bündniß mit Frankreich abzuschließen hatte er jetzt keinen Muth mehr; im Innern nahm er vieles zurück, nur nicht das Dispensationsrecht. Das Manifest des Oraniers an die englische Nation, worin der kleine Prinz ein Bastard genannt war, lag schon fertig, und Jakob berief nicht einmal das Parlament.

Endlich siegte der kalte Trotz in ihm, er wollte es darauf ankommen lassen. Aber es bereitete sich ein protestantischer Kreuzzug gegen ihn vor. Die holländischen Generalstaaten hatten nach vielem Zaudern ihrem Statthalter Hülfe zugesagt; im October 1688 regte es sich auf den Werften Niederlands. Der französische Marschall Schomberg, seit 1685 landflüchtig, hatte in Brandenburg die Armee reorganisirt und wurde jetzt vom Kurfürsten Friedrich III. an den Oranier abgetreten; er führte die brandenburgische Hülfsmannschaft, französische Hugenotten und freiwillige deutsche Landsknechte.

Am 13. November lichteten 40 Kriegsschiffe mit 14,000 Mann Landtruppen zu Helvoetsluys die Anker; sie führten 30 Kanonen mit sich. Am Hauptmast des Admiralschiffes wehte die Devise: „Für die protestantische Religion und die

Freiheit Englands"; oder wie es auf dem Kupferstiche von Romeyn de Hooghe heißt: Voor de Herstelling van de Grond Wetten en ware Godsdienst in Engelant, Schotlant en Irelant. Darüber stand die oranische Devise: Je maintiendray. Am 15. und 16. Nov. 1688, hundert Jahre nach der spanischen Armada, wurden die Truppen, unbehelligt von Lord Dartmouth, der Jakobs Flotte befehligte, in der Bucht von Torbay (Devonshire) ausgeschifft. Wilhelm zog mit seinen Truppen landeinwärts.

Den Moment hatte er mit überlegener Klugheit gewählt. Der Orleanskrieg war ausgebrochen, Ludwig XIV. im Kampfe mit ganz Europa beschäftigt. Wilhelm hatte die ganze continentale Coalition, sogar den Papst, auf seiner Seite, der, wie einst sein Vorgänger die Uebermacht Habsburgs gefürchtet hatte, jetzt besorgten Blickes auf Frankreich schaute. Dem Kaiser zur Beruhigung meldete Wilhelm nach Wien, er wolle nicht den legitimen Herrscher vom Throne stoßen, das Parlament werde entscheiden. Der störrische Jakob aber berief kein Parlament.

Es war kein Heldenstück, was da aufgeführt wurde, sondern ein diplomatisches Cabinetsstück in Waffen. Das Volk wurde nirgends aufgeboten, alles spielte in den oberen Regionen. Die „Revolution" war nur dadurch „glorreich", daß sie kein Blut vergoß. Unter Edw. Seymour bildete sich eine „Association" zu dem Zwecke, „mit Oranien zusammenzuhalten, bis Religion, Gesetze und Freiheiten im freien Parlamente befestigt" seien. Jakob zog aufs andere Ufer der Themse, die Hauptstadt und sein 5 monatliches Söhnchen zu decken. Da ritten Churchill und Grafton ins oranische Lager und der Abfall war allgemein. Prinzessin Anna folgte der Sarah Churchill. Prinz Georg von Dänemark, der Gemahl Anna's, berühmt durch sein stetes: Est-il possible? ging gleichfalls mit; diesmal war sein Motto berechtigt. Jakob aber seufzte: „Meine eigenen Kinder haben mich verlassen!" Die Volkswuth richtete sich gegen den Henker Jefferies, der

mit Peitschenhieben in den Tower gejagt wurde, wo ihn ein gütiges Geschick durch den Tod erlöste.

Sonst aber, wie zahm und lahm ging alles vor sich! Jakob berief ein Parlament, ließ aber seinem Schwiegersohn sagen, er möge nicht durch das Getöse der Waffen die Berathungen stören; alle Beschwerden sollten abgestellt werden. Ein hoher whiggistischer Adel meldete dem Oranier: Man könne dem König Titel und Rang lassen, während Wilhelm regiere! Der König selbst half den „glorreichen" Revolutionären aus der Verlegenheit; er ließ in der eiskalten Nacht des 9. December die Königin sammt dem Säugling nach Calais bringen. Am folgenden Tage schickte er sich selbst zur Flucht an und verbrannte die Wahlausschreiben. Das Reichssiegel warf er in die Themse. Dann zog er längs der Küste, um sich nach Frankreich einzuschiffen.

Die „Glorreichen" aber gingen auf Socken umher, um keinen Lärm zu machen. Wilhelm von Oranien rückte nach London vor, im Interesse der „Ordnung". Plötzlich brachten einige Fischer den König Jakob zurück, den sie am Strande aufgefunden und ausgeplündert hatten. Der Schwiegersohn wünschte ihn ins Pfefferland; er mochte ihn nicht gefangen nehmen und verwies ihn vorsichtig aus London. Der König begab sich nach Rochester. Wilhelm und seine Marie quartirten sich im Palast von St. James ein, die Tochter in der Behausung des entthronten Vaters!

Waren sie König und Königin? Noch nicht. Wer konnte sie dazu machen? Das Parlament. Aber wer hatte das Parlament einzuberufen? Das war der kitzliche Punkt. Wilhelm meinte in aller Bescheidenheit: die Peers. Was thun die Peers? Sie senden eine Deputation nach Rochester, der König möge ihnen den Gefallen thun, ein Parlament zu berufen. Jakob aber schüttelte die Birnen nicht, sondern begab sich mit geheimer Beihülfe Wilhelms nach Frankreich. Seine Wohnung im Schlosse zu Saint-Germain en Laye bei Paris wurde prächtig ausgestattet; sein Gönner und Verderber Ludwig setzte

ihm eine Pension von 50,000 Thlr. monatlich aus und schürte eine stets trügerische Hoffnung in ihm.

Karl II. war von der bürgerlichen Angst vor dem Schrecken der Rebellion zurückberufen worden. Diese Angst war jetzt überflüssig. Wilhelm von Oranien setzte sich behutsam zwischen Republik und Restauration und befriedigte alle „gemäßigten" Ansprüche. Der Prätendent war nur noch gut für die Oper.

Wilhelm und Marie.

Ein neuer König war in England, wenn man sich einmal an den Buchstaben hielt, nicht so leicht gemacht. Die Peers wagten auch jetzt nicht, das Parlament einzuberufen — es fehlte ja auch das Reichssiegel. Sie beriefen eine „parlamentarische Convention", bestehend aus allen Mitgliedern von Karls II. letztem Parlament, sammt Lordmayor und Aldermen von London. Diese wieder beschlossen, daß der Prinz sie einberufe. Zu Anfang Februar 1689 trat die „Convention" zusammen. Der Prinz hatte bis dahin regiert, und zwar recht zweckmäßig; die katholischen Elemente hatte er aus den Aemtern und der Armee entfernt. Die „Convention" dankte dem Prinzen und ersuchte ihn, vorläufig die Regierung weiter zu führen.

Jetzt folgte die abgründliche Debatte des improvisirten Hauses über die staatsrechtliche Preisfrage: Ist die Krone freiwillig niedergelegt oder der König entsetzt worden? Das Juste-Milieu siegte mit der gewohnten Doppelsinnigkeit: „Der Thron ist durch Abdication vacant" — niemals hat Jakob abdicirt, der legitime König von England lebte in Saint-Germain. Nein, sagte das Juste-Milieu, es ist eine „Vacanz" vorhanden, „die regelmäßige Erbfolge ist durch Vacanz unterbrochen". Wenn aber eine Vacanz vorhanden ist, so tritt grade die Erbfolge ein. Endlich beschloß das Haus, ganz mit

der Logik des „Von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes“: Der Thron ist erledigt durch Bruch des Vertrags — das genügte doch für sich allein — und durch Entweichung des Königs — die doch keinen neuen Rechtsgrund abgab, wenn der König den Vertrag gebrochen hatte. Und dann kam das große Desiderium, welches fünf Jahre vorher geltend zu machen war: Kein papistischer König!

Einzig logisch waren die hochtoryistischen Lords, welche den König nominell beibehalten wollten, den König, der durch „Entweichung“ verhindert war zu herrschen, und dem Oranier den Titel eines „Prinz-Regenten-Stellvertreters“ antrugen. Das aber war dem leisetretenden Prinzen doch zu viel; er drohte, nach Holland zurückzukehren. Nicht einmal als „König-Gemahl“ wollte er bleiben, was doch nach der Theorie von der rechtmäßigen Erbfolge die höchste Concession sein konnte. Da thaten die staatsrechtlichen Splitterrichter ein Uebriges: die beiden Eheleute William und Mary sind zusammen „König von England“, William aber herrscht bis zu seinem Tode. Wenn der Halbkönig Mary keine Kinder hinterläßt, so folgt ihre Schwester, die Prinzessin Anna, und deren Nachkommenschaft. Die Krönung von „Wilhelm und Marie“ fand am 29. April 1691 statt.

Endlich regte sich der Rest von Freiheitsdrang, der die Väter einst so gewaltig beseelt hatte. Der Enkel Hampdens und der Neffe W. Temple's riefen den Juristen der Convention zu: Sichert Eure Rechte! In der „Bill of Rights“ wurden die Rechte des Volkes gegen die Rechte der Krone abgewogen, das Dispensationsrecht abgeschafft, die Minister für verantwortlich erklärt, das königliche Begnadigungsrecht für sie beseitigt. Die Uniformität aber und die Testakte blieben, trotz Wilhelms besserer Neigung, in Kraft. Selbst das war noch Vielen zu viel; manche Geistliche verweigerten dem calvinistischen König den Huldigungseid. Die Jakobiten wurden gleichfalls als Nonconformisten behandelt; da sie den Eid verweigerten, entsetzte man sie ihrer Aemter. Nur die Schotten

waren durch die Abschaffung des Episkopats und die Herstellung der Synodalverfassung befriedigt.

So tolerant wie der neue Herrscher dachten die Wenigsten im Lande; das Confessionelle und Ausschließliche war viel zu fest an die frühern politischen Parteiungen gekittet. Es bedurfte noch einer langen „Aufklärung", ehe der politische Mensch sich vom religiösen losrang. Das größte Hinderniß für die Emancipation des Gedankens war in England von jeher die anglicanische Geistlichkeit. Sie hatte den „leidenden Gehorsam" zum Dogma erhoben und unter Karl II. zum Gesetz zu machen gesucht. Sie wagte kaum gegen Jakob zu opponiren; gegen Wilhelms Toleranzbestrebungen erklärten sich neun Zehntel ihrer Mitglieder.

Zur offenen Widersetzlichkeit kam es jedoch nur in Irland. Tyrconnell erklärte sich für König Jakob und erneuerte das alte Schisma. Ludwig XIV. unterstützte den Aufruhr mit Schiffen, Mannschaften und Geld. Die Bewegung machte Fortschritte. In England agitirte sogar Penn, im Namen der einäugigen Toleranz, für Jakob! In der allgemeinen Principlosigkeit eifersüchtelten die Handelsinteressen gegen die Holländer, deren Statthalter jetzt König von England war.

1690 rückte Wilhelm ins Feld und marschirte mit 60,000 Mann auf Dublin. Jakob zog sich auf das Cromwell'sche Drogheda jenseits des Boyneflusses zurück. Am 30. Juli 1691 schlug Wilhelm die feindliche Armee zum ewigen Gedächtniß der Orangisten und Jakobiten. Jakob floh in sein Asyl zurück und Irland erkannte nothgedrungen die neue Herrschaft an.

Wilhelms Politik, im Innern vielfach gehemmt, warf sich desto ungehinderter auf das auswärtige Departement. Von England aus bekriegte er jetzt Frankreich. Ludwig aber plante eine Invasion Englands vom Cap la Hogue aus. Da schlug am 29. Mai 1692 Admiral Russell in der Seeschlacht bei dem erwähnten Cap den französischen Admiral Tourville. Dann wandte sich die englische Flotte nach Holland zur Unterstützung

der dortigen Landarmee. Ludwig XIV. hatte endlich seinen Mann gefunden, sein bisheriges Glück neigte sich abwärts.

Die geschäftlichen Interessen Englands erhielten unter dem Statthalter der Handelsrepublik die kräftigste Förderung. Es entstand die Bank von England, zugleich Circulations- und Regierungs-Anstalt. Während sie die Tauschwerthe durch Wechsel vermittelte, gab sie zugleich Schuldscheine auf Regierungsanleihen aus. Als Depositenbank wurde sie das Reservoir des müßigen Capitals, welches von dort in die Rinnsale des Verkehrs eindrang. Das Geld, welches Ludwig XIV. durch Religionsverfolgungen aus dem Lande trieb, kam Englands Industrie und Handel zu gute. Die ostindische Compagnie wurde auf breiterer Basis erneuert. Die Mathematik erhielt ihre praktische Verwerthung: Newtons hohe Wissenschaft setzte sich in der Person seines Freundes Montague an den Rechentisch der Bank. Er selbst wurde Münzwardein. Die finanzielle Ordnung sicherte die politische, während Frankreich an seinen schlechten Finanzen siechte. In Frankreich war die Landescasse zugleich königliche Casse; in England wurde der Staatshaushalt streng von der Civilliste geschieden.

Die Marine kam in Aufschwung, der Handel mit den Colonien blühte, das Geld rollte. War auch Wilhelm in England nicht beliebt, so ließ man sich doch die neue Ordnung der Dinge gefallen.

Niemals war Wilhelm in England populär, seine dortige Lage blieb stets eine verdrießliche. Seine Doppelstellung wie sein Charakter machen das begreiflich. In Holland stützte er sich auf die Masse; die höhern Kreise, besonders die Hochmögenden, waren ihm feind. Nicht mit Unrecht sagten sie: „In Holland ist er König, in England Statthalter!“ In England blieb die Masse kalt gegen ihn und die, deren Interessen und Geschäfte er besorgte, an die er die Staatsdomänen und confiscirten Güter verschleuderte, mißtrauten ihm bis zuletzt.

Wilhelms äußere Erscheinung hatte nichts Resolutes, Imponirendes, Heldenhaftes. Sein langes Gesicht trotzte der un-

gepuderten Allongeperücke; in seinem Blicke lag etwas Lauerndes; sein Nasenhügel war von semitischer Schwingung; seine ganze Haltung drückte Berechnung und Vorsicht aus. Er war ein politischer Geschäftsmann.

In Saint-Germain ruhte die Cabale gleichfalls nicht; unter Mitwissen der beiden Könige reifte ein Mordplan gegen Wilhelm. Der Mörder, ein gewisser Grandval, wurde in Holland ergriffen und hingerichtet. Sein Geständniß lastete schwer auf den beiden katholischen Majestäten.

Ende December 1694 starb die Königin Marie, aber die eventuelle Thronfolgerin Anna hielt zu Wilhelms Politik. Ein letzter Invasionsversuch mußte abgeschlagen werden; Jakob befand sich bereits in Calais. Ein letztes Complott wurde entdeckt; wenn Wilhelm die Jagd nicht absagte, war er verloren. Er konnte sein Schloß nur noch mit bewaffnetem Gefolge verlassen. Und doch zwang ihn das parteiische Mißtrauen zur Entwaffnung des Landes und zur Auflösung seiner holländischen Garde.

Im Jahre 1697 erlangte er im Frieden zu Ryswik die Anerkennung Europas als König von England. Jakob hatte alle Hoffnung aufgegeben und war zu den Trappisten gegangen, welche den Rückschlag gegen die vornehme Liederlichkeit in Frankreich vollzogen.

Wilhelm III. starb schon 1701, von Sorgen erdrückt. Alles was er für England gethan, machte ihn in Holland unpopulär; jeder commerzielle und finanzielle Fortschritt in dem einen Lande erschien dem anderen als Beeinträchtigung. Henry Vane's Wort erfüllte sich: „Die beiden Länder müssen entweder eins sein, oder Holland muß unsere Magd werden." Friedrich II. von Preußen nannte später die beiden Seemächte: „Das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe im Schleptau."

Nicht nur Holland wurde durch den nationalen Egoismus Englands geschädigt; Englands Maßregeln trafen ganz Europa. Unter diesen Maßregeln war eine der radicalsten und

einschneidendsten die Verordnung von 1700: „Daß ostindische Baumwollen- und Seidenwaaren in England weder zu Kleidern noch zum Hausschmuck gebraucht werden sollten, bei Strafe der Confiscation und einer Geldbuße von 200 Pf. St. für den Besitzer oder Verkäufer.“ Nur die Wiederausfuhr auf den Continent war unter strenger Garantie gestattet. England vermochte die betreffenden Waaren bei weitem nicht so billig herzustellen; viele seiner Fabricanten waren „den Kirchspielen zur Last gefallen.“ Als Export aber dienten jene Waaren dazu, die continentalen Manufacturen zu ruiniren, während England produciren lernte.

Natürlich mußten die Steuerträger für die mangelnden Eingangszölle aufkommen. Die indirecten Abgaben wuchsen, namentlich unter Wilhelm und Anna, allerdings unter Mithülfe des Kriegs, gewaltig.*)

Was der Oranier in seiner fatalen Doppelstellung für Europa gethan, kann erst bei der Geschichte Ludwig XIV. klar werden. Er selbst drückte es in seiner letzten englischen Thronrede also aus: „An der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblickes wird man erkennen, ob Ihr ernstlich wollt, daß dieses England die Wage der Welt in seinen Händen halte und an der Spitze der protestantischen Christenheit stehe.“

Es handelte sich um die große Coalition gegen Frankreich in der spanischen Erbfolge-Sache.

Addison besang den Oranier als the World's great patriot, den großen Weltbürger.

*) Die Salzsteuer wurde erst 1825 aufgehoben. Das Bier zahlte dreifach: Accise, Malz- und Hopfensteuer — bis 1830.

Staatsrecht, Religion, Literatur.

Wir sahen nicht ohne einiges Ergötzen, wie die englische Verfassungsfrage durch ein Compromiß der beiden Gewalten, der legislativen und executiven, zur Ruhe gebracht wurde. Der Streit war gegen Karl I. mit dem Beile durchhauen worden. Nach der Enthauptung des Königs hatte Robert Filmer seine Rechtfertigung der absoluten Königsmacht unter dem Titel: Patriarcha or the natural power of kings geschrieben, von der wir vermuthen mußten, daß Milton sie im Manuscript gelesen. Gedruckt wurde sie erst 1680, als es galt dem whiggistischen Drängen auf Ausschließung Jakobs vom Throne einen Damm entgegenzustellen. Gegen den „Patriarchen" schrieb Algernon Sidney seine Discourses concerning government, die in seinem Todesjahre 1683 noch nicht im Druck erschienen waren. Filmer hatte sich apodiktisch gegen die Lehre vom Vertrage erklärt, den ersten Menschen, Adam, zum gebornen Oberhaupte der Welt gemacht und so eine biblische Erbfolge erfunden. Höchstens gab er zu, daß einmal eine Vacanz eintreten könne, welche dann die Aeltesten des Volkes durch Wahl auszufüllen hätten, ohne daß der Gewählte deßhalb weniger von Gottes Gnaden wäre. Von der königlichen Machtvollkommenheit ging nach Filmer jede andere Gewalt als Delegation aus; das Parlament war ihm nur von Königs Gnaden. Sollte einmal der König gegen das Gesetz handeln, so sei er dafür nur Gott verantwortlich, aber keiner menschlichen Instanz. Diese höchst kindliche Fassung des Staatsrechts war die Leibtheorie Karls I. Gegen diese Naivität wandte sich der

principielle Demokrat Algernon Sidney, widerlegte Schritt für Schritt die Filmer'sche Theorie und gelangte, ohne sich für die Republik zu erklären, zu dem Resultat: Regieren ist nichts dem Menschen Angeborenes, es ist ein Amt. Am Königthum ist nichts Göttliches.

Algernon Sidney war 1617 als Sohn des Herzogs von Leicester geboren. Den königlichen Dienst verließ er, um parlamentarischer Offizier und Beamter zu werden. Seine Discourses schrieb er während des Protectorats. In der Krise von 1659 war er Gesandter des Parlaments in Kopenhagen, wo er den Frieden zwischen Dänemark und Schweden vermitteln sollte. Dort schrieb er in ein Album:

Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placida cum libertate quietem.

„Hier diese Hand, Feindin der Tyrannen,
Ringt mit dem Schwerte nach Ruh' im Schatten lieblicher Freiheit."

Unter Karl II. blieb er landflüchtig bis 1677. Er soll einmal nicht uneigennützig den Krieg gegen Frankreich widerrathen haben.

Der wahre Begründer der Theorie des Compromisses, der constitutionellen Staatslehre, wurde John Locke, zugleich der Philosoph, welcher dem ganzen folgenden Jahrhundert die Directive gab. Als analytischer Denker, als Gegner der angebornen Ideen und Vertheidiger der tabula rasa, gehört Locke nicht in unsern gegenwärtigen Rahmen; hierher gehört nur der Politiker, der Systematiker, welcher die englische Revolution theoretisch abschloß. John Locke ist geboren im Jahre 1632 und starb 1704. Er gehörte einer der beiden Hauptströmungen seines Jahrhunderts, nämlich der naturwissenschaftlichen, ganz und voll an. Gegner jedes scholastischen oder metaphysischen Denkens, warf er sich früh auf die Thatsachen der Beobachtung und Erfahrung, um sich hier das Material zu den einzig stichhaltigen anthropologischen Schlüssen zu holen. Er war Mediciner im umfassendsten Sinne des Worts. Als Freidenker befreundete er sich mit dem Grafen Shaftesbury und

folgte diesem nach Holland ins Exil. In Holland legte Locke den Grund zu seinen „Briefen über Toleranz“ und entwarf seinen berühmten Essay on human understanding, „Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens.“ Die Toleranz, welche Locke meinte, war eine andere als diejenige Karls II. und Jakobs II., kein politischer Köder, keine Maske des Absolutismus und der Reaction, sondern die Behauptung, daß im Rechtsstaate die verschiedenen Confessionen des Christenthums zu dulden seien, der elementare Anfang von der Trennung des Staates und der Kirche. Einen Auszug aus diesen Briefen brachte in französischer Sprache die Bibliothèque universelle des Hugenotten Leclerc, des Archivars der in Frankreich unmöglichen Aufklärungsliteratur, der im Haag 81 Bände schweres Geschütz anlegte.

Erst nach dem Sturze Jakobs kehrte Locke nach England zurück, wo er seine beiden Werke ausarbeitete. Ein drittes kam noch im Jahre 1689 dazu, die Treatises on Government. „Tractate über die Regierung.“ Scharf ging er der patriarchalischen oder absolutistischen Doctrin an den Leib und zerstörte mit schlagenden Gründen die bequeme Naivität: der Staat sei ein Familienverhältniß. Er lieferte die beste Begründung des Satzes: der Staat beruhe auf Vertrag. Wenn die neue historische Schule den Staat wieder zu einem Naturgewächs gemacht hat, so vergißt sie, daß dieses Gewächs von jeher, besonders in neueren Zeiten, der Gartenkunst verfallen, durch unbarmherzige Beschneidung und durch Oculation verwandelt worden ist. Die Frage allerdings, wie der Streit zwischen den beiden Gewalten zu schlichten sei, ist nie theorethisch entschieden worden. Locke neigt sich auf die Seite der Legislative, von der die Executive nur ein Ausfluß sei. Das aber ist nicht mehr constitutionell, sondern demokratisch; das heißt die Volkssouveränität lehren. Was Locke im Auge hatte, war der in England vorliegende Fall, die Entthronung Jakobs und die Erwählung Wilhelms. Da allerdings hatte die Legislative, wenn auch ziemlich verschämt, entschieden. Der

Tractat war die Vertheidigung der whiggistischen Politik. Und historische Thatsache ist es, daß das englische Parlament, einige ephemere Verdunkelungen abgerechnet, der Hauptfactor im Staatsleben geblieben ist bis auf unsere Tage.

Gesund wie der Kern dieser Schrift sind auch Locke's Auslassungen über „Erziehung". Was Milton vorgearbeitet hatte, das findet sich bei Locke in der ruhigen verstandesmäßigen Sprache, die alle seine Schriften auszeichnet, des Breiteren erörtert: naturgemäße Behandlung des Kindes an Leib und Geist, psychologische Entwickelung der Anschauungen und Vorstellungen. Hier hat J. J. Rousseau, hier haben sich die deutschen Pädagogen das Wesentliche ihrer Kritik und Lehre geholt. Die vorzügliche körperliche Ausbildung der heutigen englischen Knaben und auch Mädchen ist auf Locke's pädagogische Grundlehren zurückzuführen.

Die religiöse Gährung, welche von der humanitären Aufklärung allmählich niedergeschlagen wurde, erfuhr, wie schon angedeutet, auf ihrem eigenen Gebiete eine Wandlung. Wir haben der Quäker mehrmals Erwähnung gethan, die Gründung der Secte durch George Fox unter Cromwell erzählt, sodann die unbefugte Einmischung William Penns in die jakobitische Politik getadelt. Es wird daher am Platze sein, auch dem Heldenhaften und Großartigen in der Erscheinung des Gründers von Pennsylvanien gerecht zu werden und die Correctur an den Mann zu bringen, welche Hepworth Dixon der entstellenden Zeichnung Macaulay's angedeihen läßt.

Der Indifferentismus begann das religiöse Pathos zu neutralisiren, während das bon plaisir den Republicanismus verfolgte. Die Demokraten aber waren keine Independenten mehr, und die religiösen Ultras verstanden nicht die reinweltliche bürgerliche Freiheit. Den Quäkern gebührt die historische Ehre, die letzte Vereinigung der beiden Elemente versucht zu haben.

Cromwell war mit den Quäkern nicht fertig geworden. Sie ließen sich strafen und schlagen, ohne zu murren; sie gedachten den Protector zu überdauern. George Fox (1624—1690),

der bei seiner Schafheerde Visionen gehabt hatte, zog in Extase durch das Land und predigte seine Heilslehre von der subjectiven innerlichen Erleuchtung; er zwang den Dictator, ihn lehren und predigen zu lassen.

Die Quäker verstanden sehr fein zu diplomatisiren; dennoch waren sie im Grunde Demokraten, sie forderten nach beiden Seiten hin die persönliche Freiheit, das Recht, sich das Christenthum nach ihrem Gewissen auszulegen, und die bürgerliche Unabhängigkeit des alten Sachsenrechtes.*) Man kann sagen, sie zuerst betonten die Freiheit des Gewissens auf praktischem Boden, während Baruch Spinoza diese Freiheit theoretisch vertheidigte. Ueber die gewöhnliche Toleranz, welche nur die Duldung der Andersgläubigen bedeutet, waren sie hinaus, sie verlangten das Recht. Welche Grundsätze predigte z. B. Penn in seiner Schrift: „Englands großes Interesse bei der Wahl eines neuen Parlaments" (1678)! „In erster Linie unter den Irrthümern der Politik steht das Streben, sich in die Gedanken der Menschen zu mischen. Eines Menschen Auffassung von solchen Abstractionen, wie Schickung, freier Wille, Gnadenwahl und Aehnliches, ist kein Gegenstand der Bestrafung."

„Nicht minder unheilvoll ist die Täuschung, das Betragen nach dem Glauben zu beurtheilen. Die Probe auf den Glauben ist das Handeln. Wer gut handelt, glaubt richtig. Die Moralität wird erniedrigt, wenn man sie von oben herab prüft. Die Tugend mag nöthig sein zum Stande der Gnade, aber die Gnade ist nicht unerläßlich zur Tugend." Das macht es durchaus begreiflich, wie die Demokraten Lord Will. Russell und Algernon Sidney mit Penn und den Quäkern Fühlung hatten. Die Demokraten verstanden das freiheitliche Element; Jakob II. fühlte sich durch die religiöse Toleranz angeheimelt.

In den Quäkern also vereinigte sich wiederum das Streben nach Gewissensfreiheit mit der Verfolgung politischer Ideale

*) Dieses alte Recht war keineswegs ganz vergessen. Als das Parlament zauderte dem Oranier die Mittel zum Kriege zu gewähren, erklärten mehrere Wahlkreise: „Wir, die Freisassen von England, sind Eure Herren".

und darin liegt die hohe Bedeutung Penns und seiner Gründung eines Freistaates in Nordamerika. Nur die Quäker haben auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt jenes Princip in seiner Reinheit angepflanzt, welches die Puritaner dort noch so häufig durch Gewissenszwang und Glaubenstyrannei verletzten. Die gesunde Wurzel der vereinigten Staaten liegt in Pennsylvanien.

William Penn wurde geboren am 14. October 1644, als Sohn des Admirals Giles (Julius) Penn. Der Vater war ein tüchtiger Seemann, aber ein unsicherer Politiker. Mit 25 Jahren avancirte er zum Viceadmiral. Das Steuer des Staates war in der festen Hand Olivers; die Spanier, Franzosen und Holländer sollten das bald erfahren. Cromwell rüstete 1655 zwei Expeditionen gegen Spanien aus, eine für die europäischen Küsten, die andere für das spanische Amerika. Giles Penn, der einzige professionelle Seemann, wurde „Flottengeneral" wie Blake. Als Penn die Anker lichtete, sandte er geheime Botschaft an Karl Stuart zu Köln, daß er zum Abfall bereit sei. Leider besaß Karl keinen Hafen. — Der Angriff auf S. Domingo schlug fehl, aber Admiral Penn nahm Jamaika. Als er zurückkam, schickte ihn Cromwell, der Alles erfahren, in den Tower, später ins Exil, auf seine irischen Güter bei Cork.

„Onkel George", der Bruder des Admirals, hatte zu S. Lucar in Spanien die Strenge der Inquisition erfahren; der Feuertod war dem Ketzer schon sicher gewesen, als der damalige Capitän Penn das spanische Schiff „St. Patrick" aufbrachte, welches den Secretär des spanischen Vicekönigs der Niederlande, Don Juan de Urbina an Bord führte. Capitän Giles ließ den Don Juan nackt in den Kielraum werfen. Als der Secretär in Freiheit gesetzt wurde, war „Onkel George" gerettet; nur mußte er warten, bis seine gefolterten Beine ihn zu tragen vermochten! William Penn wußte also, was Glaubenstyrannei zu bedeuten hatte.

Im Jahr 1660 ging der Admiral zu sofort Karl II. über

und ward dafür zum Ritter geschlagen. William aber zerfiel das Jahr darauf mit der Staatskirche. Mit 11 Jahren hatte er schon die übliche Vision gehabt. Später kam er nach Oxford und bezog das Christ-Church-College. Hier predigte Thomas Loe die Lehre des George Fox. William fühlte sich angezogen. Gegen die katholisirende Richtung der wieder hergestellten Hochkirche opponirten die Studenten, Penn an der Spitze. Ein neues obligates Gewand zerrissen sie im Hofe des Collegs; Penn wurde relegirt, 1661.

Der Vater will ihn schlechterdings weltlich machen, zwingt ihn ins Theater zu gehen, wo die saloppen Komödien der Restauration gegeben wurden, u. A. the jovial Crew („die fröhliche Bande"). Selbst Züchtigungen fruchteten nicht, der Sohn schwieg, der Vater haßte ihn. Noch weltlicher als der Vater war die Mutter, eine kreuzfidele Frau, von deren Narrheiten und Mummenschanzen das classische Tagebuch des weltbekannten Philisters Pepys unglaubliches Zeugniß ablegt.

Zu Saumur in der Nieder-Loire besuchte der Thunichtgut zwei Jahre lang die gelehrte Schule und lernte tüchtig die Classiker, die Theologie und die französische Literatur. Sein Sprachtalent ist überhaupt merkwürdig: außer Griechisch und Lateinisch verstand er Italienisch, Französisch, Holländisch, Hochdeutsch, später sogar mehrere Dialekte der Rothhäute. Von berühmten Zeitgenossen hatte er zu Oxford den 12 Jahre älteren John Locke gesehen; auf einer Reise durch die Schweiz und Deutschland machte der 19jährige die Bekanntschaft Algernon Sidney's.

Der 20jährige William kehrt modisch-französisch heim; der literarische Kleinkrämer Pepys ermangelt nicht, ihn in französischen Hosen, mit französischem Rappier, in langem Haar, den Scheitel in der Mitte, ganz comme il faut, zu schildern. William war ein kräftiger junger Mann, von fast weiblicher Schönheit, doch mit festen Zügen um den Mund. Als die große Pest 1666 London verwüstete, wurde er ganz ernst. Der Vater schickt ihn auf die Familiengüter nach Irland, Thomas

Loe predigt in Cork, William wird Quäker; er nimmt den Hut vor niemanden mehr ab, er duzt jedermann.

Die Familie Penn hatte Anspruch auf einen Baronetstitel und eine Peerschaft. William war der Erwählte; aber was sollte ihm die Adelskrone und der Sitz im Oberhause? Er hatte sich sein „bestes Theil" erwählt.

Sein Kampf mit der weltlichen und geistlichen Macht beginnt im großen Maßstabe. 1668 erscheint seine erste Schrift: „Die erhöhte Wahrheit," ein feierlicher Aufruf an Fürsten, Priester und Volk. Er fordert persönlich Toleranz bei dem geistreichen unstäten Buckingham. Gegen einen Hochkirchler schreibt er die Sandy foundation. den „Bau auf Sand". Arlington, der geadelte Harry Bennet, ein Komödiant, der bei Karls geschminkten Kebsen und Seidenhunden die ernsten Leute travestirte, schickt ihn wider Recht und Gesetz in den Tower und bewegt den König zur nachträglichen Sanction dieses Gewaltschrittes. Penn, der durch ein Gnadengesuch die Freiheit erlangen konnte, weigert sich dessen und veröffentlicht das energische Pamphlet: no cross, no crown. „keine Krone ohne Kreuz." Wie stand der einzelne junge Mann so reckenhaft da, während in den Gemächern von Whitehall, wo Cromwell seine Seele im Gebet ergossen und Milton seine Orgeltöne angeschlagen hatte, eine Bande von Courtisanen und Duellanten die liebe lange Nacht würfelte und zechte!

Am 28. Juli 1669 mußte er doch freigelassen werden. 1670 wurde die Conventikel-Akte erneut. Penn predigte öffentlich und wanderte ins Gefängniß. Er kam vor die Geschwornen; da die ganze Akte gegen die angebornen Freiheitsrechte, gegen das Common law verstieß, so plaidirte Penn auf „Nichtschuldig." Alle Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten des vorsitzenden Gerichtshofes scheitern an der Ehrenfestigkeit der zwölf Männer aus dem Volke. Präsident Howell erkennt öffentlich die Vorzüglichkeit der Inquisition an. Aber die Zwölf sprachen frei. Der Gerichtshof läßt sie sammt Penn nach Newgate bringen, ihre Geldstrafen abzusitzen. Eine

unbekannte Hand zahlt für Penn, der sich mit seinem sterbenden Vater versöhnt. Von da an datirt die Freundschaft Williams mit dem Thronfolger Jakob, dem der Vater den Sohn empfahl.

Seine Frau holte sich William in dem reizenden Chalfont, wo sie unter Miltons Augen aufgewachsen war. Wieder predigte Penn, zum dritten Male wanderte er ins Gefängniß. Man wollte arglistiger Weise dem Quäker einen Eid zuschieben. Penn focht sich aber gut juristisch heraus und ging auf Reisen an den Nieder-Rhein, nach Holland, an den Ober-Rhein, nach Frankfurt. Die Idee, die er schon dunkel in Oxford gehegt hatte, in Amerika einen freien Staat zu gründen, tönte ihm allenthalben als Echo entgegen. 1672 heirathete er, 1673 erschien die Test-Akte, die Gewissensfessel für Alle, die irgend ein Amt antreten wollten, und Penn schrieb sein hochpolitisches „Englands present interest.“ Er verlangte Gewissensfreiheit, denn die Rechte der Nation seien älter als der Protestantismus.

Von 1673 bis 1676 geht er an sein „heiliges Experiment“, die Gründung einer Colonie. Schon mehrmals waren Colonien ins Privateigenthum gegeben worden; Karl II. hatte seinem Bruder Neu-Niederland vom Delaware bis zum Connecticut verliehen; Jakob wieder das Land zwischen dem Delaware und dem Hudson an Lord Berkeley und Sir George Carteret. Berkeley verkaufte jetzt seinen Antheil an die Quäker, der Bezirk hieß West-New-Jersey. Für diese Provinz entwarf Penn seine ideale Verfassung. Thomas More und Harrington, die Utopisten, wirkten zugleich mit den Liberalen Sidney und Locke auf ihn ein. Die Basis der Constitution war: freie Religionsübung, allgemeines Stimmrecht, zehn Regierungscommissäre, Geschwornengericht, Erziehung der Waisen auf Staatskosten, Abschaffung der Schuldhaft.

Penn reiste noch in Europa umher. Die Sache der Non-Conformisten schien sich in England günstiger zu gestalten. Da fuhr der Scandal des Titus Oates, die erlogene katho-

lische Verschwörung, wie eine Brandfackel dazwischen. Die Anglicaner geriethen in wüthende Angst. Als bei der Neuwahl des Parlaments Penn seinem Bundesgenossen Sidney keinen Sitz verschaffen konnte, trieb es ihn über den Ocean. Er faßte jetzt das große Gebiet westlich von New-Jersey, über die Alleghanen hinaus, bis zu den oberen Seen, 300 englische Meilen lang, 160 breit, mit ergiebigem Boden und natürlichen Hülfsmitteln ausgestattet, ins Auge. Penn verzichtete auf alle Forderungen an die Krone, 16,000 Pfd. Sterl. und die Peerschaft, gegen die Abtretung dieses Landes, und Karl II. glaubte im Februar 1681 ein „Geschäft" zu machen, als er Pennsylvania abtrat. Sidney war schuld, daß nicht gleich ein vollständiges Gesetzbuch, sondern blos Grundrechte aufgestellt wurden; Sidney verschaffte dem jungen Amerika die Entwicklungsfreiheit. Am 1. September 1682 fuhr Penn in seine Colonie ab; der Empfang war enthusiastisch, das Verhältniß zu den Indianern gestaltete sich menschlich billig, ja freundschaftlich.

Die Stadt Philadelphia entstand by the book, nach fertigem Plane, sie ging aus Penns Haupte hervor. Die im englischen Gesetz förmlich wüthende Todesstrafe wurde auf Mord und Landesverrath beschränkt. Der erste Schulmeister, Keith mit Namen, erhielt 50 Pfd. Sterl. jährlich, ein Haus, eine Reihe Schulzimmer und das Schulgeld. 120 Pfd. Sterl. wurden ihm garantirt, heute sicherlich das Vierfache! Ein Buchdrucker kam gleich mit Penn in der Colonie an, 1686 wurde der „Almanach" gedruckt. — In England ging derweilen Alles hinter sich; Sidney wurde enthauptet, Shaftesbury und Essex sahen sich verfolgt, die Non-Conformisten waren bedrängt, Oxford lehrte den passiven Gehorsam gegen den König. Penn rechnete aus, daß 15,000 Familien wegen ihrer Meinungen zu Grunde gerichtet und 4000 Personen im Gefängniß gestorben waren. Mit Jakob, der erklärter Katholik war, ließ sich reden, er bedurfte selbst der Toleranz. Alle, die den Kroneid verweigert hatten, gab er frei. 1200 Quäker

verließen die Gefängnisse. Penn wirkte anfänglich viel Gutes durch sein Verhältniß zu Jakob. Locke, der im Haag im Exil lebte, erhielt Pardon, schlug ihn jedoch aus; Buckingham selbst schrieb für Toleranz. Die Hochkirchlichen aber wurden besorgt um ihre staatliche Gewalt und schielten zum Oranier hinüber. Penn verkehrte persönlich mit dem Statthalter im Haag, fand jedoch ihn wie seine Umgebung für die Test-Akte eingenommen.

Jakob II. beging den groben Fehler, die Toleranz ohne das Parlament durchsetzen zu wollen, und verrieth dabei seine unehrliche Absicht. 1687 erfolgte die „Declaration der Gewissensfreiheit," von den Gegnern geringschätzig „Indulgenz" genannt, die Aufhebung der Strafgesetze und der Test-Akte. Die Quäker nahmen zu früh den Hut ab. Jakob fiel und der Oranier kam.

Doch blieb Penn als Freund des gestürzten Jakob nicht unbehelligt, und als er am Grabe von George Fox 1691 gesprochen hatte, wurde er wegen Hochverraths verfolgt. Seine offene Redlichkeit bewahrte ihn vor dem Gefängniß; aber der Orleans-Krieg brachte auch die englischen Colonien in Gefahr; König Wilhelm ging damit um, ganz Neu-England unter Eine militärische Hand zu bringen. Penns Ideal stand auf dem Spiele. Er bekam Pennsylvanien zurück und verpflichtete sich zur Stellung eines Contingents von 80 Soldaten.

Er heirathet zum zweiten Male, 1696; 1697 erfolgt der Frieden von Ryswik; aber in der Colonie bricht der innere Conflict aus. Zwei unvereinbare Principien standen sich dort gegenüber: ein demokratisches Volk und ein feudaler Lehnsherr. Auch Sidney hatte das übersehen. Penn reiste von England ab, brachte rasch Alles ins Gleiche, richtete sich mit seiner Familie hübsch und comfortable zu Pennsbury ein, sogar ein Fußteppich war in seiner Behausung, ein damals selbst in fürstlichen Palästen seltener Luxus! Die Quäker erklärten sich feierlich gegen die Einfuhr von Negern; die englische Re-

gierung aber cassirte den Beschluß, da Englands Größe auf der Sklaverei beruhe!

Ohne Eigensinn, immer bereit, die Ansichten des Volkes zu ehren, gab Penn zu Anfang des neuen Jahrhunderts im Streite mit seiner Legislatur nach. Es wurde die Revision der Verfassung vorgenommen. Die gesetzgebende Versammlung erhielt die bisher vorenthaltene Initiative bewilligt. Und zum letzten Male segelte der Held der Gewissensfreiheit zu den Gestaden des Mutterlandes.

Wilhelm III. starb. Penn sah sich von seinem Quäkerbruder Ford schrecklich betrogen; der ungetreue Haushalter drohte sogar mit dem Verkaufe der Colonie. Der Betrug Fords wurde entdeckt und nachgewiesen; aber Penn war am Ende seiner Bahn fast mittellos. Er hatte Hab und Gut an seinen Idealstaat verwendet, der ihm jetzt ein geringes Jahrgehalt abschlug. In politischen Dingen ist Dankbarkeit die größte Chimäre.

Ende Juli 1718 starb der große und gute Mann in Folge von wiederholten Schlaganfällen. Er war wieder zum Kinde geworden und spielte mit Kindern. Sein Leben war hart, aber sein Ende war ihm leicht. Und unsterblich ist gewiß derjenige, der ein neues Princip in die Wirklichkeit eingeführt hat. Wo immer von „Gewissensfreiheit" gesprochen, wo „Gewissensfreiheit" erobert wird, da muß W. Penns Name genannt und gesegnet werden.

Noch eine andre höchst merkwürdige Persönlichkeit müssen wir hervorheben. John Bunyan, der Verfasser der „Pilgerfahrt" (Pilgrim's Progress), eines Buches, das für den englischen Protestantismus die Wichtigkeit erlangte, welche die „Nachfolge Christi" für die katholische Welt hatte, ging als letztes Treibreis aus dem Independententhum hervor. Er war geboren zu Elton (Bedfordshire) und lebte bis zum Vorabend der „glorreichen Revolution," bis zum Jahre 1688.

Wie John Lilburn diente er in einer Cromwell'schen Reiterschaar, suchte kämpfend und betend den Herrn und dachte mit Harrison die fünfte Monarchie oder das tausendjährige Reich zu erstreiten. Als die Restauration eintrat, zählte er erst 32 Jahre und hatte das „Suchen" noch lange nicht aufgegeben. Als Fuhrmann verkleidet, schlich er sich in eine verbotene Dissenter-Versammlung und predigte dort gewaltig. Er ging auf 12 Jahre ins Gefängniß und verfaßte hier seine berühmte Allegorie über des Christen Wandel auf Erden.

Hören wir über diesen populären und energischen Jakob Böhme Englands den Historiker Macaulay, der ihm gerechter wird als dem Quäker Will. Penn. „Er war von Profession ein Kesselflicker und hatte als gemeiner Soldat im Parlamentsheere gedient. In früher Jugend schon hatte ihn sein Gewissen furchtbar gequält wegen seiner Sünden, deren schlimmste jedoch wohl zu der Gattung gehörten, welche die Welt erläßliche nennt. Sein reizbares Empfindungsvermögen aber und seine mächtige Einbildungskraft machten seine innern Conflicte seltsam schrecklich. Er bildete sich ein, unter der Verdammniß zu stehen, Blasphemie gegen den heiligen Geist begangen, Christus verkauft zu haben, von einem Dämon besessen zu sein. Oft hatten laute Stimmen vom Himmel gerufen, ihn zu warnen. Er hatte Gesichte von fernen Bergspitzen, auf welchen die Sonne glänzte, von denen er aber durch eine Schneewüste getrennt war. Er fühlte den Teufel hinter sich, der ihn am Rocke zupfte. Er wähnte das Brandmal Kains zu tragen. Er fürchtete zu platzen wie Judas. Sein seelisches Leiden zerstörte seine Gesundheit. Eines Tages fuhr er zusammen wie beim Schlagfluß. Ein andermal fühlte er ein Feuer in seiner Brust. Es ist schwer zu begreifen, wie er so intensiven und andauernden Leiden widerstand. Zuletzt lichteten sich die Tiefen der Verzweiflung; der Büßer ging in einen Zustand heitern Glückes über. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn jetzt, Andern die Segnungen mitzutheilen, die er selbst erfahren. Er ging zu den Wiedertäufern, pre-

digte und schrieb. Er kannte von Sprachen nur das Englisch des gemeinen Volkes. Er hatte kein großes Muster der Schriftstellerei studirt, mit der unzweifelhaft sehr wichtigen Ausnahme der edlen Bibelübersetzung. Seine Orthographie war schlecht. Oft sündigte er gegen die Grammatik. Aber seine angeborne geniale Kraft und seine erfahrungsgemäße Kenntniß aller religiösen Affecte, von der Verzweiflung bis zur Verzückung, ersetzten ihm reichlich den Mangel des Wissens.

„Seine reiche Beredsamkeit entzündete und schmelzte Zuhörer, die ohne Interesse den ausgearbeiteten Reden großer Logiker und Hebraisten anwohnten. Seine Werke sind weit verbreitet unter den niedern Klassen. Eins von ihnen, die „Pilgerfahrt," wurde bei seinen Lebzeiten in sieben verschiedene Sprachen übersetzt. . . Es war jedoch den Gelehrten und Gebildeten kaum bekannt; fast ein Jahrhundert lang war es das Entzücken frommer Köther und Handwerker gewesen, ehe es durch irgend einen Mann von literarischer Bedeutung öffentlich empfohlen wurde. Endlich ließ sich die Kritik herbei zu untersuchen, worin das Geheimniß einer so großen und dauerhaften Popularität liege. Sie mußte gestehen, daß die unwissende Menge correcter geurtheilt hatte, als die Gelehrten, und daß das verachtete kleine Buch wirklich ein Meisterwerk sei. Bunyan ist in der That eben so entschieden der erste Allegoriker, wie Demosthenes der erste Redner, oder Shakespeare der erste Dramatiker. Andere Allegoriker haben eine gleiche Erfindungsgabe bewiesen; aber keiner ist je so geschickt gewesen, das Herz zu rühren und aus Abstractionen Gegenstände des Schreckens, des Mitleids und der Liebe zu machen.

„Von den 27 Jahren der Restauration hat er zwölf im Kerker zugebracht. Und doch fuhr er immer fort zu predigen. Oft wurde er in religiöse Versammlungen durch Hinterthüren eingeführt, mit einem Kittel am Leibe und einer Peitsche in der Hand. Hätte er nur an seine Ruhe und Sicherheit gedacht, so würde er die „Indulgenz" mit Jubel begrüßt haben.

Jetzt endlich hatte er die Freiheit, am offnen Tage zu lehren und zu predigen. Seine Gemeinde wuchs rasch, Tausende hingen an seinen Lippen, und zu Bedford, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, floß das Geld reichlich zum Bau eines Predigthauses für ihn. Sein Einfluß auf das gemeine Volk war so groß, daß die Regierung ihm bereitwillig ein Gemeindeamt übertragen hätte; aber sein kräftiger Verstand und sein mannhaft englisches Herz schützten ihn vor jeder Täuschung und Versuchung. Er war sicher, daß die angebotene Toleranz nur ein Köder war, die puritanische Partei ins Verderben zu locken; noch mochte er durch Annahme einer Stelle, zu der er nicht legal befähigt war, die Befugniß der dispensirenden Gewalt anerkennen. Einer der letzten Akte seines tugendsamen Lebens war die Ablehnung einer Zusammenkunft, zu welcher ihn ein Regierungsbeamter eingeladen hatte."

Der Kesselflicker John Bunyan war der letzte Cromwellianer.

Nach diesem letzten Aufleuchten des independentischen Feuers blieb nichts übrig als die Neutralisation des religiösen Geistes und die Verweltlichung der Politik. Anglicanismus und Dissenterthum gingen allmählich nicht mehr in die Tiefe, sondern in die Breite und Weite. Das Missionswesen trat an die Stelle des internen Haders. Schon 1646 wirkte John Eliot unter den Indianern als „Apostel." Im Jahre 1647 hatte sich eine „Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums im Auslande" gebildet, welche durch Parlamentsakte bestätigt wurde. Es galt wesentlich die nordamerikanischen Colonien zu calviniſiren. Neben den Presbyterianern thaten dort die Puritaner und schließlich die Quäker das Ihrige.

Im Jahre 1698 entstand die „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß." Aus demselben Geiste gingen die Missionen Christians IV. von Dänemark nach Trankebar hervor, zu denen Herm. Francke in Halle die Bekehrer lieferte, welche in Sirampur die große Druckerei für Bibeln

in verschiedenen morgenländischen Sprachen gründeten. Im 18. Jahrhundert bildeten sich gar Brüdergemeinden in Westindien, in Grönland und bei den Hottentotten. Der evangelische Geist begab sich auf Reisen.

Ein erster Markstein des Umschwungs in der Stimmung Englands ist ein komisches Heldengedicht, der „Hudibras" von Samuel Butler. Butler lebte von 1612 bis 1680, war also völlig der Zeitgenosse John Bunyans. Und welcher Gegensatz! Man glaubt sich in ein anderes Zeitalter und auf einen ganz andern Boden versetzt. Und doch war Butler nur die Kehrseite, die Caricatur des Independenten- und Anabaptistenthums, der grobe, oft unfläthige Spott auf die dort mit untergelaufene Heuchelei. Von dem Kern jenes Wesens ahnte der Hofmeister bei Sir Samuel Luke, einem hohen Cromwell'schen Beamten, der spätere Secretär des Grafen von Carbery, nicht das Mindeste. Ein Vermögensverlust trieb ihn zur schriftstellerischen Verwerthung seines komischen Talentes. Es erschien 1663 der erste, 1664 der zweite, 1678 der dritte Theil der gut versificirten Persifflage des Puritanismus, die burleske Geschichte des Ritters Hudibras und seines Knappen Ralph. Lehnt sich dieses edle Paar, welches gegen Hochkirche und Sündhaftigkeit auszieht, sichtlich an Don Quichote und Sancho Pansa an, so ist diese Anlehnung eben rein äußerlich und jede weitere Parallele eine Beleidigung des genialen Cervantes. Der classische Gegensatz zwischen dem schwärmerischen Ritter und dem realistischen Knappen ist bei Butler in identischer Gemeinheit verwischt. Die beiden Helden sind gleich verlogen, heuchlerisch, gleich niederträchtige Windbeutel. Sie werden überall und von Allen gehänselt, gedroschen und verhöhnt. Die Satire verliert durch Plumpheit und stete Wiederholung derselben Erbärmlichkeit auf die Dauer jede Würze, und das Interesse heftet sich bald nur noch an die schwierigen und überraschenden Reime.

Wie wohlgefällig aber mußte es hochkirchlichen Ohren klingen, wenn die ganze Periode von 1640 bis 1660 als eitel Faschingsposse dargestellt wurde; wenn Kesselflicker — auch John Bunyan war einer — nach Kirchenzucht schrieen, das Austernweib die Fische einschloß und dann zeterte: No bishop! wenn die Rattenfänger gegen schlechte Regierung tobten und die Flickschneider an der Kirche flicken wollten!

Es war das ein Buch für Karl II., der oft aus ihm citirte, dabei aber für den Autor, der doch so wirksam in sein Horn blies, außer einem einmaligen Geschenk von 300 Pfd. Sterl. nichts that — wieder ganz in seiner Weise — so daß Butler in größter Armuth starb und auf Freundeskosten begraben wurde.

Das Ernste an der Sache war die Möglichkeit eines solchen Buches, die Befreiung der Gemüther, welche sich den Polichinell zum Herold erkoren hatte. Unter dem rohen Spotte wichen allmählich die satanischen Einflüsse, der Glaube an das Hexenthum, den der Puritanismus so eifrig begünstigt hatte. Wenn Butler im „Hudibras" sagen läßt:

„Hat nicht das jetz'ge Parlament
Boten zum Teufel selbst gesendt,
Mit Vollmacht, dort zu stipuliren,
Wie wilde Hexen aufzuspüren?
Und hat es nicht in einem Jahr
Ein ganzes Schock gehängt sogar?"

so spürt man doch, daß der crasse Aberglauben seinen Zenith überschritten hat. Ganz vom Horizonte verschwunden war er — von Schottland ganz abgesehen, wo er weiter raste — nicht. Wurde doch die beginnende Skepsis selbst im Interesse des Hexenglaubens verwerthet! Der Hochkirchler Joseph Glanvil schrieb ein interessantes Buch: „Von der Nichtigkeit des Dogmatisirens oder die Zuverlässigkeit der Meinungen," in welchem fast im Geiste David Hume's ausgeführt wird: wie wenig wir wissen, wie werthlos der gelehrte Universitätskram sei, welche große Rolle die Einbildungskraft und welche Possen sie unserm Verstande spiele. Aber Glanvil übertrug dieses

ſtarke Deficit der Vernunft aufs active Conto des Glaubens und machte in Betreff des Hexenthums den ſchlauen Schluß: Wenn wir es mit der Vernunft nicht begreifen, können wir es deßhalb leugnen, da jene ſo wenig zu leiſten vermag?!

Die zunehmende Aufklärung überſprang jedoch auch dieſen verzweifelten Schluß. Mit dem Jahre 1677 hörte die Todesſtrafe für Ketzer auf. 1682 brannten noch drei Hexen in England nach den alten Regeln, aber die letzte von 1712 ſchon nicht mehr; nur die Geſchwornen glaubten noch, die Richter nicht. In das Jahr 1718 ſetzt Lecky das Erlöſchen des Wahns. —

Auf dem Gebiete der eigentlich poetiſchen Literatur drückt ſich der Gegenſatz zur vorhergegangenen Periode in den beiden Namen Dryden und Milton aus. Bei Milton unerſchütterlicher Charakter, feſte Weltanſchauung, erhabene Phantaſie, Verbindung von Reformation und Renaiſſance; bei Dryden charakterloſes Schwanken, Aufgebung des reformatoriſchen Princips, glänzendes Talent im Dienſte franzöſiſcher Spätrenaiſſance. Nur Eines band die polaren Gegenſätze an einander: das muſikaliſche Element.

Das charakterloſe Schwanken begann natürlich ſchon vor Dryden; das Muſter war der mehrfach genannte Edm. Waller (1605—1687), der die Regierungen Jakobs I., Karls I., Cromwells, Karls II. und Jakobs II. durchlebte und ſeine fließende Diction ſammt angenehmer Versbildung in den Dienſt jedweder Sache ſtellte. Den Protector feierte er am Beſten, gehoben durch die mächtige Erſcheinung. Als Karl II. das zu ſeiner „glücklichen Heimkehr“ verfaßte Gedicht weniger gut fand, bemerkte ihm Waller: „Die Dichter haben mehr Erfolg in Fictionen als in der Wahrheit.“ Der „Witz“, welcher unter der Königin Anna die Literatur beherrſchen ſollte, war alſo ſchon vorhanden.

John Dryden (1631—1701), um ein Menſchenalter ſpäter, machte noch ſtärkere Wandlungen durch. Auf eine begeiſterte Ode an Cromwell folgte die Astraea redux, die „wiederkehrende Gerechtigkeit“, auf Karl II., der „Panegyrikus

auf die geheiligte Majestät" bei der Krönung; unter Jakob II. wurde der Poet katholisch, wie unser schlesischer Opitz, und schrieb „Hindin und Panther". An Talent überragte Dryden seine sämmtlichen zeitgenössischen Brüder in Apollo: sein Vers ist pompös, seine Sprache reich, oft überreich und schweift dann bis zum Abgeschmackten aus; seine Kenntnisse waren ausgedehnt. Vortreffliche Schilderungen enthält sein Annus Mirabilis, das „wunderbare Jahr" 1666 mit der Pest und der Feuersbrunst. Herrlich ist seine Cantate auf den Cäcilientag, auch „Alexanderfest" genannt. Hier begegnet er sich mit Milton im musikalischen Klange, in einer Tertirung, die des großen Händel würdig war. Kaum je haben sich Poesie und Musik so innig und ebenbürtig umarmt. Auch als Uebersetzer hat Dryden große Verdienste; er übertrug das Lehrgedicht Boileau's von der „poetischen Kunst" und substituirte den französischen Beispielen englische; er machte England bekannt mit Virgil und Ovid, theilweise mit Lucrez, Theokrit und Horaz. Im Ganzen jedoch ging er auf gallischer Spur und erzeugte den Pope.

Die Nachahmung der Franzosen wurde sogar zum poetischen Gegenstande. Wentworth Dillon, Graf von Roscommon (1608—1674), pries die Franzosen wegen ihres Uebersetzertalents. Selbst dichten, heißt es da, sei das edlere Theil, aber gut übersetzen sei keine leichte Kunst. Das Urtheil gewinne dabei mehr! England habe den Franzosen nachgeahmt, sei ihnen aber jetzt voraus. Das Englische sei männlicher als das Französische. So sang die gereimte Prosa.

Die Frivolität des Zeitalters drückte sich typisch aus in dem höchstbegabten, aber der schändlichsten Völlerei verfallenen John Willmot, Earl of Rochester, der es nur auf 33 Jahre (1647—1680) brachte, von denen, nach eigenem Geständniß, fünf in permanenter Betrunkenheit vergingen. Dann hatte Bischof Burnet, der Freund des Oraniers, leichte Mühe mit der Bekehrung. Rochester hatte sich nach Abraham Cowley, dem poetischen „Metaphysiker" und eleganten Prosaiker, ge-

bildet; schon darin liegt seine Hinneigung zu französischer Reflection ausgedrückt. Aber allerdings ist sein Englisch im Gedanken und Ausdruck kühner, als das Französisch Boileau's. In seiner „Satire auf die Menschheit" erdröhnen Byron'sche Keulenschläge: Wenn ich die Freiheit hätte, mir Fleisch und Blut zu wählen, so möchte ich ein Hund, ein Affe oder ein Bär sein, Alles, nur nicht das eitle Thier, das so stolz auf seine Vernunft ist. Vernunft — ein Irrlicht! — die ehrwürdigen Narrenhäuser — Collegien und Schulen!

„Und da giebts neue Stutzer jetzt, die denken
In Einsamkeit, weil nichts zu thun sie haben.
Gedanken sind jedoch des Handelns Leiter,
Unthätig ist das Denken unverschämt.
Die Sphäre unsres Thuns ist Lebensglück,
Wer weiter denkt, der denkt so wie ein Esel."

Der Cynismus biegt hier in praktische Philosophie ein. Der Poet lobt die Vernunft, welche sinnvoll unterscheidet und uns Regeln über Gut und Böse giebt, die Wünsche durch einschreitenden Willen begränzt.

„Euch hindert sie, mir hilft sie zu genießen.
Der Hunger ruft, mich heißt Vernunft dann essen,
Euch ruft Vernunft zu: Wie viel Uhr ist es?"

Die Reflection in Versen, diese Versandung aller Lyrik, verlor so jeden Anspruch auf den Namen der Poesie. Wer noch an Eingebungen der Phantasie und an Bilderreichthum litt, der wandte sich der Beschreibung zu, die eng verwandt mit dem landschaftlichen Zuge in der Malerei war. Wunderbares hatte Milton in Schilderungen geleistet, ohne damit ein descriptives Genre schaffen zu wollen. Bei Dryden war schon viel mehr Absicht. Das Muster des neuen Genre gab aber erst John Denham (1615—1668) in dem Gedichte „Cooper's Hill", einer detaillirten Zeichnung aller Schönheiten, die man von diesem bei London gelegenen Hügel aus erblicken sollte. Das schlug bei den Gebildeten eines Volkes ein, dessen Hauptpassionen im

Reiten, Fahren, Jagen und Fischen bestehen und dessen nächsten Gesichtskreis keine Berge umschließen.

Nun aber müssen wir von der Rache reden, welche die leichtsinnige Restauration an der trüben Puritanerzeit nahm, an der theaterlosen, der schrecklichen Zeit seit 1642, am goldnen Zeitalter der „Gauklergeißel". Mit der Restauration öffneten sich die eigentlichen Theater wieder; seit 1662 wurden gleich zwei Gesellschaften in London privilegirt, die von Davenant, den schon Cromwell geduldet hatte, und die von Killegrew. Aber das war nicht mehr die altenglische Bühne, die sich da aufthat, das war ein Gemisch von Erinnerungen mit dem Modegeschmack. Shakespeare, Fletcher, Massinger, ja Ben Jonson mußten „verbessert" werden, damit das neue Publicum sie goutire. Daneben gab es „heroische Stücke" nach französischem Schnitt, Götter und Helden mit Perücke und Degen, Göttinnen und Heldinnen mit Reifrock und Fächer.

Dryden, der sich auch um das Theater bekümmerte, schrieb einen eigenen „Essay über dramatische Poesie", worin er sich zwischen den Stühlen Shakespeare's und Racine's niedersetzte. Er bekämpfte die nüchterne Fabel des Hofdramas und die fatalen drei Einheiten; er lobte Shakespeare mit vollen Backen. Dennoch suchte er den gereimten Vers à la française durchzusetzen. In seinen eigenen Dramen reimte er frisch darauf los, erkannte jedoch zuletzt seinen Fehlgriff. Er brachte es nur zu Wunder- und Zauber-Dramen, in denen die Geister sich wacker tummelten, wofür ihn der Erminister Buckingham, das geistreiche Chamäleon, in seinem Lustspiel Rehearsal oder die „Theaterprobe" weidlich hänselte. Es gelang Dryden nicht, ein einziges dramatisches Gefüge zu Stande zu bringen; er half sich mit Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten. Wie er den Shakespeare mißhandelte, dafür zeugt hinreichend die Verwandlung der Kleopatra in eine verkannte Unschuld!

Viel bedeutender als dramatisches Talent war Thomas Otway (1651—1685), der schon mit 34 Jahren starb. Seine Dramen haben organischen Bau; seine Stoffe: Alcibiades,

Titus und Berenice, Marius, Don Carlos, erregen lebhaftes Interesse; seine Sprache ist kräftig, sein Jambus ohne Reim. Für seine besten Stücke gelten: „die Waise" und „die Rettung Venedigs". Doch erscheint die an ihm gerühmte Kraft der Sprache häufig forcirt und schier athemlos; seine Antithesen verrathen den französischen Ursprung und gerade das „gerettete Venedig" kündigt vernehmlich die frostige Gespreiztheit des „Cato" von Addison an.

Recht widerwärtig breit machte sich das Französiren im Lustspiel. Hier gewannen Lascivität und Obscönität bald die Oberhand. Wie es unter den heimgekehrten Stuarts Mode wurde, ausschweifend, liederlich und cokett zu sein, um nicht für einen Puritaner zu gelten, so warf die komische Bühne jeden Anstand von sich und erging sich in Zweideutigkeiten, die keine mehr waren. Die Unzucht im Leben wie auf der Bühne stand den Engländern am übelsten zu Gesichte, weil sie importirt war; gerade wie gewisse Pariser Stücke auf deutschen Bühnen erst eine ungeahnte Gemeinheit enthüllen. Dazu kam noch, daß jetzt in England Frauen auf den Brettern erschienen, Frauen, die mit Zoten um sich warfen!

Schon Dryden schlug den frivolen Ton in seinen Lustspielen an, ihm aber war er nicht natürlich. Shadwell, der mit Karl II. aus Frankreich zurückkehrte, brachte das freche Lustspiel auf. Otway reüssirte besser in „Freundschaft nach der Mode", „Soldatenglück", „der Atheist". Glänzend von Schmutz waren Wycherley und Etherege. Etherege, selbst ein Wüstling, der Freund Buckinghams und Rochesters, schrieb: „die komische Rache", „Sie möchte wenn sie könnte", den „Mann nach der Mode". Will. Wycherley war der Liebling der Herzogin von Cleveland und verfaßte „das Landmädchen" und den „Gradaus", beides Stücke von unsagbarem Inhalt. Wahres Talent spricht sich in den Lustspielen Congreve's aus: im „Alten Junggesellen", der „Arglistigen", in „Liebe um Liebe"; aber Congreve besudelt seinen Witz im Dialog und seine lebendige Inscenirung gleichfalls durch Frivolität und

Zuchtlosigkeit. Dem Congreve zur Seite steht endlich George Farquhar (1678—1707), dessen großes Talent denselben herben Tadel verdient. Schade um die hohen Begabungen, die durch die Restauration und durch die von Frankreich eingeschleppte Sittenlosigkeit zu Verderbern des heiteren Soccus wurden! —

Daß mit der Theatermode auch die Kleidermode über den Canal kam, versteht sich am Rande. Doch erhielt sich zu Anfang der Restauration, trotz aller Aefferei, bei den englischen Damen noch eine gewisse elegante Nachlässigkeit. Erst unter Jakob II. und Wilhelm III. überboten die Weiber selbst die französischen Moden. Wie Karl II. zuletzt die Perücke Ludwigs XIV. übertrumpft hatte, so erhoben sich jetzt die Fontangen zu einem wahren tower und pinner, zu einem Thurm mit Flügelhaube. Starke Falbeln grassirten, die Hacken wuchsen zu Stelzen, die Mouche oder patch verregnete die Gesichter. Verständiger in der Kleidung hielten sich die Männer: sie trugen einen geschlossenen Oberrock zum Knöpfen, Aermelumschläge und eine lange Weste. Es war offenbar die Nachwirkung der langen puritanischen Zucht und Einfachheit, welche das männliche Geschlecht vor der Narrheit bewahrte.

Von der englischen Zeitungspresse reden, heißt zugleich der Kunst der Prosa überhaupt gedenken. Auf Miltons hochpathetischen Styl, der jedoch der Präcision keineswegs entbehrte, folgte Dryden, auch hier wieder sein Gegensatz. Drydens Prosa ist immer so gedrängt wie klar, die Phantasie darf den Dienst der Logik nie verlassen. Man hat ihn den „Vater der Kritik" genannt. Den historisch-diplomatischen Styl brachte Will. Temple (1628—1698) gleich im ersten Anlauf zu großer Vollkommenheit. Seine Schriften „Ueber antike und moderne Gelehrsamkeit oder Bildung", sein „Versuch über die Poesie" zeichnen sich durch geschulte Correctheit aus. Aphra Behn, geb. Johnson, leitete durch ihre Novellen den bürgerlichen oder sogenannten socialen Roman ein, der mit dem bür-

gerlichen Drama die Prosazeit ankündigte. Ihr „Orinoko" wurde der Stammvater von „Bug Jargal" und nach langem Generationswechsel von „Onkel Tom". Es nahten die gewandten Erzähler und Aufklärer Addison und Steele. Das Alte war vergangen, in Vergessenheit begraben; dunkel erinnerte man sich der Tragödie „Gorboduc" oder „Ferrex und Porrex" von Sackville aus dem 16. Jahrhundert. Der Name Shakespeare war verflogen.

Die Zeitungspresse, dieses namentlich in England so bedeutsame Vehikel der öffentlichen Meinung, ist einem langen Martyrium und einem steten Schwanken der Rechtsbegriffe unterworfen gewesen, und bis auf diesen Tag beruht ihre Existenz mehr auf Gewohnheit und Compromiß, als auf verbrieftem Recht.

Lord Burleigh, der große Staatsmann des Elisabethischen Zeitalters, ließ 1588 gedruckte Nachrichten über die Armada verbreiten, um falsche Gerüchte niederzuschlagen. Die ältesten periodischen Nachrichten kamen von 1589 bis 1604 ans Tageslicht. Regelmäßig trat zuerst Nathan. Butler 1622 mit seinen „Weekly News" auf. Im 17. Jahrhundert erschienen auf braunem Dütenpapier allerlei Allotria, Geschichten von Meerjungfern, ganze Capitel aus der Bibel. Der „Mercurius Civicus" illustrirte sogar — schaudervoll genug. Karl I. ließ in dem „Oeffentlichen Anzeiger" von 1644 — die „Londoner Gazette" kam erst unter Karl II. auf — die Tage anzeigen, an denen er die Heilung des „Königsübels", der Scrofeln, vornehmen würde; diese Ordinationsstunden dauerten bis zum Ende der Königin Anna, 1714. 1652 erfolgte die erste Buchanzeige, es erschien ein Gedicht auf Cromwell; 1658 wurde der Thee annoncirt.

In der großen „Rebellion" nahm sich das Parlament die Preßfreiheit, hielt aber, trotz Miltons wunderbarer „Areopagitica", das Volk unter Censur. Die beiden letzten Stuarts wütheten gegen die Presse mit Pranger, Verstümmelung und Tod; der berüchtigste Gedankenhenker oder Censor war Roger

l'Estrange. Von 1679 bis 1685 bestand Preßfreiheit, weil Karl II. das Parlament heimgeschickt hatte, ehe das Censurgesetz erneuert worden war. Jeder druckte auf eigene Gefahr, nur die Zeitungen ließ die Regierung nicht aufkommen. 1685 bis 1693 Erneuerung der Censur; dann schamhafte Verlängerung auf zwei Jahre. 1695 erlag die Censur den Wirkungen der glorious revolution. Edward Clarke setzte bei seiner Conferenz mit den widerstrebenden Peers die Nachtheile und Unzuträglichkeiten des Instituts auseinander; dieses fiel aus Nützlichkeitsgründen, nicht vor dem Milton'schen Princip des persönlichen Rechtes. Das Recht auf Zeitungsherausgabe wurde niemals untersucht, man hütete sich auf beiden Seiten. Die Praxis entschied: das Jahr 1688 zählte plötzlich mehr als 70 Zeitungen. Das Jahr 1702 brachte den „Daily Courant", das erste täglich erscheinende Blatt.

Das Recht zur parlamentarischen Berichterstattung ist in England heute noch nicht verbrieft. Im 17. Jahrhundert verlautete kein Wort aus beiden Häusern. Erst im 18. wurden die Sitzungen ausspionirt. An Schreiben war lange kein Gedanke, das Gedächtniß mußte aushelfen. Woodfall berichtete im „Diary" die längsten Reden, Dr. Johnson erfand sie gar, wie Livius oder Thucydides gethan. Noch O'Connell ließ, um sich an den Reportern zu rächen, die „Fremden auf der Galerie" ausräumen.

Ludwig XIV.

Erste oder Glanzperiode (1661 — 1685). — Zweite Periode, Rückgang, bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Ludwig XIV.

Mit dem Tode Cromwells trat das durch Richelieu und Mazarin vorbereitete Frankreich in den Vordergrund der politischen Bühne Europas. Spanien, mit Hülfe englischer Rothröcke in den Niederlanden gedemüthigt, suchte den Frieden mit Frankreich und fand ihn 1659. Derselbe Frieden bescheerte dem jungen König Ludwig in der Person der Infantin Maria Theresia eine legitime Gemahlin.

Ludwig XIV., an dessen Existenz der schöne feurige Italiener Mazarin nicht unschuldig gewesen sein soll, kam im 22. Jahre der Ehe seines Vaters mit der spanischen Anna, am 5. Sept. 1638, auf die Welt, zählte also beim Tode des Königs 5 Jahre. 1651, als er mündig erklärt wurde, war er 13, bei seiner Krönung in Rheims 1654 16, bei seiner Vermählung 1660 22, beim Tode Mazarins, 1661, 23 Jahre alt.

Man kann die Geschichte dieses Staatskönigs nicht besser beginnen, als mit einem Blick auf diejenige Kulturerscheinung, welche eigentlich von ihm herdatirt, nämlich die Mode. Periodische Tracht oder Costüm (coutume, Gewohnheit) sind etwas Solides, relativ Dauerndes, gegen die beliebige, von einer Einzelphantasie beliebte wechselnde Art und Weise der Bekleidung, welche grade die Mode ausmacht.

Schon unter Ludwig XIII. war das Haar immer länger getragen worden, so daß viele den natürlichen Mangel durch künstlichen Ersatz zu decken hatten. Es kamen Perücken auf,

die mit Seidenfäden durchzogen waren. Ludwig XIV., der häßliche Warzen im Gesicht zu verbergen hatte, trug in seiner Jugend dieses lange Flatterhaar und schon in den 50er Jahren eine Perücke, darauf einen runden Hut mit großen blauen Federn, weißblaue Bausch-Aermel, trichterförmig nach den Knieen sich zuspitzende und dort zusammengebundene Pluderhosen, einen schwarzen Ueberwurf, schwarze Strümpfe, rothe Schuhe mit blauen Schleifen.

Die Schuhe gehörten indeß zur Toilette. Als Reiter trug der König Stiefel, entweder bis zum Knie oder auf der halben Wade umgeschlagen, oder auch trichterförmig kurz. Der Stoßdegen am Bandelier und der kurze Spazierstock gehörten gleichfalls zur Toilette; mit dem Stiefel aber paarte sich die Reitpeitsche. In Stiefeln und die Reitpeitsche in der Hand soll der 17jährige König 1655 ins Pariser Parlament gekommen sein, um seine Befehle registriren zu lassen. Wenn dieser Vorfall von der historischen Kritik mit Recht angezweifelt wird, so bezeichnet er nichts desto weniger vollkommen den jungen, früherusten, studirt gravitätischen Monarchen.

Der Pariser Bourgeois trug das Haar lang, braune breite Hosen bis ans Knie, hier rothe Flügelschlupfen, Schuhe mit Bändern auf der Leiste. Sein Ueberwurf war von blauer Farbe mit weißen Streifen. Das Wams verlängerte sich durch Schooßklappen über den Unterleib; es ging allmählich in die Weste über.

Der Schnitt der Frauenkleidung datirte ebenfalls aus der Zeit Ludwigs XIII. Die Vertugalles oder Vertugardiens kamen ab, die Taille spitzte sich, nur die Aermel blieben bauschig und geschlitzt. Der Stuartkragen legte sich nieder, das Corset mit dem Blankscheit hob die Brüste gewaltsam hervor; die Verschämten legten hohe steife Tücher auf. Die junge Königin sah sehr bunt aus, doch befleißigte sie sich der Discretion.

Der Cardinal Mazarin hatte die letzten acht Jahre seines Lebens unumschränkt regiert und das Land wie eine Citrone

ausgepreßt, sich und seine Nichten, die Mancini, in frevelhafter Weise bereichert. Seine Haupt-Blutegel waren die Finanz-Intendanten Emery und Fouquet.

Als der neue König die Zügel der Gewalt selbst ergriff, sollte seine „Gerechtigkeit" vor allem Volke leuchten, und Fouquet wurde zum Opfer für alle Sünden der Vergangenheit auserlesen. Fouquet, der Sohn eines reichen Rheders in der Bretagne, war schon von Richelieu in den Marinerath aufgenommen worden; dann wurde er Requêten-Meister, der alle Gesuche und Einsprüche zu begutachten hatte; hierauf General-Procurator beim Pariser Parlament. Er nahm die Miene einer würdevollen Ueberlegenheit an. Als Edelmann von der Robe frondirte er mit gegen Mazarin und gehörte zur Partei des Cardinals Retz. In der Vendée erwarb er zwei feste Plätze, die ihm im Nothfalle zum Asyl dienen sollten. Nach der Versöhnung machte ihn Mazarin zum Ober-Intendanten der Finanzen, und der sehr intelligente, geriebene Mann benutzte das Durcheinander in der Finanzverwaltung zu seinem und der Freunde Vortheil. Seine Ausgaben waren enorm, aber der gute Geschmack leitete sie. Fouquet hatte aus seinem schönen Landsitze Vaux-le-Villars in der Nieder-Loire ein kleines Versailles vor Versailles gemacht. Dort umgaben ihn die anerkannten und die werdenden Berühmtheiten Frankreichs: Corneille, den er zur Abfassung des „Oedipus" bestimmte, Molière und Lafontaine waren seine Gäste; Lenôtre legte seine Gärten an, Lebrun malte seine Gemächer aus. Es war der künftige Ludwig XIV. im kleinen Vorbilde; er schien sich auf die Nachfolge der beiden Cardinäle einzurichten.

Am 17. August 1661 gab Fouquet zu Vaux ein prachtvolles Fest. Bereits hatte Colbert dem Könige den Ursprung all' dieser Magnificenz ins Ohr geraunt; auf ein Haar hätte der königliche Gast mitten in den Festlichkeiten jede Rücksicht bei Seite gesetzt und den Finanzminister arretiren lassen. Die Königin-Mutter redete es ihm aus. Erst einige Wochen später fand die Verhaftung in Nantes statt. Fouquet kam ins Ge-

fängniß der Bastille und sah seinem Proceß entgegen. Colbert aber trat als „Commis" im Finanzrathe an die Stelle des Oberintendanten. Erst später wurde er General-Controleur, und noch später Staatsminister.

Aus den Archiven der Bastille hat es sich ergeben, daß nicht Fouquet's fast königliche Feste, sondern deren Ursprung den Anklagegrund bildeten, daß auch seine Bewerbung um die Lavallière vielleicht ein Motiv der Härte, aber nicht ein Grund der Verurtheilung sein konnte. Fouquet hatte thatsächlich, wie so viele Andere vor ihm, Mazarin und Emery mit ihm und Hunderte nach ihm, den Staat bestohlen. Die Staatsgläubiger zahlte er mit werthlosen Obligationen, mit Papier, das er auf heftiges Drängen spottbillig einlöste, während er den Vollbetrag aus der Staatscasse entnahm.

In dem Processe gegen Fouquet, dessen Vertheidigung in jeder Beziehung eine gewagte Sache war, setzte sich der Advocat Pelisson selbst ein Denkmal der Ehrenhaftigkeit und Beredtsamkeit durch sein Plaidoyer. Der Appell an die königliche Gnade am Schlusse zeichnet ebenso wohl die Zeitverhältnisse als die bereits erstiegene Höhe jener „Eloquence" welche Richelieu bei der Gründung der Akademie als die höchste Kunst proclamiren ließ.

„Ich lasse mich nicht abschrecken, denn ich will durchaus nicht vor Ew. Majestät bezweifeln, daß er schuldig sei; aber ich kann eben so wenig bezweifeln, daß er unglücklich ist. Ich will gar nicht wissen, was man sagt, wenn er bestraft wird; aber ich höre bereits hoffnungsvoll, freudig, was die Welt von Ew. Majestät sagen muß, wenn Sie Gnade übt. Ich weiß nicht, was diejenigen fordern und verlangen, so offen allerdings, daß Jedermann es wissen muß, diejenigen, die ein so großes Unglück nicht zufrieden stellt; aber eben so gut muß ich wissen, Sire, was diejenigen wünschen, die nur auf Ew. Majestät blicken, deren ganzes Interesse, deren ganze Leidenschaft Ihrem Ruhme gilt. Sogar die Gesetze, Sire — ein großer Heiliger hat es gesagt — sogar die Gesetze, die von

Natur unempfindlichen, unerbittlichen, freuen sich, da sie selbst sich nicht beugen können, wenn sie sich von einer allmächtigen Hand wie die Ew. Majestät gebeugt fühlen zu Gunsten von Menschen, deren Heil sie immer anstreben, selbst wenn sie ihr Verderben zu fördern scheinen. Der weiseste, ja der gerechteste der Könige ruft Ew. Majestät wie allen Königen der Erde zu: Seid nicht zu gerecht!"

Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung aus Frankreich. Der König aber, nicht ohne Colberts Zuthun, änderte das Urtheil dahin ab, daß Fouquet lebenslänglich in das Schloß Pignerol auf der italienischen Gränze eingesperrt werde. Hier starb der Gefangene nach 19 Jahren, 1680. Die „Gerechtigkeit" war durch einen ostentativen Cabinetsbefehl überboten worden.

Mazarin hatte dem Könige zwei Haupt-Minister vermacht: Letellier für das Innere, Lyonne für das Auswärtige. Lyonne war eine gewaltige Arbeitskraft, ein unermüdlicher und geschickter Diplomat. Auch Letellier war fleißig, aber beschränkten Geistes. Was aber der Vater nicht leistete, das wurde dem Könige der Sohn. Dieser Sohn war der berühmte Marquis von Louvois, den Letellier dem Könige mit den Worten vorstellte: „Nehmen Sie ihn, machen Sie ihn zum Zögling und Abglanz Ihrer Weisheit!" Louvois arbeitete zunächst mit dem Vater in der Polizei- und der Heeresverwaltung; 1668 dirigirte er das Kriegsministerium.

Zu den Genannten gesellte sich nun Colbert. Colbert hatte vortreffliche Ideen über Finanzen und Verwaltung; er war der Mann der Ordnung und der Industrie. Colbert und Louvois wurden die zwei Seelen Ludwigs. Was aber die eine Seele aufbaute, das riß die andere zusammen. Die eine brachte Frankreich in Blüthe, legte den Grund zu seinem industriellen Reichthum; die andere athmete Krieg und Verwüstung, die Militär-Gloire auf Trümmern und Elend. Colbert pflegte die Henne, daß sie auch für den Staatssäckel gol-

dene Eier legte; Louvois forderte mehr Gold, als die Henne legen konnte und schlachtete sie endlich selbst.

Dem Könige war Colbert mehr Mittel als Zweck, Mittel zur Befriedigung des ästhetischen Luxustriebes, den Mazarin in ihn gepflanzt, Mittel zur Befriedigung jenes Gelüstes nach der europäischen Dictatur, welches Louvois meisterhaft zu nähren verstand.

Jean Baptiste Colbert war am 29. August 1619 zu Rheims geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Tuchmacher. Die Wiege des Kleinen stand also neben dem Webstuhl seines Vaters. Seine Erziehung daheim war eine bürgerlich tüchtige; den eigentlichen Unterricht scheint er, nach einem Briefe seines Bruders, des Bischofs von Luçon, bei den Jesuiten empfangen zu haben. Sie wurde vervollständigt durch Reisen, welche die Beobachtungsgabe des jungen Mannes schärften. Mit 29 Jahren trat er, auf Empfehlung seines Verwandten Letellier, der Secretär im Kriegsdepartement war, als Commissär in dieses Departement; da er sich sehr fähig erwies, wurde er bald dem Secretär persönlich attachirt und war 1649, mit 30 Jahren, schon Staatsrath. Von Letellier an Mazarin bestens empfohlen, begleitete er den Cardinal 1650 auf einer Reise durch die Normandie. Aus derzeitigen Briefen geht hervor, daß der junge Staatsrath den allmächtigen Minister vollständig übersah: „Eine Eigenschaft habe ich an ihm herausgefunden, die Unentschlossenheit, die ihm im höchsten Grade eigen ist. Sie muß wohl daher rühren, daß nicht zwei Dinge zugleich in seinem Kopfe Platz finden; wenn das eine etwas drängt, so verwischt sich das andere, und was auch das Gedächtniß thue, um es ihm wieder vorzuführen, es kann höchstens den Fuß auf die Schwelle setzen, von wo es sofort wieder vertrieben wird."

Aus derselben Zeit rührt eine frappante Aeußerung, die vernehmlich das „große Jahrhundert" ankündigt: „die französische Sprache muß in Europa allgemein werden, die fran-

zösische Mode alle Völker Frankreich geneigt machen." Das Letztere wurde gerade seine Sache.

Mazarin hatte ihn würdigen gelernt und nahm ihn in sein Cabinet. Hier verfügte Colbert bald unter dem Namen des Ministers ziemlich souverän; seine Verwandten, die übrigens tüchtig waren, placirte er im Staatsdienste. Sein Bruder Charles Colbert-Croissy wurde später Gesandter in London. Sein Sohn wurde der Marquis von Seignelai.

Herrisch und eigenmächtig, wie Richelieu, wie Mazarin, wie der junge König, war auch Colbert. Bei einer Grundsteuererhebung hatten die Bauern revoltirt und etliche Soldaten erschlagen. Darob schrieb Colbert an seinen Vetter: „Mir scheint, Sie könnten nach Ordnung und Gerechtigkeit den Bauern leicht den Proceß machen. Sie sind Ihre Gefangenen und mit der Waffe in der Hand ergriffen worden; wenn Sie einen davon hängen ließen, das würde mehr Effect machen als Ihre ganze Bauernfehde."

Im Jahre 1659 beschloß die „Revolte der Edelleute" die Unruhen der „Fronde": die Anführer sollten in effigie an den Galgen geschlagen, ihre Schlösser und Güter rasirt werden. Colbert aber erwirkte einen königlichen Befehl, welcher das Urtheil rectificirte und den Rädelsführer, einen Herrn v. Bonesson, sofort an den Galgen brachte.

Mazarin starb 1661; in seinem Testamente hieß es von Colbert: „Ich bitte den König sich seiner zu bedienen, da er sehr treu ist." Jetzt verfolgte Colbert den Oberintendanten Fouquet auf den Tod, und als der Gerichtshof blos die ewige Verbannung aussprach, erwirkte wieder Colbert die Reformirung des Urtheils zu ewiger Gefangenschaft. Am liebsten hätte er ihn hinrichten sehen.

Als General-Controleur der Finanzen war er ernstlich bestrebt, zunächst das wieder gut zu machen, was Emery und Fouquet verdorben hatten. Er suchte die Steuer gerechter zu vertheilen und verbesserte die bedenkliche Erhebung durch Partisans oder Finanzpächter wesentlich.

Die Grundsteuer, welche ein hoher Adel sammt dem Klerus auf Bürger und Bauern abgewälzt hatte und welche von 20 auf 53 Mill. Livres gestiegen war, reducirte er allmählich auf 35 Millionen. Die Partisans legte er wie die vollgesogenen Egel in Salz und nahm ihnen mehr ab, als sie zu opfern bereit waren, in Summa über 100 Mill. Das Exempel Fouquets blieb nicht ohne Nachfolge.

Er confiscirte für 100 Millionen früher verschleuderter und angemaßter Staatsgüter gegen Erstattung des dermaleinstigen niedrigen Ankaufspreises. Er reducirte den Zinsfuß der Staatsrenten, schaffte die überflüssigen Aemter ab, cassirte Adelsbriefe wegen der damit verbundenen Steuerfreiheit und milderte die Taille oder Kopfsteuer im Interesse der kleinen Leute. Er schaffte zahlreiche Zwischenzölle im Lande ab, um einen allgemeinen Zolltarif zu ermöglichen. Er brachte die Privatcolonien am Lorenzostrom, in Canada, an den Staat, gründete eine Ostindische Compagnie auf Actien, machte Marseille zum Freihafen, baute Landstraßen und zog den Canal vom mittelländischen zum atlantischen Meer durch Languedoc.

Seine großartige Thätigkeit, durch keine Scheidung der ministeriellen Ressorts beeinträchtigt, erstreckte sich auch auf die Verwaltung, das Gerichtswesen und die Rechtspflege. Er verdrängte, nach Richelieus Vorgang, die adligen Provinz-Gouverneure durch königliche Intendanten. Er setzte außerordentliche Tribunale als Appellinstanzen ein, um die Macht der Parlamente zu brechen.

Der König selbst fuhr fort, seine Autorität in der Justiz wie in den Finanzen ostentativ zu bekunden: zu Clermont in der Auvergne ließ er 1665 durch seine große Commission Gericht halten über den des Mordes beschuldigten Vicomte de la Mothe de Canaillac, der zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Keine Adelsburg sollte ferner dem Gerichtsboten und der Maréchaussée (Gendarmerie) mehr verschlossen sein. Hunderte von Adligen, zum Tode verurtheilt, entflohen ins Ausland; schaarenweise wurden sie verbannt.

Wenn es zum Gemeinplatze geworden ist, daß Ludwig XIV. die große Revolution vorbereitet hat, so muß man diese Behauptung doch auch dahin ergänzen, daß seine Maßregeln und Regierungsakte, namentlich in finanzieller Beziehung, durchaus revolutionärer Natur waren und daß Colbert's Walten stark nach dem Convent schmeckt.

Seinem Collegen Louvois arbeitete Colbert in die Hände, indem er auch den Rest von feudaler Kriegsverfassung abtrug, das Aufgebot des Adels immer mehr beseitigte und den König zum obersten Kriegsherrn machte, in dessen Sold Offiziere wie Gemeine standen. Im holländischen Kriege in den 70er Jahren wurde der Adel zum letzten male zur Heeresfolge entboten; es stellten sich 4000 Mann Ritter und Knechte.

Rasch zeigte sich auch dem Auslande gegenüber der absolute königliche Willen. In London bestand Ludwig auf dem Vortritt seines Gesandten, des Grafen von Estrades, vor dem Gesandten Spaniens, dem Herrn de Vatteville. Als dieser dennoch seinem Collegen vorfahren wollte, ließ Estrades die Stränge an den spanischen Maulthieren durchschneiden. Als sich fand, daß noch Ketten vorhanden waren, wurden die Maulthiere erstochen. Der spanische Schwiegervater gab dem hochfahrenden Eidam nach.

Noch ärger ging es in Rom, und zwar gegen Se. Heiligkeit Alexander VII. selbst zu. Die corsische Leibwache des Papstes verletzte die Immunität des französischen Gesandtschafts-Hotels. Der Gesandte, Herzog von Crequi, forderte eclatante Genugthuung. Der Papst machte Ausflüchte. Ludwig wurde brutal, er mischte sogar die „Unfehlbarkeit" in den Streit, die schon damals, 1662, von Jesuiten und Doctoren der Sorbonne vertheidigt wurde. In Paris erfolgte ein Decret des Parlaments, des Inhalts: daß eine solche Meinung zu verfechten verboten und vielmehr das Gegentheil zu behaupten sei, wozu der Gerichtshof die Beweise schaffen werde. Das Parlament zu Aix erklärte auf königlichen Wink: Avignon, die päpstliche Residenz während der „babylonischen Ge-

fangenschaft," und die Grafschaft Venaissin gehörten zur Provence, d. i. zu Frankreich. Der Conflict wurde so heftig, daß der König Truppen marschiren ließ. Da erst gab der Vatican nach, unter folgenden schmählichen Bedingungen: Der Cardinal Chigi soll den Papst zu Paris entschuldigen; Don Mario, der Stadthauptmann von Rom, hat sich auf Cavaliers-Parole von der Mitschuld zu reinigen; der Vetter des Papstes muß dem französischen Gesandten zur Ehrenbezeugung entgegengehen; jeder Corse wird dienstunfähig im Kirchenstaate; bei der Wache der Corsen wird zum ewigen Angedenken eine Schandsäule errichtet. So fügte sich Alexander VII. im Februar 1664! Dagegen bekam er Avignon zurück.

Im selben Jahre begab sich etwas mindestens eben so Unerhörtes. Zwei französische Armeen zogen mit fliegenden Fahnen mitten durch Deutschland. 6000 Mann marschirten nach Ungarn, dem Kaiser gegen die Türken beizustehn. Die zweite Armee marschirte nach Erfurt, deutsche Händel zu schlichten. Kaiser Leopold hatte nämlich ein Edict erlassen, welches die Stadt Erfurt dem Kurfürsten von Mainz zuerkannte und Sachsen mit der Execution beauftragte. Sachsen übertrug diese Mission an Frankreich.

Der „Rheinbund," den Mazarin 1658 geschlossen, 1660 und 1663 erneuert hatte,*) zeigte seine Kralle und das Gelüst des französischen Herrschers nach — der deutschen Kaiserkrone! Maskirt wurde dieses Gelüst durch die Hülfe, welche Ludwig damals dem Kaiser in der Schlacht bei St. Gotthard leistete.

Das Ausland war gewarnt; aber wo war die Macht in Europa, die sich französischer Anmaßung hätte entgegenstellen

*) Schon im August 1658 war ein Bündniß zwischen Frankreich, den geistlichen Kurfürsten, dem Bischof von Münster, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem König von Schweden zu Stande gekommen, welches den König von Frankreich zum Schutzherrn über einen großen Theil Deutschlands erklärte! Verabredungen über eine gemeinsame Armee waren getroffen!

können? Von Karl II. von England wissen wir genug; er hatte den französischen Flaggengruß aufgegeben und Dünkirchen verkauft. Ludwig nöthigte ihn zu einem Schifffahrts- und Freundschaftsvertrag mit der Republik Holland, mit der er selbst im nämlichen Jahre 1662 ein Bündniß schloß, welches den Niederländern Handelsvortheile eintrug, wogegen sie zu Gunsten Portugals auf Brasilien verzichteten. Mit Schweden wurde ein Bündniß im Interesse der Candidatur des Herzogs von Enghien auf den polnischen Thron, im Gegensatz zu dem Herzog Karl von Lothringen, geschlossen. Der Kaiser war über und über mit Ungarn und Türken beschäftigt. Spanien stand vollkommen isolirt — des nächsten Schusses erstes Ziel.

1665 starb Philipp IV. von Spanien und hinterließ ein armseliges 4jähriges Kind, Karl II., über den seine österreichische Mutter die Vormundschaft führte. Schon jetzt handelte es sich um die spanische Erbschaft. Es begann die Jagd nach den „natürlichen Gränzen". Das Herzogthum Lothringen war zwar im Pyrenäenfrieden nominell seinem Eigenthümer zurückgegeben worden; aber Frankreich besaß das Besatzungsrecht in der Festung Marsal und somit die Etappenstraße nach den Niederlanden. Ludwig begehrte Flandern, mit größerem Rechte die Freigrafschaft Burgund, die seinem Gebiete wie ein fremder Pfahl im Fleische steckte und dazu dem fernen Spanien gehörte. Allerdings hatte die Infantin Marie Thereſe in den Ehepacten jedem Anspruch auf spanisches Gebiet feierlich entsagt. Allein Ludwig berief sich nicht auf die dynastische Erbfolge, sondern auf das niederländische Civilrecht, nach welchem die Kinder erster Ehe erbten, und forderte das Erbe seiner Frau als „Devolution". Ein Majorat, behauptete er, könne nicht aufgegeben werden. Flandern und Franche-Comté gehörten der Marie Thereſe als Erbin ihrer Mutter, der Elisabeth Bourbon, Tochter Heinrichs IV. Karl II. sei erst ein

Kind zweiter Ehe. Zudem sei dem Könige der Brautschatz von Spanien nicht geliefert worden.

Die Staatischen in Holland neigten zu Ludwig hin, der sie an die frühere Gemeinschaft gegen Spanien erinnerte. Ludwig verhandelte sogar mit dem Rathspensionär Jan de Witt wegen Herstellung einer belgischen Republik; zu einem Vertrage kam es jedoch nicht, da sich Ludwig vorab St. Omer und Cambrai ausbedang. Holland wurde deßhalb 1665 in den Seekrieg mit England verwickelt, der erst 1667 mit dem Frieden von Breda abschloß.

Frankreich schloß ein Bündniß mit Portugal, das noch immer im Kriege mit Spanien war. Im Pyrenäenfrieden war das Land nicht berücksichtigt worden, obgleich es grade zu Anfang des Jahres 1659 sich der Freiheit würdig gezeigt hatte. Antonio Luiz de Menezes führte ein wahres Volksheer gegen die Spanier und schlug sie bei Elvas. Später lieh der König Ludwig den Portugiesen vortreffliche Generale, Turenne, Schomberg u. A., die mit privater Heeresfolge den Krieg führten, während das officielle Frankreich sich nicht einmischte. Schomberg (ein Pfälzer aus der Familie Schönberg) schlug die Spanier zweimal entschieden: bei Amexial, am 3. Juni 1663 und bei Montes Claros, am 17. Juni 1665.

Ludwig, der doch offenbar die Hand im Spiele hatte, bot in Madrid seine Hülfe wider Portugal an, wenn die Entsagungsakte cassirt würde. Als die Regierung Karls II. dieses Begehren zurückwies, brach der Krieg aus.

Eine ungeahnte Heeresmacht, in nie gesehener Organisation, stand bereit. Unter Heinrich IV. hatten 7000 Mann den stehenden Kern der französischen Armee gebildet, um die sich im Kriegsfalle die ausgehobenen Massen gliedern mußten. Ludwig XIII., d. h. Richelieu, erhöhte diesen Kern auf 30,000 Mann; mit seinem Plane, aus Bürgern und Bauern eine Reserve oder die heutige „Territorial-Armee" zu bilden, scheiterte jedoch der kühne Cardinal. Er mußte zum „racolement" d. h. zur sog. freiwilligen Werbung, der schnöden Seelenver-

käuferei, auch noch des 18. Jahrhunderts, zurückgreifen. Daraus gingen die ungestümen Scharen Condé's und Turenne's hervor, die unter den folgenden Marschällen nicht gesitteter wurden. Schon 1666 hatte Ludwig XIV. 140,000 Mann, Kern und geworbene Milizbataillone, auf den Beinen.

Geschütz- und Belagerungswesen waren bedeutend verbessert; der geniale Vauban stand schon auf dem Plane. Belohnungen, Auszeichnungen, ein neuer Orden befeuerten die strebsamen Offiziere. Neue Marschälle wuchsen heran. Regelmäßiger Sold, gute Verköstigung und strenge Disciplin hielten den „Soldaten" willig, der nicht mehr „Knecht" genannt werden durfte. So war die Schöpfung, welche Louvois dem König zur Verfügung stellte. Dieser aber decretirte Alles von oben herab, er ernannte zu allen Chargen, vom Marschall bis zum Fähnrich.

Das Reglement schrieb an erster Stelle vor: „dem Soldaten bei jeder Gelegenheit das Gefühl für Ehre und Ruhm einzuschärfen." Waren die Soldaten aber erst draußen, in Feindes- wie in Freundesland, so galt das Lied:

„Wegelag'rer sind wir hier;
Schlägt uns nicht der Bauer todt,
Plündern, stehlen, schänden wir,
Jeder kriegt die Schwerenoth."

Als ein Oberst dem Marschall Turenne sein Regiment mit den Worten vorführte, es sei schön und gut, antwortete der Marschall: „Schön, das ist möglich; aber gut, das werden wir sehen. Wenn erst ein Viertel des Regiments die andern drei Viertel hat zusammenhauen sehen — dann ist es möglich, daß der Rest passabel wird."

Turenne zog am 2. Juni 1667 in Charleroi ein und erstürmte am 29. August Lille.

Europa spitzte jetzt wirklich die Ohren. England und Holland schlossen rasch Frieden: Neu-Amsterdam (fortan New-York) und New-Jersey kamen an England, Surinam nebst den üblichen Handelsvortheilen an Holland. Ludwig mäßigte

seine Ansprüche fast eben so plötzlich: außer der Franche-Comté verlangte er nur noch Luxemburg, Cambrai und etliche belgische Gränzplätze. Jan de Witt aber schloß mit dem englischen Residenten zu Brüssel, Will. Temple, den er in Breda kennen gelernt hatte, und dem schwedischen Gesandten zu London, dem Grafen Dohna, die Tripelallianz. Die drei Mächte kamen überein, daß der Frieden auf Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes abzuschließen sei. Das war eine große Concession. In den geheimen Artikeln jedoch stand die gegenseitige Verpflichtung, den König Ludwig im Falle der Weigerung mit vereinter Macht beim Pyrenäenfrieden festzuhalten. Ludwig besann sich, behielt in Flandern, was er erobert hatte, nämlich Charleroi, Ath, Douay, Doornik (Tournay), Kortryk (Courtray), Lille, Oudenaarde und Furnes, gab Hochburgund auf und schloß den Frieden von Aachen, 1668. Mit Mühe barg er seine Wuth gegen die holländische Republik.

Im selben Jahre schloß auch Portugal Frieden mit Spanien. Der Prinzregent Don Pedro, Bruder des unglücklichen Affonso VI., hatte beim Ausbruch des Krieges, im Einverständniß mit der Königin Elisabeth von Savoyen, den König in das Schloß zu Cintra gesteckt, wo Affonso erst 1683 im Stumpfsinn starb, und sich mit der Schwägerin verehelicht. Don Pedro schloß jetzt den Frieden von Lissabon auf Grund der Unabhängigkeit Portugals.

Im Jahre 1669 kam der Frieden zwischen Portugal und Holland zu Stande, welch' letzteres die ehemaligen portugiesischen, dann spanischen Colonien weggenommen hatte. Portugal erhielt Brasilien und seinen ostindischen Besitz zurück. Als es unabhängig war, stellte es die Inquisition wieder her.

Kurz nach Abschluß des Aachener Friedens ließ Ludwig in seinem Cabinett die Ansprüche auf folgende Länder zusammenstellen: Sicilien, Neapel, Genua, Nizza, Piemont, Lucca, Mailand, Aragonien, Castilien, Navarra, Avignon, Venaissin, Flandern, Deutschland und England!!

Die Hand Frankreichs war bald überall. Während Schomberg in Portugal unterstützt wurde, kämpften französische Ritter mit ihren Knechten auf Candia neben den Venetianern gegen den Halbmond. Und während der Frieden mit Spanien geschlossen wurde, war schon der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und dem Kaiser in Bezug auf Spanien fertig. Vergebens waren alle Anstrengungen Lisola's, des kaiserlichen Gesandten im Haag gewesen, den Kaiser zur Theilnahme an der Coalition zu bewegen. Der Kaiser schloß den Theilungsvertrag mit dem königlichen Agenten Grémonville ab, welcher seinem Herrn schrieb: „Der große Plan ist gelungen, die Trennung des Kaiserhauses von Spanien." Alle Mittel der sog. Staatskunst waren dazu verwendet worden: den Fürsten Auersperg köderte man mit dem Cardinalshute, den Fürsten Wenzel Lobkowitz bezahlte man baar; die drei Fürstenberge zu Köln, Straßburg und München, die sog. „Egonisten," waren französisch gesinnt. Die französisch-österreichischen Würfel, die über das Erbe des armseligen Karl II. geschüttelt wurden, lagen so: der Kaiser Leopold I. erhält Spanien, die amerikanischen Besitzungen, Mailand und Sardinien; der König Ludwig XIV. die Franche-Comté, Belgien, Neapel, Sicilien, Navarra, die Philippinen und die Besitzungen auf der afrikanischen Küste. Bekanntlich zerschlug sich das Alles.

Das nächste Augenmerk des Königs war die Republik der Vereinigten Provinzen. Schon als Republik war ihm Holland verhaßt, und die „Gazettiers", d. h. die Presse dieser Republik, welche sich erdreistete, Flecken an der Versailler Sonne zu entdecken und das Privatleben des Königs in grelles Licht zu setzen, ein Dorn in seinem Auge. Die Holländer travestirten seine goldenen Siegesmedaillen durch groteske Bronzen. Und hatte der stolze Patricier Jan de Witt sich nicht erdreistet, den Josua zu spielen und der „Sonne" Stillstand geboten?

War denn nicht mit diesem frechen Handelsstaat, der 30mal so viel Schiffe auf der See hatte, als das große Frankreich, mit diesem Schwemmlande des Rheindeltas, diesem „Hohlland" unseres Zeitgenossen Le Masson aufzuräumen?

Zuvörderst galt es, die Tripelallianz aufzulösen. Madame Henriette, Herzogin von Orleans, die Schwester Karls II., ging 1670 mit der Quéroualle nach Dover und schloß einen Subsidien-Vertrag mit England ab. Im selben Jahre wurde Lothringen besetzt, der Herzog Karl IV. entfloh. 1672 wurde Schweden losgebröckelt und durch den Kanzler La Gardie mit Frankreich verbündet; es sollte mit 16,000 Mann in Vorpommern Wache stehen gegen ungefügige deutsche Reichsfürsten; die Kosten zahlte Frankreich. Ein neuer Rheinbund ward geschlossen: der Kurfürst von Köln, Maximilian Heinrich von Bayern, verpfändete die Festung Neuß; Bernhard von Galen, Bischof von Münster, verpflichtete sich zur Offensive; der Herzog von Hannover und der Bischof von Osnabrück gewährten freien Durchzug. Nur der Kurfürst von Brandenburg war nicht zum Abfall zu bewegen; er schloß bereits am 1. Mai 1672 ein Bündniß mit Holland.

Der Kaiser war allerdings für Ludwig zweifelhaft geworden. Seine Fürsprache für den Herzog von Lothringen hatte Ludwig beleidigend zurückgewiesen. Grémonville aber brachte es in Wien durch Drohungen dahin, daß ein Vertrag vom Nov. 1671 stipulirte wurde: der Kaiser werde sich in keinen Krieg mischen, der das Reich nicht direct betreffe.

Auf einen Wink Ludwigs pflückte der elende Karl Stuart einen Krieg mit Holland vom Zaune. Die Hochmögenden, von Frankreich schwer bedroht, suchten England durch Nachgiebigkeit zu begütigen. Den jungen Oranier, den Neffen Karls, machten sie sogar zum nominellen Generalcapitän. Scheinbar wurde so das „Ewige Edict" sammt der „Harmonie-Akte" aufgehoben, durch welche Jan de Witt den Statthalter vom Commando der Land- und Seemacht feierlich ausgeschlossen hatte. Alles umsonst.

Louvois hatte das Heer auf 180,000 Mann gebracht; drei Armeecorps von zusammen 120,000 Mann setzten sich im Frühjahre 1672 in Marsch. Alles fungirte mit der Genauigkeit einer Maschine.

Das stolze Patricierthum in Holland, dem überseeischen Handel und der Börse dienstbar, hatte seine ganze Aufmerksamkeit der Marine gewidmet, die Landarmee und die Festungen dagegen vernachlässigt.

Es war vorauszusehen was geschah. Der König Ludwig selbst drang noch im Juni durch das verbündete Kur-Köln, zu dem auch Lüttich gehörte, an den Rhein, überschritt denselben beim Tolhuis und fiel in Holland ein. Die Cleve'schen festen Plätze, den Holländern verpfändet, wurden sämmtlich genommen. Der Bischof von Münster fiel in Groningen ein, der Marschall Luxemburg in Over-Yssel, der Marschall Turenne in Geldern. Ohne Schwertstreich ergaben sich die faulen Festungen, zuletzt Utrecht. Der Seesieg de Ruyters über die französisch-englische Flotte fiel nicht ins Gewicht. Die französische Cavallerie schwärmte bis in die Nähe von Amsterdam. Die Eroberung des Landes wäre noch rascher vor sich gegangen, hätte nicht Louvois nach seiner Neigung Bravourstücke gegen sämmtliche Festungen aufführen wollen, wobei ihm Condé vergebens widersprach.

Indessen war der Stolz der Patricier oder Staatischen völlig gebrochen; sie unterhandelten und boten in ihrer Herzensangst im französischen Lager bei Doesburg die Abtretung der „Generalitätslande" (der „zugetheilten Orte" nach dem Schweizer Ausdruck), d. i. den ganzen Gränzstreifen am linken Maasufer von Mastricht bis Breda, sammt 12 Mill. Gulden. Ludwig verlangte, auf Louvois' Betreiben, viel mehr, Nimwegen, Südgeldern, Mörs, freie Einfuhr der französischen Waaren, jährliche Lehenshuldigung! In Deutschland sagte man: „Die Union läßt sich beißen wie eine Maus."

In diesem Zeitpunkte erhob die oranische Partei zornmüthig ihr Haupt. Jan de Witt war bereits einmal von

vier Meuchelmördern angefallen worden, doch glücklich davon gekommen. Die Mörder flohen zu Wilhelm von Oranien, der ihnen ein Jahrgehalt aussetzte. Im Haag brach jetzt ein Aufstand los. Der 21jährige Wilhelm wurde zum Statthalter von Holland und Seeland ausgerufen und zum Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht ernannt. Das Volk ertrotzte die Durchstechung der Dämme. Das Land stand im Meere. Die Verhandlungen mit Frankreich hatten ihr Ende erreicht.

Cornelis de Witt saß im Gefängniß; er war beschuldigt einen Chirurgen zum Morde des Prinzen Wilhelm gedungen zu haben und zur Verbannung aus den Provinzen Holland und Westfriesland verurtheilt. In dem Augenblicke als Jan de Witt seinen Bruder aus dem Gefängniß abholte, am 20. August 1672, zerriß das wüthende Volk im Haag die beiden Brüder de Witt, Jan, den Staatsmann, und Cornelis, den Admiral. Der rasende Mob zerschnitt die edlen Männer in Stücke und verkaufte die einzelnen Glieder um schweres Geld.

Wilhelm war Parteihaupt, konnte und wollte als solches nicht strafen; das Vaterland aber wollte er retten: „Den Untergang des Vaterlandes nicht zu sehen, laßt uns in der letzten Schanze sterben!"

Unterdessen rührten sich auch andere Mächte. Noch vor Ablauf des Jahres 1671 hatte der spanische Gesandte im Haag erklärt, daß Spanien sich einem Angriff Frankreichs auf die Republik widersetzen werde. Das war nun freilich weniger erfolgreich als hochpolitisch: Spanien für seine abgefallenen Provinzen! Doch rettete der Statthalter der Niederlande Breda und Herzogenbusch vor den Franzosen.

Unermüdlich thätig und voll der redlichsten Einsicht war der kaiserliche Gesandte Franz von Lisola, ein geborner Hochburgunder. Dieser begabte Mann verfocht neben dem Oranier die conservative Solidarität Aller gegen Frankreich. Damals schrieb er in einer Broschüre: „Die Republik Holland kann nicht untergehen, als mit Rückwirkung auf Alle. Wie ihr

Untergang ein allgemeiner Schaden sein würde, so ist ihre Erhaltung die allgemeine Erhaltung." Am 27. Mai 1672 meldete er nach Wien: „Die Franzosen überschreiten jetzt die Gränzen der Republik. Bereits sind der Rhein, die Mosel, die Lippe, das Erzstift Köln, das Stift Lüttich in ihrer Gewalt. Bisher zielen ihre Schritte mehr auf das Reich als gegen die Republik. Ich erinnere an mein altes Wort, daß das Streben Frankreichs auf die Herrschaft am Rhein und auf die Wahl zum römischen Könige gerichtet ist. Um so dringender geht die Forderung an uns, das was wir thun wollen, bald zu thun." Dann war Lisola eiligst vom Haag nach Amsterdam geeilt und hatte die Behörden auf eigene Faust zum Widerstande ermuntert.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war der Onkel des jungen Statthalters und zudem in seinen Cleve'schen Besitzungen selbst angegriffen. Er verlangte vom Kaiser die Garantie für diese letzteren. Leopold, durch den fatalen Theilungsakt von 1668 gebunden, fügte sich endlich den Anforderungen des Augenblicks und schloß mit Brandenburg den Vertrag zur Sicherung der Reichsgränzen ab. Das Abkommen mit Frankreich vom Jahre 1671 erklärte er für erledigt.

Das war nun wenig genug, der Oranier forderte für die gezahlten Subsidien einen Krieg auf dem linken Rheinufer und das active Einschreiten. Holland war wirklich in Noth, dafür machte es aber auch verzweifelten Ernst, und der alte Muth versagte nicht. Der Admiral de Ruyter wehrte der französischen Flotte hartnäckig die Einfahrt in die Zuydersee. Der Marschall Luxemburg wich vor den Fluthen aus der Provinz Holland zurück. Lisola trieb in Wien fort und fort zur Action.

Leider hatte der Vertrag zwischen dem Kaiser und Brandenburg, für dessen Zustandekommen der brave Montecuccoli als Präsident des Hofkriegsraths eifrigst gewirkt, keine wesentlichen Folgen. Es standen nominell 20,000 Brandenburger und 16,000 Oesterreicher im Felde, aber sie leisteten nichts,

außer daß die Franzosen einen Theil ihrer Armee aus Holland zurückziehen mußten. Montecuccoli, der sich dem Ende seiner Laufbahn näherte, dachte gerade wie Lisola: die Absicht der Franzosen gehe mehr auf Deutschland als auf Holland. Nicht umsonst seien 30,000 Pferde bei ihrer Armee, die offenbar für die deutsche Ebene bestimmt wären. Wenn Holland so federleicht zu bezwingen gewesen, was sollte es erst in Deutschland geben? Der König Ludwig gehe auf die Alleinherrschaft, auf die „Monarchie" aus. Man müsse ihn mit Muth, Entschlossenheit und Macht bekämpfen. Eines Tages würden auch die Schweden in Brandenburg einfallen, sagte der prophetische Kriegsheld.

Sein Plan bestand darin, den Rhein zu sperren und so den Franzosen Lebensmittel und Rückzug abzuschneiden. Aber es gelang ihm nicht, definitive Instruction für seinen Feldzug zu erhalten; auch fand er bald die verbündete Armee zu schwach und ohne Aussicht auf Nachschub. Er mußte daher nothgedrungen temporisiren. Zudem kannte Ludwig seinen Lobkowitz und die phlegmatische Natur des Kaisers. Er trug diesem brieflich Frieden und Freundschaft an und Lobkowitz meldete dem Montecuccoli, jede „Ruptur" zu vermeiden! Montecuccoli machte dem Kurfürsten kein Geheimniß aus seinen Ordres, überredete ihn zum Rückzuge vom Mittelrhein nach Westfalen und gab, dieses Treibens müde, seine Entlassung ein. Der Kaiser nahm sie nicht an, forderte ihn vielmehr auf zu bleiben, „per regolar Brandenburg", um Brandenburg zu gängeln! Am 25. Januar 1673 nahm der Kaiser die Entlassung an. Der Kurfürst aber, seinerseits des Gängelns müde, suchte den Frieden mit Frankreich, der auch am 10. Juli 1673 zu Vossem (zwischen Antwerpen und Lüttich) zu Stande kam. Der Cleve'sche Besitz blieb dem Kurfürsten gesichert, er aber wollte Frieden halten, „mit Vorbehalt seiner Reichspflichten."

Als das Kriegstheater sich zu verschieben drohte, war König Ludwig in aller Eile nach Paris gereist, um dort die noch frischen Lorbeern zu ärnten und in der Anbetung seiner

Getreuen die Feigheit zu vergessen, die er persönlich beim Rheinübergange bewiesen.

Seine Armee hat in Holland getreulich nach jenem obigen Soldatenliede gehaust. Der herzlose, unerbittliche Louvois hatte selbst die Parole ausgegeben: Manger le pays! Der Marschall Luxemburg stahl wie ein Rabe, die Soldaten stahlen, und dennoch blieb für den König noch ein guter Diebsantheil übrig.

Die österreichisch-brandenburgische Diversion löste sich in nichts auf; die Franzosen gewannen allenthalben die Oberhand. Vauban hatte das feste Mastricht nach den Regeln der Kunst erobert; Turenne war in Westfalen eingebrochen, die Wetterau war von ihm verwüstet. Da regte sich in Deutschland so etwas wie patriotischer Unwillen, der auch nach Wien rückwirkte. Am 30. August 1673 kam der Tripelvertrag zwischen dem Kaiser und Holland, Spanien und Holland, zwischen allen dreien und dem Herzog von Lothringen zu Stande. Der Kaiser stellte 30,000 Mann ins Feld, wofür er 45,000 Thaler monatliche Subsidien von Holland bezog. Und jetzt richtete er an Frankreich die Forderung: Räumung des Reichsbodens, Herstellung des Status quo ante, Herausgabe Lothringens und Schadenersatz. Es wehte in Wien ein anderer Wind, Lobkowitz war in Ungnade gefallen, Montecuccoli die Seele der kaiserlichen Politik geworden. Jetzt zeigte er was er konnte, wenn er wollen durfte. Seinen alten Plan führte er so genial wie energisch durch: er täuschte den Marschall Turenne ins Elsaß zurück und eroberte in Gemeinschaft mit Oranien die kurfürstliche Residenz Bonn. Der Reichsverräther Wilhelm von Fürstenberg wurde als Vasall des Kaisers gefangen nach Wien gebracht, Köln und Münster zum Frieden gezwungen.

De Ruyter und Tromp siegten derweilen zur See. Condé wich bei Mastricht zurück. Als Ludwig sich über die Zähigkeit der Holländer ärgerlich wunderte, sagte ihm Colbert: „Weil die Holländer so fleißig, nüchtern und energisch sind, wird es Ew. Majestät so schwer sie zu überwinden."

In England zwangen das Parlament und die öffentliche Meinung den König Karl 1674 zum Frieden mit Holland. Im Mai desselben Jahres erklärte das Reich den Krieg an Ludwig; der Kurfürst von Brandenburg, eingedenk seiner „Reichspflicht", schloß sich an. Lisola, der grade jetzt starb, sah seinen Herzenswunsch erfüllt; ein Mächtigerer war an seine Stelle im Kampfe gegen den französischen Gewaltherrscher getreten. Der Krieg hieß fortan: Oranien contra Bourbon!

Indessen hielten die französischen Marschälle Stand, und was diese nicht leisteten, das vollbrachten des Königs Hetzereien. Vauban rückte in Hochburgund ein und bemächtigte sich so des diesmaligen Hauptobjectes. Condé siegte im August 1674 bei Senef in der blutigsten Schlacht des Kriegs über Oranien und die Spanier. Turenne drang über den oberen Rhein, siegte bei Sinsheim über den kaiserlichen Hofgeneral Bournonville und besetzte die Unterpfalz; dann verwüstete er die links-rheinische Pfalz methodisch, um den Verbündeten den Einmarsch unmöglich zu machen, und warf 1675 die Deutschen aus dem Elsaß. Vergeblich hatte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz den Marschall Turenne zum Duell gefordert, vergeblich der Kurfürst von Brandenburg alle Tapferkeit seines Derfflinger aufgeboten. Wiederum beklagte er sich über mangelnde Unterstützung von Seiten der Kaiserlichen.

Mittlerweile war Ludwig bemüht gewesen, jede der coalirten Mächte anderwärts zu beschäftigen: die Spanier auf Sicilien, in Oberitalien durch den Savoyer; den Kaiser durch Ungarn und Türken; den Kurfürsten von Brandenburg durch die Schweden. Die mit Frankreich verbündeten Schweden fielen aus ihren pommerschen Besitzungen unter General Wrangel in die Kurmark ein. Der Kurfürst zog daher in gewaltigen Märschen vom Rhein ab, sein eigenes Land zu vertheidigen. Am 28. Juni 1675 schlug er die siegreiche Schlacht bei Fehrbellin, die ihm schlecht genug vergolten wurde.

Im Westen drang Turenne wieder über den Rhein, vergewaltigte das Land von Freiburg bis Heidelberg, fiel dann

aber am 27. Juli 1675 im Kampfe gegen Montecuccoli bei Saßbach, unweit Renchen, dem Wohnsitz Grimmelshausens, durch eine Kanonenkugel: ein brillantes Thema für die französische Rhetorik. Man sagt, daß Ludwig bei dieser Todesnachricht zum erstenmale die würdevolle Haltung verlor. Auch Condé verschwand bald nachher vom Schauplatz; die Gicht ertheilte ihm den Abschied und quälte ihn dann noch 10 Jahre lang auf seinem Landsitze zu Chantilly.

Es war die letzte Waffenthat Montecuccoli's gewesen. Todkrank nahm er mit 66 Jahren seinen Abschied und begab sich nach Wien. Und wiederum wurde der Anprall der französischen Heere sehr bedrohlich.

Einen Augenblick schienen die Verbündeten Luft zu bekommen. Der Herzog Karl von Lothringen schlug bei Conz am Zusammenfluß der Saar und Mosel den Marschall Créqui, der, immer auf Louvois' Befehl, das Land zwischen Mosel und Rhein in Asche legte, und nahm ihn sogar gefangen. Aber im Jahre 1677 setzte Créqui sein Handwerk fort und eroberte sogar Freiburg i. Br. Der Oranier wurde bei Saint-Omer geschlagen, was im nächsten Jahr die Eroberung von Gent und Ypern durch den Marschall Humières zur Folge hatte.

Da verlangte Colbert, die andere Seele Ludwigs, energisch den Frieden. Es war kein Geld mehr aufzutreiben. Montecuccoli hatte sogar für den Sieger wahr gesprochen, als er die drei Bedingungen des Krieges: Geld, Geld und noch einmal Geld nannte.

Die neu aufgelegte Stempeltaxe hatte einen Aufruhr verursacht; das Tabakmonopol war eingeführt worden und hatte die Anforderungen des Staatssäckels nur noch höher gespannt. Solche Monopoleinnahmen gelten bald als selbstverständlich und stillen den Appetit nicht. Der im Anfang der Regierung Ludwigs abgeschaffte Aemterverkauf war noch viel schwunghafter erneuert worden. Anleihen hatte man zu $7^1/_2$ Procent, im Ganzen an 300 Millionen aufgenommen. Im Jahre 1675

meldete der Gouverneur der Dauphiné, Herzog von Lesdiguières: der größte Theil der Bevölkerung esse Brod aus Eicheln und Wurzeln und beginne sich von Gras und Baumrinde zu nähren. Der Engländer Locke sah auf seiner Reise durch Südfrankreich ganze Strecken Landes unangebaut, viele Häuser in Trümmern. Das Landvolk wurde überhaupt, ganz nach Colberts Principien, weit mehr gedrückt als die industrielle Bevölkerung der Städte. Das Budget des Königreiches stieg von 1670—1679 von 70 auf 131 Mill. Livres. Und dabei führte man einen eleganten, ja pomphaften Krieg und verwüstete draußen, was daheim von selbst zerfiel.

Colbert würde jedoch wahrscheinlich umsonst gepredigt haben, wenn sich am politischen Horizonte nicht für den König „schwarze Punkte" gezeigt hätten. In England wurde die Volksstimmung immer drohender. Sie verlangte, der König solle den Krieg an Frankreich erklären, um den Frieden herzustellen. Karl Stuart weigerte sich deß, ließ sich vielmehr durch neue französische Jahrgelder bestechen, um die er freilich geprellt wurde. Daneben verursachte es dem König Ludwig großen Aerger und ernstliches Bedenken, daß die Tochter Jakobs von York sich mit dem Oranier verlobte und rasch (im October 1677) vermählte.

Der Statthalter der Niederlande, immer tapfer und fast beständig geschlagen, war wieder um einen Schritt weiter auf seiner Bahn gelangt, deren Ziel darin bestand: Holland, trotz der widerstrebenden Staatischen, mit England, trotz der Stuarts, zu vereinigen wider den europäischen Störenfried und Europa um beide zu scharen. Die Regenten von Amsterdam hatten ihm einst gesagt: die Erniedrigung von Frankreich, ja die Eroberung der Welt seien ihnen nicht so theuer als ihre Privilegien. Sie waren durch blutige Gewalt zu Boden geworfen. Karl II. hatte zwei Kriege gegen Holland geführt und die Politik Frankreichs gegen klingende Münze unterstützt: zuletzt siegten die Whigs und England ging mit dem Statthalter.

Ludwig war nicht nur der Mann der Gewalt, er war auch der geriebenste Diplomat seiner Zeit. Vielfach besorgte er das Auswärtige selbst, seine umfassende Correspondenz legt Zeugniß dafür ab. Bis zu Lyonne's Tod (1671) hatte er diesen Meister ausgelernt; Pomponne, der an seine Stelle im auswärtigen Amte trat, war dem König zu „schwach", weil er sich nicht über jedes Bedenken wegsetzen wollte. Jetzt behandelte er meistens den Fachminister und dessen Agenten wie seine Commis; correspondirte und cabalirte direct mit den Barillon Torcy und Grémonville, deren höchstes Lob darin bestand, des Königs Aufträge glücklich besorgt zu haben.

Als er die Nothwendigkeit des Friedens einsah, trennte er abermals die Verbündeten und fing Holland schon im August 1678 ab: er sicherte ihm seinen ganzen früheren Besitzstand zu. Spanien und Deutschland mochten die Zeche bezahlen. Im allgemeinen Frieden von Nimwegen (1679) erhielt Frankreich Hochburgund und die belgischen Gränzfestungen Valenciennes, Condé, Maubeuge, dazu Ypern und Saint-Omer. Der Kaiser gab Freiburg und den gefangenen Fürstenberg heraus und gewährte Frankreich die Etappenstraße durch das Reich behufs der Kriegführung gegen Brandenburg, welches sich eben in Ostpreußen der von Liefland aus eingefallenen Schweden kräftigst erwehrte. Bereits rückten die Franzosen in Cleve ein und Marschall Crequi kam bis Minden! Da sah sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm gleichfalls zum Frieden genöthigt, den er Ende Juni 1679 zu St. Germain en laye abschloß. Schweren Herzens mußte er den Schweden alle Eroberungen herausgeben.

Lothringen, strategisch den Franzosen zur Verfügung gestellt, wurde von dem neuen Herzog Karl V. gar nicht betreten. Ludwig XIV. ging mit großen Vortheilen und vollen Ehren aus dem Kampfe mit der Coalition hervor.

In Holland trug sich während dieses Krieges etwas ganz Neues zu; die Signatur der modernen Börsenwelt ging am Horizont auf. Daß civilisirte Völker, eben weil sie reicher sind, unverhältnißmäßig mehr durch den Krieg leiden, als ungebildete und ärmere, diese Beobachtung wiederholte sich nur in Holland. Aber mit der Anhäufung des sogenannten Nationalcapitals wachsen auch die bösen Chancen für den Theilhaber an diesem Capital, und wo erst der Credit den Canal des Geldes bildet, da wirken Hoffnung und Furcht eben so stark wie Sieg und Niederlage. Holland war durch seine Befreiung von Spanien rasch in die Capitalwirthschaft hineingetrieben worden. 1608, ein Jahr vor dem Waffenstillstande, wurde die Börse von Amsterdam eröffnet; 1609, wie zur Feier des provisorischen Friedens, die Bank gegründet. Der Capitalhandel stand in höchster Blüthe, als Ludwig XIV. den Krieg begann.

Als im Juni 1672 die Franzosen tief im Lande standen und nur noch die Provinzen Seeland und Holland frei waren, wurden die Curse, namentlich der Staatsschuldscheine, von einer wahren Panik ergriffen. Bis zum März 1673 sprangen sie dann wieder auf Pari.

Da die Bundesgenossenschaften in Europa nur durch Subsidien zu erhalten waren, so hatte männiglich die Augen auf die Amsterdamer Börse geheftet. Es frug sich ja, was die erhaltenen Obligationen im gegebenen Moment werth sein würden. Baares Geld wurde nicht gezahlt, weder dem Kurfürsten von Brandenburg, noch dem Kaiser Leopold. Mit dem Amsterdamer Curse schwankte auch der Barometer der Freundschaft. Das Betragen Dänemarks ließ sich z. B. mit großer Sicherheit nach dem Curszettel berechnen. Verschiedene Gesandte, namentlich der österreichische Lisola, lernten förmlich das „Inkostgeben", indem sie gegen Verpfändung der Obligationen baares Geld aufnahmen. Umgekehrt dienten aber auch die Creditverhältnisse zum Sporn für die Bundesgenossen; im besonderen trifft dies wieder den Kaiser, der durch thätigeres Eingreifen in den Krieg auf Besserung der Curse hinarbeitete,

um ein besseres Geschäft zu machen. Endlich wurden die Agenten des Kaisers so klug, die Schuldscheine nur noch nach dem augenblicklichen Courswerthe zu nehmen.

So kam, wie man richtig bemerkt hat, durch den Krieg von 1672—1679 ein neuer Factor in die europäische Potitik: der Handel mit Werthpapieren oder kurz gesagt die Börse.

Wir haben jetzt ein Wort von den Hetzereien und Zettelungen der französischen Politik im Auslande zu sagen. Die zunehmende Kälte Englands, die Coalition des Kaisers mit Spanien, Holland und Brandenburg (1674) boten die Veranlassung. Der Grundsatz: der Feind meines Feindes ist mein Freund, der so unzählige Düpirungen zuwege gebracht, ist in der neueren Geschichte am häufigsten von Frankreich angewandt worden. Andere haben ihn dort abgeguckt und für eigene Erfindung ausgegeben.

Frankreich hetzte lange Zeit in Schottland, schürte in Irland, unterstützte sogar die Aufrührer in beiden Ländern. Wir haben ferner erzählt, wie der Cardinal Richelieu den rebellischen Catalanen gegen die Regierung zu Madrid beisprang, wie Ludwig XIII. Graf von Barcelona wurde und wie Mazarin das „glorreiche" Catalonien im Jahre 1652 — preis gab. Jetzt, im Jahre 1675, 23 Jahre nach der letzten Fopperei, ging Messina in die Falle. Die Stadt empörte sich gegen die drückende spanische Herrschaft, der französische Admiral Duquesne kam ihr zu Hülfe, traf aber in den sicilischen Gewässern auf den holländischen Seehelden de Ruyter, der für Spanien focht. Es kam zur glänzenden Seeschlacht bei Catania (1676), de Ruyter selbst fiel angesichts des Aetna; Frankreich schien die spanische Herrschaft zu brechen. Was aber mit Bravour, zur See wie zu Lande, erobert wurde, das verdarben die Muscadins vom Pariser Hofe. Es erschien in Messina der alberne Vivonne, der Bruder der Montespan. Als man sich auf einen bessern Mann besonnen, schiffte sich

d'Aubuisson de Lafeuillade nur aus, um sich wieder einzuschiffen. Es war ja doch Alles blos Spiel, Messina hatte seine Schuldigkeit gethan. Zu Nimwegen wurde eine kleine Komödie aufgeführt, als ob das Schicksal Messinas Frankreich am Herzen liege. In der That ließ es sogar die Flüchtigen im Stich, 500 Heimkehrende wurden gehängt.

Derselbe Lafeuillade, in dem ein Stück Condé steckte, war auch in Candia gewesen, welches Venedig gegen die furchtbare türkische Belagerung zu vertheidigen hatte. Mit der Reitpeitsche in der Hand hatte er einen Ausfall commandirt. Auf ihn war der Herzog von Noailles gefolgt, der auf allerhöchstes Commando die Venetianer in der gefährdetsten Lage verließ. Niemand durfte unter dem herrischen Könige sich unterstehen, auf eigene Faust tapfer zu sein; die diplomatische Cabale beherrschte die Feldherren und die Schlachten. Ludwigs Regierung war ein Uhrwerk, in welchem jede Persönlichkeit zum Rädchen oder Stiftchen degradirt wurde.

Mit dem Frieden von Nimwegen („Nimm weg!" spottete man mit deutschem Galgenhumor) näherte sich Ludwig der Höhe seiner Macht, wenn auch noch lange nicht seiner Vergewaltigungen. Mit knapper Noth hielt Colbert bis dahin dem Dämon des Krieges das Gleichgewicht. Aber der gespreizte und eitele Hochmuth des Königs trug kein Maß in sich selbst. Wenn Colbert erst ging, so verwüstete Louvois Frankreich und überlieferte den Namen des Königs dem Fluche der Völker und des eigenen Volkes.

Bald nach dem Frieden trat der König mit einer unerhörten Prätension auf. Nicht zufrieden mit dem völkerrechtlich Zugesicherten, verlangte er die Abtretung aller Dependenzen, die jemals zu den eroberten Gebieten und Städten gehört hatten, oder die er Lust hatte, dazu zu schlagen. Den Plan zu diesen „Reunionen" hatte sein Hofjegist Roland de Revaulx ausgeheckt. Der König setzte 1680/81 „Reunionskammern" zu

Metz, Besançon, Tournay und Breisach ein, die ihm natürlich aufs bereitwilligste zusprachen, was er verlangte. Die Kammer zu Metz erklärte die drei Bischöfe von Metz, Toul und Verdun einfach zu französischen Lehensträgern, welche alle Städte, Dörfer, Mühlen u. s. w. zu verzeichnen hätten, die ihren Sprengeln im Laufe der Zeit abgegangen wären. Die Kammer zu Besançon verfügte über die Franche-Comté, die von Tournay über Flandern, die Breisacher über den Elsaß. So wurden dem deutschen Reiche die zehn elsässischen Städte, die sogenannte Dekapolis, den Schweden ihre Souveränität über ihre Pfalz-Zweibrücken'schen Besitzungen, dem Herzog von Würtemberg die über Montbéliard oder Mömpelgard, dem Statthalter der Niederlande die über Chiny, den Spaniern die über Luxemburg abgesprochen. Es handelte sich im Ganzen um 80 Lehen, um 600 Städte, Dörfer, Weiler und Mühlen. Vauban war auf der ganzen Gränzlinie mit Festungsbauten beschäftigt.

Am 30. September 1681 wurde das alte deutsche Straßburg, die freie Reichsstadt, die Burg der Reformation und des Kunstfleißes, durch einen Handstreich Louvois' genommen. Der Bischof Egon von Fürstenberg hatte den Verrath eingeleitet. Als die Franzosen in der Nacht stürmten, bliesen die Stadttrompeter vom Münsterthurme herab: „Wenn wir in höchsten Nöthen sind." Das Volkslied aber zürnte und spottete zugleich:

„Straßburg, Straßburg, schäme dich
Mit deinem Zeughausprahlen!
Pfui dich, wie liederlich,
Ist deine Ehr' gefallen!
Hier liegt sie in dem Koth,
Ist das nit Schand und Spott?

Straßburg, Straßburg, o der Schand,
Daß du dich hast übergeben
Jetzt in der Franzosen Hand! — —

Meine Stimme mir erbebt,
Und die Wangen thun erbleichen,

Daß man dieses noch erlebt
In den edlen deutschen Reichen!
Warst eine unbefleckte Magd,
Jetzt zu dir man Hure sagt."

Vauban baute sofort die Citadelle, von der er behauptete, keine Macht Europas solle sie nehmen.

Die Macht Deutschlands aber lag in den Banden des Dualismus; Oesterreich hatte mit den Ungarn und Türken zu schaffen, und Brandenburg konnte nicht vergessen, daß es zu Nimwegen leer ausgegangen war — es hielt sich zu Frankreich.

Gerade in dem Türkenkriege spielte Ludwig sein perfidestes Spiel. Er unterstützte den Emmerich Tököli in Ungarn gegen Oesterreich, er hetzte die Osmanen herbei. Und dann ließ er zur Scheinhülfe für Oesterreich 1681 Tripolis, 1684 Algier bombardiren, während er Straßburg nahm und sich mit dem Reiche abfand.

Der Krieg gegen den Bedränger war unmöglich — die Türken lagen 1683 unter Kara Mustapha vor Wien — es wurde ein Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen, der im folgenden Jahre zu Regensburg die allgemeine Ratification erlangte: Frankreich behielt „auf 20 Jahre" Alles was es zusammengeraubt hatte. Der Raub sollte sich zwar nur bis zum Datum des 1. August 1681 erstrecken, aber Straßburg wurde ausdrücklich einbegriffen.

Im Jahre 1684 ließ Ludwig noch die Stadt Genua bombardiren und wegen ihrer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus züchtigen. Auch das ging ungestraft hin.

Die Selbstherrlichkeit des immer gut katholischen, nunmehr frömmelnden Königs fand nach innen ihren beredten Ausdruck in der Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Bedrückungen der Hugenotten, die besonders südlich von der Loire sehr zahlreich waren, hatten zwar schon längst, gleichzeitig mit dem holländischen Kriege begonnen; Verfolgungen und Corruption waren am Werke gewesen. Colbert, der ein wesentliches In-

teresse an dieser ruhigen und fleißigen Bevölkerung hatte, schützte sie eine Weile nach Kräften im Languedoc. Seit dem Nimweger Frieden aber gaben die Maintenon und der P. Letellier die Parole aus: „Ausrottung". Bossuet ertheilte als französischer Papst seinen Segen dazu und Louvois, der gerade nach außen keinen Krieg zu führen hatte, lieh seine Dragoner — die „bespornten Bekehrer". Dem selbstgefälligen Könige schmeichelte die Idee, daß in seinem Reiche Jeder nach *seiner* Façon selig werden müsse.

So ging denn 1681 die Bekehrungs-Campagne gen Süden. Dragoner wurden den „Ketzern" ins Quartier gelegt, auf ihre Kosten, auch auf Kosten der Hausehre. Familien und ganze Gemeinden wurden mürbe gemacht und zur Kirche getrieben. „Rückfällige", die eine erzwungene Handlung bereuten, wurden schwer gestraft. Der tapferste Bekehrungs-General war Foucauld, der sich im Béarn für ewig brandmarkte.

Bekehrungen gegen baares Geld gewährten kindische Genugthuung und entsittlichten die schwachen Gemüther. Unglaubliche Willkür vertagte die Schuldzahlungen der Katholiken an die Protestanten — ein Moratorium für Rechtgläubigkeit!

Endlich wurde den Protestanten jegliche Duldung versagt: der dritte Bourbon cassirte am 23. October 1685 mit einem Federzug die Großthat des ersten. Die protestantischen Kirchen wurden geschlossen, es gab nur noch katholische. Die Auswanderung war bei Galeerenstrafe verboten. Die Kinder wurden mit 7 Jahren gewaltsam den Aeltern entrissen und in katholische Schulen gesteckt. Kinder von Katholiken und Hugenotten wurden für unehelich erklärt. Für offenen Uebertritt zahlte man 6 Livres per Kopf. Von den Millionen, nach denen die Hugenotten noch immer zählten, entflohen 500,000 ins Ausland, nach England, Holland, Deutschland. Die Berliner Colonie stammt aus jener Zeit. Eine Masse französischer Namen in Deutschland rührt von jener Hegira her: eine Colomb gebar Alexander von Humboldt. Capital, Kunstfertigkeit und Genie suchten sich wohnlichere Stätten. Wir werden den Bedeutendsten

unter den Réfugiés noch begegnen. Ludwig aber schickte sich an, auf der andern Seite des Bergs hinabzugehen. Colbert war 1684 gestorben; er mußte bei Nacht und Nebel begraben werden, damit sich das Volk von Paris nicht an seiner Leiche vergriffe.

Der genialste Mann Frankreichs sah noch bei Lebzeiten sein Werk an der Wurzel angegriffen; ein Jahr nach seinem Tode sollten die Wurzeln ausgegraben werden. Colbert, von dessen Verwaltungs-Reformen bereits die Rede war, ist auch der Begründer des sogenannten Mercantilsystems. Gegen diese Bezeichnung ist, wie gegen Windmühlen, viel gekämpft worden. Man hat später aufgekommene Begriffe, Principien, die jener Zeit völlig fremd waren, gegen Colbert ins Feld geführt und namentlich mit Abstractionen dabei operirt.

Die Völker von damals, insofern sie Bildung und Bewußtsein besaßen, traten als national-staatliche Individualitäten auf und setzten ihr Ich jedem andern Ich entgegen. So machte es England seit der Elisabeth und insbesondere seit dem Langen Parlament und Cromwell. So machte es die holländische Republik, oft in frevelhafter Weise. Richelieu hatte den Grund zur staatlichen Einheit Frankreichs gelegt, Louvois bildete die königliche Kriegsmacht aus; um stark zu sein, muß man Geld haben, das Geld im Lande behalten und, was die Bedingung des Geldhabens ist, nichts von den Andern kaufen, was man selbst produciren kann, vielmehr an die Andern möglichst viel verkaufen. Um das letztere zu können, ist es erforderlich, daß man gute und schöne Waare liefert.

Colbert, der als diplomatischer Agent in Venedig Handelspolitik studirt hatte, entwarf seinen Plan als Finanz- und Handelsminister. Die Zolltarife von 1664 und 1667 besagen: niedrige Ausfuhrzölle, niedrige Zölle auf eingeführte Rohstoffe, hohe Zölle auf fremde Manufacte. Das konnte Spanien auch; aber Colbert that mehr, er pflanzte die Industrien des Auslandes, gegen die er hohe Zölle errichtete, mit Energie und

Sachkenntniß in Frankreich selbst an. Von draußen ließ er die besten Arbeiter als Lehrmeister kommen und bildete eine zahlreiche, gewandte Generation von Kunsthandwerkern heran. So verdrängte er die flandrischen Arazzi durch die Gobelins und die Tapeten von Beauvais; die Spiegel und Gläser des venetianischen Murano durch die Producte von St. Gobin und Cirey. Das Porcellan von Sèvres und die Seidenwaaren des Südens erstiegen die höchste Stufe der Vollendung. Die englischen gewirkten Strümpfe, die niederländischen Tuche, die deutschen Blech- und Messingwaaren wurden ausgestochen. Unübertreffliches leistete Frankreich an Juwelier- und Goldschmied-Arbeiten.

In den Dienst der Tapeten- und Porcellan-Manufactur stellte er die ersten Künstler des Landes: einen Lebrun, Champaigne, Mignard. Die königlichen Institute sahen von jedem Reinertrag ab, sie dienten blos zu Musteranstalten. Die betreffenden Kosten verzinsten sich reichlich durch die erhöhte Steuerfähigkeit der privaten Industrie. Die Unterstützung dieser Industrie war aber auch mit dem Schutze des Abnehmers verbunden: Colbert ließ die Erzeugnisse der Privaten controliren und nöthigenfalls zurückweisen. Er setzte an die Stelle der mittelalterlichen Zunft die Aufsicht des Staates.

Eine Hauptindustrie der luxuriösen Zeit bildeten noch die Spitzen. In Italien war der erste Sitz der Spitzenkunst gewesen; von dort wanderte dieselbe nach den Niederlanden, wo der prachtliebende burgundische Hof sie beschützte. Zuerst wog hier die Klöppelei vor, bis nach der Trennung von Nord und Süd in dem heutigen Belgien die Nadelarbeit aufkam, die sich in den producirenden Städten Gent, Brüssel, Brügge, Ypern, Antwerpen, Mecheln zu verschiedenen Species ausbildete. Durch Colbert wurde dann Frankreich das classische Spitzenland. Im 16. Jahrhundert war, trotz der Prachtliebe und dem Geschmack des Hofes unter den Nachfolgern Franz' I. noch keine Concurrenz mit Italien und Belgien möglich gewesen; als aber der raffinirte Luxus unter Ludwig XIV. die Anforderungen

steigerte und Colbert die Nationalindustrie durch Muster, Zeichner, fremde Arbeiter und Schutzzoll sicherte, da entstanden jene unvergleichlichen Nadelwerke, in ihrer Art vollkommener als die Werke der gleichzeitigen bildenden Kunst. 22,000 Arbeiterinnen wurden in diesem Kunstgewerbe beschäftigt. Gegen 1666 entstand der point de France, der sich später in die Unterarten: point de Valenciennes, d'Alençon und d'Argenteau gliederte. Kostbare Spitzen durchzogen die hohen Fontanges, zitterten am décolleté, schwebten an den Aermeln, hüllten die Damen bei den Levers ein, paradirten am Degenkorb, an Schuhen und Stiefeln, flatterten in der Schlacht bei Steenkerken an der Cravatte der Offiziere. Vom Alkoven bis zur Feldschlacht, vom Parfüm des Boudoirs bis zum Pulverdampf, überall war die Spitze das Symbol der leichtlebigen und verschwenderischen Gesellschaft.

Als friedliche Kriegswaffe gegen bedenklichen Import diente das System der Differentialzölle; wo dieses nicht ausreichte, sollte die Kriegsflotte nachhelfen, und die beste Vorschule zu dieser erblickte Colbert in der Handelsmarine. Hier gab es zu thun, Holland zählte 16,000 Handelsschiffe, Frankreich 600! Die französische Kriegsmarine traf Colbert im erbärmlichsten Zustande: 30 fast unbrauchbare Fahrzeuge! Die Kriegsflotte wurde im Laufe der Zeit auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten gebracht. Bei Colbert's Tode behauptete sie den ersten Rang.

Vielen ist es aufgefallen, auch von uns schon erwähnt worden, daß Colbert die Landwirthschaft vernachlässigte. Sully hatte seiner Zeit die Industrie hintangesetzt, dagegen Ackerbau und Viehzucht die „Nährbrüste des Staates" genannt. Die Bodenkultur eines wesentlich ackerbauenden Landes hätte sich auch füglich selbst überlassen werden können, wären die Productiv-Kräfte vom feudalen und finanziellen Druck befreit worden. Hier liegt der Fehler, genauer gesagt der Mangel der Colbert'schen Zeit; selbst die besten Absichten der Finanzminister werden von den gebieterischen Kriegsministern durchkreuzt. Colbert wurde durch Louvois gelähmt. Und so herrisch auch

Ludwig XIV. den Adel aus seiner politischen Stellung herabdrückte, so sehr es ihm behagte, daß die Großen sich durch Luxus und Verschwendung zu Grunde richteten: ihre sociale Stellung ließ er unbehelligt; was sie vergeudeten, war aber immer des Bauern Mark. So konnten denn auch die großen Maßregeln und Verkehrsmittel Colberts: das Fällen der Schlagbäume im Innern, die neuen Landstraßen und Canäle, die Schaffung eines größeren Absatzgebietes, dem Landvolk wenig helfen. Den Gegensatz zu Colbert, der den Ackerbau für weniger „productiv" halten mochte, bildeten erst die Physiokraten des folgenden Jahrhunderts, welche nur den Ackerbau für „productiv" erklärten.

Uebrigens hielt Colbert sein Mercantil-System weder für absolut noch für ewig. Ein bedeutsames Wort von ihm ist dieses: „Schutzzölle sind Krücken, die man wegwirft, sobald man gehen kann."

Daß Kunst und Kunstgewerbe nicht ohne Wissenschaft gedeihen können, wußte niemand besser als Colbert. Er gründete noch vier Akademien. Richelieu hatte 1635 mit der Académie française angefangen, Mazarin 1648 die Académie des Beaux-arts hinzugefügt, welche Colbert vollständig reorganisirte. Sodann schuf Colbert 1663 die Académie des Inscriptions (historische Inschriften); 1666 die Académie des Sciences, in welche der Holländer Christian Huygens berufen ward; 1671 die Bauakademie, 1672 die Akademie der Musik. Er gründete 1665 das Journal des Savants, als Organ der Akademie und der Forschung, die französische Maler-Akademie zu Rom und die orientalische Gelehrtengesellschaft. Die Gemäldesammlung des Louvre, die unter Ludwig XIII. 250 Nummern gezählt hatte, erhob er auf das Zehnfache. Er erbaute 1667 die Sternwarte, entsandte gelehrte Physiker auf Weltreisen, begann den Bau des neuen Louvre, errichtete das Invalidenhotel und legte den botanischen Garten an.

Natürlich geschah Alles das zu Ehre und Ruhm des

großen Königs, den Colbert stets voranstellte. Aber der König, der den Ruhm mit Behagen einstrich, war so wenig dankbar, wie es Colbert bisweilen zu sein wußte. Wie Colbert das hohe Verdienst Riquet's, der eigentlich den großen Canal durch Languedoc gezogen, in Schatten stellte, so wurde er selbst gegen das Ende seines Lebens durch das wachsende Ansehen des Kriegsministers Louvois bitter gekränkt. Kurz vor seinem Tode äußerte er über den König: „Wenn ich für unsern Herrgott gethan hätte, was ich für den Menschen da gethan habe, so würde ich zweimal zu Gnaden angenommen, und jetzt weiß ich nicht, was mit mir geschehen wird."

Regte sich das Gewissen in dem Vir marmoreus, dem Mann von Marmor? Im Anfang seiner Laufbahn hatte er die Matrosenpresse abgeschafft; als er aber seine Galeeren bemannen wollte, war ihm kein Mittel zu schlecht, kein Zwang zu grausam, um seinen Zweck zu erreichen. Sich selbst schonte er freilich eben so wenig; er arbeitete täglich 16 Stunden.

Colbert, der die französische Industrie und Mode zur Weltherrschaft erhob, der Hunderttausenden zu Arbeit und Einkommen verhalf, war dennoch nichts weniger als populär in seinem Lande. Sein ganzes Wesen war zu hart und schroff, seine Ziele waren zu wenig ersichtlich. Bei all' seinen Verordnungen und Einrichtungen trat das fiscalische Motiv zu sehr in den Vordergrund, und mehr als er selbst wollte, drängten der König und Louvois auf dieses Ziel hin. Insofern opferte er sich für den König, der sein Gedächtniß dadurch ehrte, daß er ihn in stiller Nacht begraben ließ, um einen Straßenscandal zu vermeiden.

Und wofür hatte Colbert sich 22 Jahre lang abgeplagt, wenn der König alles Geld für Hof, Mätressen, Armee, Kriegsflotte und Festungen ausgab? Daß Colbert dennoch die unvergängliche Grundlage zum Nationalwohlstande gelegt hat, die sogar des Königs Verwüstungen überdauerte, das ist doch nicht des Königs Verdienst.

Von 1661—1685 hatte Ludwig die Zügel der Regierung selbst geführt; es blieben ihm noch 30 Jahre bis zu seinem Tode. Sehen wir uns jetzt die internen Verhältnisse in der Periode des Aufschwungs etwas näher an und beginnen wir mit dem Hofe.

Die Liebesverhältnisse des Königs spielen eine große Rolle in seiner Geschichte. Schon Mazarin hatte gesagt: „Wer das Herz hat, der hat Alles."

Die erste Flamme des kaum gekrönten Königs war Olympia Mancini, eine Nichte Mazarins, später Prinzessin von Savoyen-Carignan und Mutter des Prinzen Eugen. Sie wurde im Herzen Ludwigs ersetzt durch ihre Schwester Marie, die den König leidenschaftlich liebte und die er geheirathet hätte, wäre nicht der diplomatische Onkel störend dazwischengetreten. Im Jahre 1660 verheirathete ihn der Cardinal mit der spanischen Infantin. Marie Therese war klein von Person, hochblond, sanften Blickes, aber unbedeutend. Die Schwägerin des Königs, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche freilich die Königin nicht mehr in ihrer Jugendblüthe sah, charakterisirt sie folgendermaßen: „Die Königin ist die beste und tugendhafteste Frau, aber bluteinfältig. Sie hat häßliche, zerbrochene, schwarze Zähne und ißt viel Knoblauch."

Das konnte freilich für den eleganten jungen Mann der Spätrenaissance nicht wohl ausreichen; er warf seine Blicke im Kreise des Hofes umher und fand reichlichen Ersatz.

Und so begann der Reigen der maîtresses en titre. Zunächst fiel das Auge des Königs auf „ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee," die kleine, magere, pockennarbige Louise Françoise de la Beaume le Blanc, welche die aufgelösten Haare à l'enfant trug und sich sterblich in die Majestät verliebte. Der König machte sie zur Herzogin von Lavallière, und die natürlichen Locken wurden von der Staatsfrisur verdrängt.

Zur Lavallière kam die Marquise de Montespan, die verheirathet war. Sie löste die Staatsfrisur auf, zog eine

Locke hinter jedes Ohr und ließ eine dritte auf den Busen herabfallen. Der König erblickte sie so auf der Jagd im grünen Forste im Jahre 1667 und war besonders entzückt über die „Schmachtlocke". Die Ehe der Montespan bot kein wesentliches Hinderniß, denn in der Bastille war Raum und Zeit für den Mann, die Scheidungsgründe plausibel zu finden. Der Marquis entfloh und wurde später auf seine Güter verbannt. Bei Molière heißt er „Amphitryon", während Ludwig den Zeus spielt. Elisabeth Charlotte, seit 1671 Herzogin von Orleans, sagte von ihr: „Sie ist ein lebendiger Teufel, aber so interessant und possirlich, daß Einem bei ihr die Zeit nicht lang werden kann." Später sollte die Geduld der Liselotte sehr kurz angebunden werden, als es sich um eine Doppelheirath ihres Sohnes Philipp mit einer Tochter der Marquise de Montespan, der Mademoiselle de Blois, und ihrer eigenen Tochter mit dem Herzog du Maine, dem Bruder der Blois, handelte. Sie schrieb darüber: „Wenn der Duc du Maine kein Kind von doppeltem Ehebruch, sondern ein rechtmäßiger Prinz wäre, so möchte ich ihn doch nicht zum Schwiegersohn, noch seine Schwester zur Schwiegertochter haben; denn er ist abscheulich häßlich, karg wie der Teufel und hat kein gut Gemüth; seine Schwester hat wohl ein gut Gemüth, ist aber erschrecklich kränklich, und überdies sind sie Bastarde von doppeltem Ehebruch und Kinder von dem bösesten und verzweifeltsten Weib, so die Erde tragen mag." Der Sohn entging nicht seinem Geschicke, wohl aber die Tochter.

Die Montespan war allerdings ein „verzweifeltes Weib;" sie maßte sich die verwegensten Dinge an, drückte gebieterisch auf Colbert und Louvois und hielt den König wie mit Klammern an sich gefesselt. Sie machte sich zahlreiche Feinde, ein Geistlicher verweigerte ihr sogar das Abendmahl. Man stürmte auf den König ein sie zu entlassen. Sie mußte sich vom Hofe entfernen und wurde — zurückgerufen, leider wesentlich durch Colberts Vermittelung.

Eine kleine Tragikomödie trug sich während des holländ-

dischen Krieges zu. Die Lavallière, von Herzen die beste aller Mätressen des Königs, erlag unter der Last ihres Sündenbewußtseins und entschloß sich im Kloster der Carmeliterinnen Buße zu thun. Feierlich wurde das Opfer der königlichen Lust von der Montespan und der in Sünde und Buße — sie liebte zuletzt den Herzog von Larochefoucauld — gleich erfahrenen Herzogin von Longueville, der Schwester Condés, zum Altare geleitet, wo ihre Haare abgeschnitten wurden. Sie hieß fortan die soeur Louise de la misérieorde. Ihre Tochter heirathete den Prinzen von Conti, wie denn der König seine Bastarde sämmtlich an vornehmstes Geblüt brachte.

Das Volk hatte die Königin, die Montespan und die Lavallière die „drei Königinnen" genannt. Jetzt fehlte eine Königin, aber schon war eine neue Wahl getroffen. Das Fräulein Marie Angélique Scoraille de Rouselle kam an die Reihe, ein übernaives Wesen. Sie wurde die Herzogin von Fontanges und berühmt durch ihren Kopfputz. Sie thürmte sich ein babylonisches Gebäude von Eisendraht, 2—3 Fuß hoch', auf den Kopf und bäumte das Haar, von Musselinkrausen, Bändern, Schnecken, Perlen, Blumen und Federn durchzogen, durch dieses Gestell empor. Die Liselotte sagt von ihr: „Sie ist beschränkt und hat nicht mehr Verstand als ein Kätzchen." 1681 starb sie mit 20 Jahren und hinterließ der Damenwelt die „Fontangen." Eine Dame von Geblüt, die Herzogin du Maine, sank sogar unter der Last dieses Frisur-Ungethüms zu Boden, welches nach einer boshaften Aeußerung schwerer als sie selbst war.

Der weibliche Luxus nahm überhaupt seit den 70er Jahren den Charakter massivster Schwerfälligkeit an. Die wuchtigsten Seidenstoffe mit eckigen und steifen Falten bauschten sich auf den Hüften hoch auf und fielen von da bis zur langen lästigen Schleppe ab, die einen besondern Diener zum Nachtragen erforderte. So trug die Dauphine, Marie Anne Victoire de Bavière, die Gemahlin des 1661 gebornen Kronprinzen Louis, ein Goldbrokatkleid, die Elle zu 20 Louisdor,

das in eine lange blaue Schleppe auslief. Sie verband die Fontange mit den Schmachtlocken über den Hals hinab. Die Tochter Colberts trug an ihrem Hochzeitstage ein Kleid von 100,000 Livres.

Labruyère, der als Erzieher des Herzogs von Burgund Gelegenheit genug zur Beobachtung hatte, erzählt, wie sich die Weiber durch Schminke und kosmetische Mittel zu Grunde richteten. Sie malen, sagt er, Lippen und Backen, Augenbrauen und Schultern, dazu die offene Brust. Der Puder kam damals mehr auf die Haut als auf den Kopf, wohin ihn erst das 18. Jahrhundert verwies. Des Nachts wurden Masquins mit beizenden Stoffen zur Herstellung des Teints auf dem Gesicht getragen. Zu der Schminke kam die Mouche oder das Schönpflästerchen, welches in seiner bunten Mannigfaltigkeit förmlich Gegenstand der Literatur wurde. Die Mouche war zwar älteren Datums, denn schon im Jahre 1634 erhob ein „angesehener Mann" die wichtige Frage: ob die Weiber mehr als drei Mouchen tragen dürften. Im Jahre 1661 hieß es in der „Faiseuse de mouches" von den Schönheitspflästerchen, daß sie „die Augen schmachtend machen und das Gesicht schmücken." Sie machen, nach der Versicherung des Autors, sogar unwiderstehlich; „mag der Galan noch so gleichgültig und noch so stolz sein, zuletzt sticht ihn doch die Fliege, la mouche le pique." Recht in Blüthe kam jedoch die Mouche erst zur Zeit der Allonge-Perücke. Möglich daß ein ähnlicher Defect wie die Warzen Ludwigs XIV. auch bei der Mouche einmal mit im Spiele gewesen war; jedenfalls diente sie zur Hervorhebung des geschminkten Teints. Die Uebertreibung kam bei der Mouche eben so wohl in Mode wie bei der Perücke. Wie der König sich immer gravitätischer verunstaltete und die berühmte gelockte Binette in der Mitte der 70er Jahre aufbrachte, welche unter 1000 Livres nicht zu haben war, so daß Unbemittelte sich das Kopfpolster von Pferde- oder Ziegenhaar machen ließen: so stieg die Zahl der Mouches in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf sechs, zwölf, ja fünfzehn

Stück. Auch die Gestalt der Mouche variirte: auf dem Kinn rund, auf der linken Wange sternförmig, unter den beiden Augen ein Halbmond, auf der Stirn ein Wagen sammt Pferden, Kutscher und Reitknecht. Es kamen auch vollständige Silhonetten vor. Und die Form war nichts Gleichgültiges, jede Form hatte ihren speciellen Zweck, eine schickte sich nicht für alle Gelegenheiten. Die lange war für den Ball, die große breite für den Hof, auf Pistolenschußweite trefffähig; die kleine cokette für die Straße, das tête-à-tête oder das Bankett. Die vollendetste Mouche aber, die wichtigste von allen, war der auf der Nase getragene „Assassin," der die Schmachtlocke noch überbot.

„Du magst frisirt sein wie du willst,
Die Ringellocke auf der Brust,
Nur der verliebte Assassin
Erweckt des Mannes Liebeslust."

Es ist klar, daß diese befleckten Pagoden sich aufs Verführen legten, daß die Coketterie allgemein und zur Modesache wurde, und sehr begreiflich, daß aus dieser Saat die Heroinen des eleganten Lasters entsprossten, eine Marion Delorme und eine Ninon de l'Enclos, welche letztere sogar Schule machte und hielt und die Töchter vornehmer Kreise in der frivolen Gefall-Kunst unterrichtete.

Am Hofe zählte man noch drei anständige Damen: die Königin, die Dauphine und die Liselotte, auch die Palatine genannt. Ernstere Frauen zogen sich zurück, verlegten sich auf Studium und Bildung, so die Marquise de Sablé und die Marquise de Rambouillet. Die Sévigné war demi-vertueuse.

Die männliche Pagode der Zeit sah nach dem Vorgange des Königs folgendergestalt aus: Brauner steifer enger Oberrock, an den Rändern mit Stickereien oder Edelsteinen besetzt; darunter rothe, blaue oder grüne vollgestickte Weste mit Klappen auf den Oberschenkeln; Stoßdegen mit großem Handkorb. Die Perücke war de rigueur, mußte sich doch der große Condé zur Hochzeit seines Sohnes Haar und Bart à la perruque

frisiren lassen. Der König trug bei gewöhnlichen Festlichkeiten ein Ordensband mit Edelsteinen im Werthe von 8 Mill. Livres. Im feierlichen Ornat war er weiß gekleidet, hatte einen Hermelinmantel auf der Schulter, in der Hand das Scepter, auf der ungeheuern Perücke die Krone.

Der Prinz von Conti wird uns geschildert in einem Rock von strohgelbem Sammt, dessen Ränder mit Diamanten garnirt waren. Darüber trug er einen schwarzen Atlasmantel mit Sternen von Brillanten.

Will man die äußere Erscheinung beider Geschlechter auf ein Stylgesetz ihrer Zeit zurückführen, so kommt man auf den architektonischen Jesuitenstyl: gesucht massiv, affectirt weit in den Raumverhältnissen, constructiv öde, aber bunt bemalt, überladen decorirt, grotesk mit einem Worte. Armselige Flunkerei!

Diese ganze Gesellschaft war natürlich fromm, aber ihre Frömmigkeit trug denselben Charakter wie die Architektur der Paradekirchen und der menschlichen Tracht: sie war conventionell, jesuitisch. Sämmtliche Perücken- und Mouchenträger hatten ihren „Directeur", ihren galanten, gefügigen, bequemen Gewissensrath, der sie lehrte, „sich mit dem Himmel zurechtzufinden", beileibe nicht zu streng mit ihnen verfuhr, schon um die Kundschaft nicht zu verlieren und die betreffende „Seele" wenigstens nominell innerhalb der kirchlichen Hürde zu erhalten. Diese „Directoren" führten Buch über das Gewissen jedes Einzelnen, wußten die Bilanz stets im Gleichgewicht zu halten und noch einen Saldo für den Himmel herauszurechnen, natürlich gegen fromme Gaben an die Kirche, Stiftungen u. dergl. Bei wichtigen Händeln gaben sie auch die politischen Makler ab und markteten um Gefälligkeit, Treubruch, Infamie gegen die ewige Seligkeit.

So waren nicht nur Frivolität, Lüsternheit, Ehebruch gedeckt, sondern auch alle sonstigen Ausschweifungen und Laster. Am Hofe wurde furchtbar gespielt, die Montespan setzte mehr als einmal eine Million Livres auf einen Wurf, und der

König grollte, wenn der Einsatz nicht gehalten wurde. Einst setzte sie 150,000 Pistolen auf drei Karten. Die Montespan hatte gut riskiren, der König stellte ihr die Staatscasse zur Verfügung und schenkte ihr einmal ein vollständig ausgerüstetes Schiff. Daß sich ein hoher Adel durch Spiel und Luxus ruinirte, machte dem Könige nebenbei ein Hauptvergnügen.

Die Völlerei, auch bei den Weibern, gesellte sich zu den übrigen Verirrungen. Die junge Herzogin von Burgund, eine savoyische Prinzessin, war dem Branntwein ergeben und ließ sich nach starken Libationen von ihren Bedienten an den Füßen herumziehen. Die Prinzessinnen am Hofe rauchten Tabak aus Thonpfeifen, die von der Hauptwache herübergeholt wurden.

Die abscheulichsten Verbrechen wurden förmlich Mode. Die Marquise de Brinvilliers vergiftete Vater, Brüder und Schwestern, um das Vermögen zu bekommen. Sie gab ihrem Manne Gift, um ihren Liebhaber, einen Herrn von St. Croix, zu heirathen. Dieser gab erschrocken Gegengift, um sich vor dem drohenden Glücke zu retten. Bei allem dem ging die Marquise regelmäßig fromm zur Kirche. Sie wurde 1676 hingerichtet.

Zwei Frauen, die La Vigoureux und die La Voisin, verkauften gewerbsmäßig Gift zur Beschleunigung von bürgerlichen Erbschaften, und dieses Gift erhielt den schaurigen Namen poudre de succession. Die Voisin schaffte nach und nach 2500 Kinder, die den Müttern zur Last oder Schande gereichten, durch das Feuer aus der Welt. Sie trieb dabei den abscheulichsten Hokuspokus: das Zimmer wurde schwarz ausgeschlagen, auf einem schwarzen Altar brannten schwarze Kerzen und ein Priester — natürlich nur eine Maske — parodirte dabei die Messe. Währenddessen wurden die Kinder abgethan. Unsagbare Scheußlichkeiten kamen in dem Ceremoniell vor. Die wirkliche Hexe — Colbert hatte schon seit 1672 die Anklagen wider angebliche Hexen zurückweisen lassen — machte sich ein Vermögen von 100,000 Kronen und wollte eben das Land verlassen, als sie in die Bastille gesteckt

wurde. Im Jahre 1680 wurden die La Vigoureux und die La Voisin verbrannt.

Auch die Giftmischerei war Mode geworden, wie die Binette, wie die Fontange, wie die Mouche, wie das Gebetbuch à la pucelle, wie die öffentliche geheime Krankheit, welche die Franzosen nach Neapel benannten. Giftmorde wurden förmlich gedungen, in den niedern Schichten bis zu 30 Sous hinab. Man trank nicht mehr aus Bechern, nur noch aus durchsichtigen Gläsern. Zu Gastmählern brachten die Eingeladenen ihre Teller mit. Die Wäsche ließ man vor seinen eigenen Augen waschen. Blumensträuße waren verdächtig; hieß es doch, die Montespan habe die Fontanges mit einem Blumenstrauß vergiftet. Jedermann galt des Giftmordes für fähig. Kam doch der Dichter Racine in den Verdacht der Giftmischerei. Hat man doch den Marschall von Luxemburg scharf ins Verhör genommen, weil er mit dem Teufel pactirt haben sollte!

Im Jahre 1679 mußte die Chambre ardente, ein eigener Gerichtshof gegen die Giftmischer errichtet werden. In der Untersuchung ergaben sich die unglaublichsten Dinge. Die ältere Geliebte des Königs, Marie Mancini, hatte sich bei der Voisin Gift geholt, um die Lavallière umzubringen. Auf einen Wink des Königs entfloh die Mancini. Bald häuften sich die Inzichten gegen die vornehmsten Kreise; die Chambre ardente hätte 147 Personen arretiren müssen, als der Untersuchungsrichter de la Reynie die Frage stellte: „ob es zu Gottes Ehre und im Interesse des Staates oder selbst der Gerechtigkeit geschehen könne, daß so ungeheure Verbrechen allgemein bekannt würden."

Endlich schritt der König ein, und um dem Scandal ein Ende zu machen, in welchem Mitglieder seines eigenen Hauses namhaft gemacht wurden, zugleich um die unauslöschliche Makel von der Kirche und der Religion zu entfernen, gebot er der ferneren Untersuchung Einhalt. Auf königlichen Befehl hatte es keine weiteren Verbrechen gegeben!

Die Ninon, die Brinvilliers, die La Vigoureux und La Voisin riefen ihren Gegensatz hervor. Die Zeit gebar das andere Extrem. Jean Boutiller de Rancé, ein ausgelebter Wüstling, schlug mit 38 Jahren an seine Brust und begab sich 1664 in das Kloster La Trappe im Orléanais, wo die Mönche bis dahin ein wahres Raubleben geführt hatten. Er nahm sie in die Zucht und stellte unter dem Namen der Trappisten die gestrengen Cistercienser her. Die Ordensregel gebot: Um 2 Uhr aufstehen, 11 Stunden Messe und Gebet, dann arbeiten und sein eigenes Grab graben. Außer dem Gruß — schweigen. Die Kleidung: grobe rauhe Kutte und Holzschuhe. Die Nahrung: Wasser, Früchte, Gemüse. — So beging die Liederlichkeit mit krummem Rücken ihre Andacht zum Kreuz. Entweder — oder. Entweder ganz in der Welt, oder ganz für die Welt verloren!

Auch Versailles, das prachtfunkelnde, verwandelte sich allgemach in ein graues Kloster. Der König gab selbst das Signal. Er hatte sich müde gelebt und richtete die Augen zum Himmel. Wieder war es eine Francisca, die ihm diesen Weg zeigte.

Francisca d'Aubigné, aus echt hugenottischem Blut, früh verwaist, dann katholisch gemacht, mit der Ninon de l'Enclos befreundet, der sie einen Anbeter abspenstig machte, heirathete aus Noth den kranken, lahmen Dichter Scarron, den witzigsten und häßlichsten Mann von Frankreich, den man allgemein einen Cul-de-jatte nannte. Nach dessen Tode wurde sie Erzieherin bei den Kindern der Montespan. Die Montespan schien ein unüberwindlicher Standpunkt zu sein; aber die d'Aubigné oder Wittwe Scarron schmeichelte sich in der feinsten Weise in die königliche Gunst ein. Sie war nicht wie die Andern, sie reizte und lockte nicht, zählte sie doch drei Jahre mehr als der König. Sie besaß Geist, gebildete Umgangsformen, sie war so mild, so weise und so überzeugt fromm — dem Könige durchaus überlegen. Sie nahm die Wohlthaten des Monarchen ehrfurchtsvoll hin, überdauerte

die Montespan, überdauerte auch die Fontanges, ließ sich zur Marquise de Maintenon ernennen und setzte ihrer edlen Gesinnung die Krone auf, indem sie den König seiner Gemahlin näher brachte. Als Marie Thereſe im Jahre 1683 starb, beherrschte die Maintenon den König ganz. Sie fühlte deutlich die Bestimmung, den 45jährigen Sünder „zu Gott zurückzuführen", und um dieses Ziel sicher zu erreichen, erlaubte sie ihm zwei Jahre nachher, ihr bei nächtlicher Weile die Hand zum Ehebunde zu reichen und diese „Gewissensehe" durch den Erzbischof von Paris einsegnen zu lassen. Der „Director" des königlichen Gewissens, der berühmte Jesuit P. La Chaise, stand zustimmend dabei, er acceptirte seinerseits die „Directrice". Die zähe Montespan mußte jetzt natürlich weichen; sie zog sich zurück, bis in's Kloster, wo sie sich in trautem Verkehr mit ihrer Freudens- und Leidensgenossin Lavallière kasteite und geißelte.

Jetzt war Frau von Maintenon Königin von Frankreich; bei ihr mußten die Minister antichambriren; sie saß im Cabinetsrath neben dem König. Aber sie herrschte nicht, sie verhielt sich meist schweigend, ließ sich ehrerbietigst um Rath fragen; sie regierte blos.

Der König wurde immer frömmer, ging nicht mehr ins Theater und gründete auf Wunsch seiner Gemahlin und zur Buße für seine frühern Verführungen das Institut für arme Edelfräulein zu St. Cyr, für welches Racine religiöse Dramen zu dichten hatte.

In diesem Zusammenhang werden, trotz aller Vorsicht und Leisetreterei gewisser Historiker, die Widerrufung des Edicts von Nantes, die Dragonnaden und der spätere Cevennenkrieg klar. Mögen diejenigen, welche es der Maintenon zum hohen Verdienst anrechnen, daß sie den liebesmüden König auf solide Bahnen gelenkt habe, die Frage ehrlich beantworten: was besser sei, Tartuffe oder Don Juan? Wenn die Maintenon aber alle täuschte, so gewiß nicht die Palatine. Diesem echten deutschen Michel war Lady Tartuffe in innerster Seele

zuwider, und wenn sie in der Wahl ihrer Ausdrücke sich ebenso rücksichtslos und derb zeigt, wie die Maintenon rücksichtsvoll und diplomatisch, so hat man die Wahl zwischen ehrlicher Ungeschlachtheit und erkünstelter Finesse. Die Palatine nennt die Maintenon in ihren Briefen kurzweg „die alte Zot", oder ausführlicher „die alte Hutzel, die Hexe, die alte Zot" .. Sie sagt: „Man kann nicht ersinnen wie boshaft dieses alte Weib ist, und das Alles unter dem Schein der Demuth und Gottesfurcht."

Die Maintenon überlebte den König um 4 Jahre, die sie in Saint-Cyr mit frommen Uebungen und Unterweisungen der edeln Fräulein verbrachte. Die Liselotte lebte noch drei Jahre länger und schrieb 1719 die grimmigen Worte: „Die alte Schump ist verreckt."

Sie stand nicht allein mit ihrer Ansicht über Lady Tartuffe. Als diese einst von ihrem nahenden Ende sprach, dem sie freudig entgegensehe, frug sie ihr eigener Bruder: „Hat Gott Vater Dir schon die Ehe versprochen?" Als sie gestorben war, lautete die öffentliche Meinung aller Nichtjesuiten dahin: „Gott habe Frankreich von einem wilden wüthenden Thier erlöst!"

Ludwig XIV. war „devot" geworden, aber er trennte sorgfältig die Frömmigkeit vom Papismus. Er nahm in dieser selben Periode seine Opposition gegen die päpstliche Curie wieder auf. Der erste Anstoß scheint von Colbert gekommen zu sein. Dem Autokraten war es ein unleidlicher Gedanke, Alles für den Katholicismus gethan zu haben, über diesen selbst aber nicht Herr zu sein. Daß es eine traditionelle Gewalt über die Gemüther geben solle, die draußen stehe und aus eigenen Motiven handle: das hat dem staatlichen Despotismus nie eingehen wollen, weder Philipp II., noch Ludwig XIV., noch dem Czarenthum. Zur großen Herzenserleichterung Ludwigs bewies ihm der Bischof von Tournay, du Plessis, daß die Kirche im Staate sei, nicht über dem Staate.

Im Spätjahre 1681 versammelte daher der König ein

National-Concil, dem der beredte Bischof Bossuet die vier gallicanischen Artikel eingab. Ihr Inhalt war im Wesen folgender: die weltliche Macht ist unabhängig von der geistlichen, der Klerus ist an die Beobachtung der Reichsgesetze gebunden; die Concilien stehen über dem Papste. Man braucht diese Beschlüsse nur genau zu betrachten, um zu erkennen, daß sie eine lediglich politische Tragweite haben, daß sie die Souveränität des absoluten Königs in den Dingen circum sacra stabiliren, daß aber der gewissenhaften Ueberzeugung der Einzelnen nicht die geringste Concession gemacht ist. Im Gegentheil, der König fesselte die Gewissen, indem er das Concil erklären ließ: nur auf Grund der ausdrücklichen Anerkennung dieser Beschlüsse können der juristische und theologische Doctorgrad und die Bestallung zum Bischof erlangt werden. Der König band die Lehrkörper, die Priester und geistlichen Würdenträger an seine Person. 44 Bischöfe folgten ihrem Meister Bossuet und fungirten ohne päpstliche Investitur. Der Papst Innocenz XI. (Odescalchi), dem es um sein pontificales Ansehen ging, verweigerte allen neuen Bischöfen die canonische Bestätigung. Die Jesuiten aber, unter der Führung des P. Lachaise, gingen mit dem König. Die staatliche Uniformität auf kirchlichem Gebiete: das war die königliche Absicht.

Die wahre Natur der Rivalität zwischen Krone und Tiara war ja schon 7 Jahre vorher deutlich hervorgetreten. Die französischen Jesuiten hatten 1675 ein „nationales" Wunder zu Wege gebracht: der Nonne Maria Alacoque im Kloster zu Paray-le-Monial war der Heiland erschienen, hatte ihr sein heiliges Herz gezeigt und sie aufgefordert, das ihrige hineinzulegen. Das betrachtete Ludwig als einen Triumph über den Papst Clemens X., der im holländischen Kriege auf österreichischer Seite stand! Es war ihm so viel als: Wir haben in Frankreich selbst Wunder, wir brauchen die Eurigen nicht! Clemens' Nachfolger, Innocenz XI., war eben so entschieden gegen den Gallicanismus, was ihm als Papst zukam, als gegen die Dragonnaden Louvois' und der Maintenon,

was ihm persönlich Ehre macht. Er erklärte: mit „bewaffneten Apostеln" habe er nichts zu schaffen. „Man müsse die Menschen in die Tempel führen, nicht schleifen." Derselbe Innocenz stand vor Ausbruch des nächsten, des Orleans-Kriegs, auf Seite der Verbündeten, gegen den französischen König; er wußte um den Plan des Oraniers, nach England zu gehen, um Machtmittel wider den französischen Despoten zu sammeln, grade wie Urban VIII. einst um die Landung Gustav Adolfs gewußt hatte. Innocenz XII. zwang den bedenklich gewordenen König im Jahre 1693, wo nicht die 4 Artikel selbst, so doch die auf deren Nichtachtung gesetzten Strafandrohungen zurückzunehmen. Ludwig löste den liberalen Schein selbst wieder auf, wie es alle thun müssen, die kein ethisches Moment in den Staat hineinpflanzen.

Die theologische Opposition der Jansenisten war der Hauptsache nach unter Mazarin erledigt; dem König machten sie wenig Kopfzerbrechen mehr, seitdem der „Kirchenfrieden" im Jahre 1668 mit ihnen abgeschlossen war. Bei dem gallicanischen Streit ärgerten sie ihn noch einmal, indem sie von der Nationalkirche unter dem König-Papst nichts wissen wollten, sich vielmehr auf die Seite der Curie stellten. Er verjagte sie aus dem Staatsdienst und theilweise aus dem Lande.

Anders sah es mit dem knorrigen Eichenholz der Hugenotten, besonders mit den bürgerlichen aus. Zu Anfang der Regierung wurden sie wegen ihrer Fähigkeit und Bildung begünstigt: der Admiral Duquesne, der Sieger von Catania, war Hugenott; der Marschall Schomberg ein pfälzischer Calvinist; der große Christian Huygens, der an Bedeutung dicht vor Newton steht, war Holländer und Calvinist. Man bot beim Beginn des holländischen Kriegs den Hugenotten eine sog. „Reunion" an, sie sollten „unirte Katholiken" werden. Sie wiesen das zurück; der katholische Klerus dagegen, der während desselben Kriegs Steuern zahlen mußte, bat um „Ausrottung der Ketzerei", was bis in die Ohren Karls II. von England drang.

Nach dem Frieden von Nimwegen gewann die Maintenon den bekannten Einfluß. Alkoven und Cabinett gingen Hand in Hand. Die erkauften und gewaltsamen Bekehrungen nahmen ihren Anfang. Die Dragonnaden fanden statt, es erfolgte das Revocations-Edict (1685).

Da erhob sich eine andere Stimme als die des Bischofs Bossuet, nicht für die „nationale", sondern für die individuelle Freiheit; nicht für die königliche Präponderanz, sondern für das Recht des menschlichen Gewissens. Pierre Bayle war schon im Anfange der Verfolgungen von Sedan nach Amsterdam gegangen. Als sein Bruder, für ihn eingekerkert, im Gefängniß gestorben war, brandmarkte er die scheußliche Hugenotten-Verfolgung mit der glühenden Schrift: „Was das katholische Frankreich unter Ludwig dem Großen bedeutet" und dem „Philosophischen Commentar über die Worte Jesu Christi: Compelle intrare (Zwing' sie herein!), worin man mit den schlagendsten Gründen beweist, daß es nichts Abscheulicheres giebt als gewaltsame Bekehrungen und worin man alle Trugschlüsse der gewaltsamen Bekehrer, sammt der Vertheidigung der Verfolgungen durch den hl. Augustin, widerlegt. Aus dem Englischen übersetzt", 1686. Zum ersten male erscholl im continentalen Protestantismus die Forderung der Duldung auch für Nichtchristen, für Juden, Türken und selbst Atheisten, da der Unglaube besser sei als der Aberglaube. Und über den Zwang zum Glauben hinweg fuhr das zischende Eisen des Gewaltigen also auf den großen Ludwig herab: „Was soll man bei derartigen Gewaltthaten vom Christenthum urtheilen? Muß man nicht meinen, daß es die Religion des Blutdurstes sei, die, um ihren Gewissenszwang auszuüben, weder Lug und Trug, noch Dragonnaden, Henker und Inquisition verschmäht?"

Der Marschall Schomberg verließ Frankreich, der große Huygens kehrte ihm den Rücken; Dionysius Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, irrte durch England und die Niederlande nach Deutschland, wo er Professor zu Marburg wurde.

Der französische Kunstfleiß floh nach England, in die Schweiz, in die Pfalz, nach Brandenburg. Daher der Aufschwung der Glas-, Hut-, Papier- und Seidenmanufactur in London. Colbert hatte sich viel zu schwächlich gewehrt, bis zu seinem Tode viel zu viel machen und geschehen lassen; auf seinem Grabe wurde die französische Industrie geopfert. Die Hunderttausende, welche den Weg ins Ausland zwischen Bekehrung und Galeere fanden, nahmen das Beste der Colbert'schen Schöpfungen und noch 60 Millionen Livres mit sich.

Was bedeutete nun alle Machtentfaltung nach außen, die Eroberung der „natürlichen Gränzen", was die imposante Kriegsmarine und die Ausdehnung des Colonialbesitzes, wenn der Nationalwohlstand freventlich ruinirt wurde? Seefahrende und colonisirende Völker bedürfen namentlich des freien Flügelschlags der Individualität; um das Vaterland in der Ferne, im kalten Norden wie unter den Tropen anzusiedeln, dazu gehört Spontaneität jedes Einzelnen. Nicht sowohl die Franzosen als Nation sind unfähig zur Colonisation, als vielmehr die durch Bigotterie und Despotie zum Ducken und trägen Beharren gezüchteten Franzosen.

Frankreich zählte damals 100 Kriegsschiffe, England nur 60. Erobern konnte Frankreich: es nahm Pondichéry in Ostindien, die Isle Bourbon bei Madagaskar; es besaß Martinique, Guadeloupe, St. Barthélémy und hatte festen Fuß auf St. Domingo. Der tapfere Duquesne hatte gegen die spanische Macht auf Sicilien siegreich gekämpft, derselbe Duquesne züchtigte 1681 die Barbaresken und befreite eine Anzahl von Christensklaven. 1682 und noch 1683, zwei Jahre vor der Verdammung seines Glaubens, führte er den diplomatischen Seekrieg gegen Algier und Tunis, scheinbar gegen die allgemeine Türkengefahr, während Ludwig in Konstantinopel beschwichtigende Erklärungen abgeben ließ. Was ist aus dieser französischen Seemacht geworden, als Wilhelm der Oranier den Fuß nach England gesetzt hatte?

Holland hatte die Erbschaft der Hansa angetreten, die

Handelsstädte waren Handelsstaat geworden. England und Frankreich erhoben Anwartschaft auf die Nachfolge. Elisabeth und Cromwell hatten kühne Anläufe gemacht, die rückkehrenden Stuarts hemmten den Fortschritt. Colbert nahm den Gedanken Heinrichs IV. wieder auf, schuf Flotte, Arsenale, Matrosen, Privilegien und Capital. Ludwig XIV. dämmte die Bewegung ein. Am Lorenzstrom wirthschafteten die Jesuiten und ebneten England den Weg. Was wurde aus Canada und Louisiana? In Amerika blieb Cayenne. Die englischen Pilgerväter und Quäker gründeten eine neue, eine angelsächsische Welt.

Es ist ein oft gehörter Satz: Jedes Volk hat diejenige Regierung, die es verdient. Dieser Satz ist bei dem monarchischen Erbrecht entschieden falsch. Revolutionen gegen den angestammten Herrn, Absetzung und Verjagung des Dynasten sind keine Kleinigkeit, verlangen Zeit und günstige Umstände. Die Engländer waren unter Jakob I. nicht schlechter als unter Karl I., unter Karl II. eben so viel werth wie unter Jakob II. Das Richtige an jenem Axiom besteht darin, daß jede Despotie sich auf gewisse Nationaleigenschaften des Volkes stützt und gerade die negativen Eigenschaften wesentlich hervorlockt und zur Blüthe treibt. Mit je größerer Kunst sich diese Züchtung negativer Eigenschaften vollzieht, mit je größerem Erfolge sie dem bösen Dämon, der in jedem Volke lauert, zum Siege über den guten Genius verhilft, um so nachdrücklicher und unerbittlicher hallt ihr der Fluch der Geschichte und die empörte Erinnerung des eigenen Volkes nach.

Waren denn die Franzosen zu Anfang des 17. Jahrhunderts das, wozu sie Ludwig XIV. gemacht hat? Sie besaßen nicht einmal ein Nationalgefühl, das man auch den Deutschen so lange abgesprochen hat, theils mit Bedauern, theils mit kosmopolitischem Stolze. Die französische Ligue fand es durchaus angemessen, Philipp II. zu Hülfe wider die

Hugenotten und den eigenen König zu rufen; ja sie verhandelten wegen einer spanischen Secundo-Genitur. Der Bearner mußte die französische Nationalität erst retten, um dann das Gefühl für sie wachzurufen. Richelieu brachte den Gedanken der Einheit des königlichen Frankreichs und seiner Arrondirung auf. Aber wo war damals der Chauvinismus, die nationale Selbstbespiegelung, das geckenhafte Bamarbasiren? Man sagt: das steckte im gallischen Blute, die Umstände trieben es auf die Haut, wo es als Aussatz 200 Jahre lang geblieben ist. Die „Umstände" sind eine Maske, hinter der sich Ludwig XIV. verbirgt.

Der König erbte tüchtige Feldherren von der Vergangenheit, organisirte ein furchtbares Kriegsheer, begünstigte die militärische Laufbahn, so daß bald eine Schar neuer Marschälle, großer Strategen und Ingenieure dastand; dann stürzte er sich in den Krieg, besiegte die unebenbürtigen Feinde, wob sich die Alexander-Gloriole um die Binette und proclamirte das „unbesiegbare" Frankreich. Frankreich war entzückt und glaubte ihm. Der Chauvinismus war geboren.

„Französische Mode!" lautet die Verwünschung manches ehrlichen Deutschen noch heutzutage. Wo war denn die Mode im 16. Jahrhundert? In Italien und Spanien, nicht in Paris. Im 16. Jahrhundert kamen der Anstand, die Eleganz, der „gute Ton" in der Tracht wie in der Kunst von jenseit der Alpen. Erst unter Richelieu thaten sich in Paris die Salons auf, und erst Ludwig XIV. ließ Frankreich und die Welt seine Perücke und seinen steifen Rock nebst der Toilette seiner Hofdamen bewundern. Auch in dieser äußerlichen Beziehung hieß es: „Der Staat, das bin ich!"

„Der Hof und die Stadt," sagte man unter Ludwig dem Prächtigen, wie „die Stadt und der Erdkreis" bei den Päpsten. Aber der Hof tyrannisirte die Stadt und die Städte. Was am Hofe geschah, was der König sagte und dachte, das war unfehlbar, maßgebend, ein Dictat für Alle. Man war nur etwas als hundertster Resler der Königssonne, Resler in der

entferntesten Provinzial-Lache. Die Regierungs-Centralisation war Kinderspiel neben der Centralisation der Meinung, der Ansicht, des Geschmackes. Den Muth einer eigenen Meinung hatten immer wenigere, am Ende der Periode nur noch die Exulanten. Es war nicht mehr französisch, unköniglich zu sein. Das Frondiren versteckte sich im hintersten Winkel des Parnasses. Man lese das Tagebuch und die Briefe des Advocaten Marais, eines Repräsentanten des Bürgerstandes. Er besucht einen Abbé, der wegen jansenistischer Ansichten in die Provinz relegirt worden war. „Es ist häßlich, exilirt zu sein," schreibt Marais. Nicht: es ist traurig, oder: es ist ein Unglück, noch weniger: es ist grausam, sondern: es ist häßlich, es ziemt sich nicht, es ist unschön, aus dem Bereich der Sonne in das Dunkel des Schattens vertrieben zu sein. Auch nicht „internirt" heißt es, sondern „exilirt". Außer Paris giebt es kein Frankreich. Was mußte der Mann erst über die Exulanten in Holland, über Pierre Bayle denken oder doch sagen? Er war mit diesem befreundet gewesen, er schätzte also gewiß seinen Geist, seine Kenntnisse. Aber dieser Geist, diese Kenntnisse wurden Contrebande, wenn sie nicht unter königlicher Flagge segelten; sie trieben Piraterie, wenn sie die rothe Fahne der Opposition aufhißten. „Man soll nicht gegen diejenigen schreiben, welche unsere Verbannung unterschreiben können," sagt derselbe Marais. Der Zwillingsbruder des Chauvinismus war der Servilismus, und der wahre Servilismus trägt den Gendarm in der eigenen Brust.

Ludwig XIV. war galant, was aus dem Zweideutigen ins Verständliche übersetzt lautet: er war liederlich mit Anstand, üppig mit Grazie, würdevoll unsittlich. Er führte jenen Ton in die Gesellschaft, d. h. bei den Privilegirten ein, der gleich der Schminke die Mängel und Auswüchse verdeckte und neue erzeugte; gleich der Perücke Warzen verbarg und Höcker von Lastern ungesehen aufkommen ließ. Er cokettirte mit der Religion und machte die Geistlichkeit zur Mitschuldigen und Helfershelferin der Lüsternheit und Verführung. So ent-

ſtanden jene wundervollen Abbés, die zugleich Herolde des Himmels, Muſter der Eleganz und Reigenführer des Ehebruchs waren. Unter dem Deckmantel des alleinſeligmachenden Glaubens, der die Etikette für Hof- und Staatsfähigkeit wurde, bohrte ſich der Wurm der Verderbniß immer tiefer in die „gute Geſellſchaft" ein, bis dieſe als Leichnam in Staub zerfiel.

Wir haben die Baſtille erwähnt, die ſchon unter Richelieu zum Regierungs-Inſtrument geworden war, unter Ludwig XIV. als Temperament der Widerſetzlichkeit und Organ der Despotie diente, um unter Ludwig XV. die Bedeutung eines franzöſiſchen Sibiriens zu erlangen. Die Pariſer Baſtille iſt der Barometer der königlichen Willkür wie der Geduld des Volkes geworden. Als beide nicht mehr weiter getrieben werden konnten, fiel das Zwing-Paris in Trümmer.

Die Baſtille war unter Karl V. im engliſch-franzöſiſchen Kriege 1369 zur Vertheidigung der Hauptſtadt nach der Seite der Vorſtadt St. Antoine erbaut worden. Sie verrieth ſofort ihre wahre Beſtimmung, als der Erbauer ſelbſt, der Stadtpräfect Aubriot, ſie als Gefangener bezog. Während der Fronde unter Mazarin bediente ſich ihrer, wie bereits erzählt, Mlle. de Montpenſier zur Rettung Condé's. Ludwig XIV. herrſchte noch abſoluter als Richelieu mit der Lettre de cachet, dem Siegelbrief; ein ſolcher Brief war eine einfache Anweiſung auf die Baſtille: „N. N. einzuſtecken und bis auf Weiteres in Gewahrſam zu halten."

Wie ſich die damalige franzöſiſche Welt in Hof und Stadt, in Adelig und Bürgerlich theilte — von den manants da draußen, von der Canaille gar nicht zu reden — ſo war auch die Anweiſung auf die Baſtille und der Aufenthalt daſelbſt gründlich verſchieden. Perſonen von hoher Stellung erhielten den Siegelbrief als höfliche Einladung, ſich in das königliche Gefängniß zu begeben. Wer nicht eines Staatsverbrechens beſchuldigt oder durchaus persona ingrata war,

lebte dort ganz flott auf des Königs, d. i. des Staates Kosten, bekam Suppe, Entrée, Braten, Dessert und drei Flaschen Wein zum Diner, oder aber er ließ sich gewöhnliche Kost geben und theilte die Ersparniß mit dem Gouverneur, so daß das Gefängniß zugleich eine recht einträgliche Spareasse wurde.

Duelle waren streng verboten; wir sahen wie Richelieu die Duellanten behandelte. Unter dem Könige gingen sie in die Bastille, bis das Gericht einen Ausweg gefunden hatte. Auch wurde ein hoher Adel zur Vorsicht in das königliche Gefängniß gesetzt, um ihn vor schweren Verfolgungen Geschädigter und sogar vor der Anklage auf Todtschlag und Mord sicherzustellen.

Den Bürgerlichen ward es nicht so wohl. Zunächst trat gewaltsame Arrestation ein. Mit dem Siegelbriefe bewaffnet, fingen die Archers du Roi Nachts den Bezeichneten ab, berührten ihn mit dem weißen Stabe und führten ihn in die Bastille. Bürger ließen ihre Söhne wegen Ungehorsams so einsperren. Bittsteller wurden vom König huldvollst beschieden und dann hineingesendet.

Noch schlimmer erging es den peinlich Angeklagten. Man verhörte sie nach Belieben, oft nach langen Jahren einmal; je nach Befund wandte man die Folter an, um ein Geständniß zu erpressen. Unter Anderem legte man den Inculpaten auf eine Matratze und trichterte ihm ein halbes Dutzend Maß Wasser ein, schob dann die Matratze ans offene Feuer und ließ den Gefolterten in dieser Lage unterschreiben. Das Todesurtheil lautete auf Verbrennen oder Hängen; bei ersterem war die vorhergehende Erdrosselung eine besondere Gnade.

Die Bastille war auch noch Münzhotel oder eigentlich schwarze Küche für unfreiwillige Adepten. Hatte der König kein Geld, so ließ er Alchemisten aufgreifen und in der Bastille „arbeiten". Sie bekamen Schwefel, Antimon und Arsenik und sollten Gold dafür liefern. Sie entdeckten aber nicht wie der in Sachsen gefangene Böttticher das Porcellan, welches in Sèvres bereits gemacht wurde; dagegen entdeckte die Polizei

der Bastille nicht selten, daß die angeblichen Goldmacher Giftmischer waren. Der König suchte Gold und fand, daß die Gesellschaft aus allen Poren Verwesung duftete, daß sein Paris ein höllischer Abgrund war.

In der Bastille, und zwar im Thurm La Bertaudière, beschloß im Jahre 1703, während des spanischen Erbfolgekriegs, mitten im Cevennen-Aufruhr, jener mythische Unbekannte sein ödes Leben, der als „Mann mit der eisernen Maske" so viele Historiker und Kritiker beschäftigt und noch im Jahre 1831 im Odéontheater zu Paris so viele Thränen gekostet hat.

Das Geheimniß lockt zum Enträthseln, und das Geheimniß des Despotismus entschuldigt die schlimmsten Auslegungen. Im Volksglauben gilt Philipp II. noch immer für der Mörder seines Sohnes Karl. Warum sollte Voltaire, der indiscrete Enthüller so vieler Justizmorde, nicht Recht behalten, wenn er im Siècle de Louis quatorze drucken ließ: Jener lebenslänglich Gefangene sei ein unehelicher Bruder des großen Königs gewesen, den seine Mutter als Wittwe zur Welt gebracht? Machte doch Voltaire auch die Maske aus Eisen, die doch nur aus Sammt bestanden hatte, wie sie die Republik Venedig ihren Staatsgefangenen vorzubinden pflegte. Noch einleuchtender war allerdings die Version, nach welcher der Mann mit der eisernen Maske ein bereits 1631 geborenes, also älteres, gleichfalls uneheliches Kind der spanischen Anna gewesen wäre; am pikantesten und folglich am glaubwürdigsten war es aber, wenn es sich gar um einen Zwillingsbruder des Königs handelte.

Außerdem wurden noch mit dem grausen Geschick bedacht: der Graf von Vermandois, ein Bastard des Königs, der Herzog von Beaufort, ein Sohn Cromwells, der Oberintendant Fouquet. Minder wahrscheinlich, aber verständlicher war die Vermuthung, hinter der Maske habe der Agent des Herzogs von Mantua, der Graf Mattioli gesteckt, den die Franzosen bei der Besetzung von Casale im Jahre 1683 erwischten. Aber

Mattioli starb spätestens im Jahre 1687 im Fort Exiles und gelangte gar nicht in die Bastille. Der Mann mit der Maske dagegen starb im dritten Stock des Thurmes La Bertandière, dem Verließ für Spione, und wurde auf dem Kirchhofe der Pfarrei St. Paul unter dem Namen Marchiali begraben, wie der vorhandene Todtenschein besagt.

Mit dieser Entdeckung, welche Loiseleur, Bibliothekar zu Orleans, in der „Revue Contemporaine" (Jahrgang 1867) bekannt machte, wurde der Glorienschein von dem Haupte eines vornehmen oder gar prinzlichen Märtyrers abgestreift. Die Infamie des Despotismus aber blieb bestehen.

Endlich im Jahre 1873 machte sich ein französischer Stabsoffizier mit dem deutschen Namen Th. Jung über die französischen Kriegs- und sonstigen Archive her und combinirte mit großem Scharfsinn Folgendes*):

Als sich Ludwig XIV. zum Kriege gegen die holländische Republik anschickte, vertrieb er den Herzog von Lothringen, der es mit den Holländern hielt, aus seinem Lande. Da erhielten Letellier und sein Sohn Louvois Kunde von einem neuen Complott gegen das Leben des Königs. Ein junger Lothringer, namens Marchiel, früher Hauptmann in der kaiserlichen Armee, habe sich, von Spanien und Holland aufgereizt, mit zehn Andern in Verbindung gesetzt, um den König zu ermorden. Ende März 1673 bekam Louvois den Marchiel und dessen sehr wichtige Papiere in seine Hände. In den Papieren waren hochstehende Personen compromittirt. Louvois wurde durch den Besitz des Geheimnisses unantastbar. Den Marchiel beschloß er aufzuheben, nicht hinrichten zu lassen, damit er sich seiner im Nothfalle bedienen könnte; aber er mußte ihn streng isoliren, damit kein Anderer etwas von ihm erführe. So schickte er ihn seinem Vertrauten Saint-Mars, dem Gouverneur von Pignerol, der auch den Fouquet und Lauzun

*) La vérité sur le Masque de fer, d'après des documents inédits des archives de la guerre et autres dépôts publics, par Th. Jung, officier d'état-major. Paris, 1873.

zu hüten hatte, mit dem gemessenen Befehl: den Gefangenen mit Niemandem sprechen zu lassen. Es sei ein Gefangener „von geringem Ansehen, aber doch wichtig." Saint-Mars gehorchte pünktlich, er nahm den Gefangenen mit sich nach Exiles, von dort nach der Insel St^e. Marguerite, Cannes gegenüber, endlich 1698 nach Paris in die Bastille. Louvois war 1691 gestorben, aber Marchiel blieb Gefangener. Bei einem Umzuge war Marchiel so fest in das Wachstuch der Sänfte eingenäht worden, daß er eine Krankheit davon trug. Deßhalb griff man zur venetianischen Sammtmaske, welche der Gefangene auch im Hofe der Bastille tragen mußte.

Wenn etwas in dieser Darstellung Zweifel erregt, so ist es der Umstand, daß Louvois' Tod keine Klärung in die Sache brachte, daß noch 12 Jahre lang dieses entsetzlich stille Foltern andauerte. Aber der Orleanskrieg wüthete bis 1697 und der spanische Krieg wurde vorbereitet. Wie soll der Despotismus inmitten seiner Cabalen und Nöthen Zeit finden, sich um die verborgenen Seufzer eines Einzelnen zu kümmern? wurden doch so Viele in der Bastille — vergessen.

Ludwig XIV. hat Unheil und Verderbniß über Frankreich gebracht; er hat jene negativen Eigenschaften des Gallierthums hervorgelockt und mit Treibhauswärme gepflegt, von denen erst das heutige Frankreich sich zu reinigen bestrebt scheint; aber er hat dafür sein Land groß gemacht — geographisch und ästhetisch; er hat Provinzen erobert, an der Gränze und auf geistigem Gebiet: Hochburgund und Flandern, Elsaß, eine neue Literatur und eine neue Kunst. Er hat für Frankreich ein Zeitalter des Perikles und Augustus geschaffen.

So lautet die Gegenrede auf alles bisher Vorgebrachte, welches sich füglich nicht leugnen läßt.

Eroberungen auf ästhetischem Gebiet, eine neue Literatur und Kunst? Ein Perikleisches Zeitalter oder ein Augustisches?

Perikles, der tadelfreieste unter den Dreien, hat durch

Staatsschutz die Plastik gefördert. Phidias, Iktinos, Alkamenes, Skopas blühten unter ihm und sie brachten die Plastik in Blüthe. Was die Dichter und Denker betrifft, so gehen sie seinem 15jährigen Protectorate über Athen voraus oder sie folgen ihm nach. Homer, Hesiod, Pindar, Herodot und Aschylus lebten vor ihm; Thukydides, Xenophon, Aristophanes und Demosthenes kamen nachher. Sophokles glänzte als zweiter tragischer Stern, als noch Niemand an Perikles dachte; Euripides wurde 23 Jahre nach seinem Tode zuerst gekrönt.

Die Aehnlichkeit mit Augustus ist viel größer, aber zum entschiedenen Nachtheile Ludwigs. Mit Augustus war die Freiheit Roms zu Ende und die Folgezeit hat den Tyrannen sozusagen entschuldigt. Frankreich raffte sich ein Jahrhundert nach Ludwig auf und strafte seinen Tyrannen lügen. Er selbst sah zwei revolutionäre Regierungen in England am Steuer und erlebte die verfassungsmäßige Freiheit unter dem Oranier. In Rom waren dem Augustus und seinem „goldenen Zeitalter" zuvorgekommen: Nävius, Ennius, Plautus, Terenz, Cicero, Varro, Sallust, Cäsar, Lucrez und Catull; Livius, Cornelius Nepos, Horaz und Virgil waren bereits reif für ihre Leistungen, und Virgil und Horaz hätten nicht nöthig gehabt, sich durch Schmeicheleien zu erniedrigen — von Ovid gar nicht zu reden.

Der Vergleich paßt um so besser, als Literatur und Kunst in Rom wie in Frankreich von außen angeregt wurden, im Wesentlichen auf Nachahmung beruhten; als ohne Griechenland nicht Rom, ohne Italien, Spanien, Rom und wieder Griechenland nicht Frankreich ästhetisch existiren würde.

Nun aber nehmen wir einmal die Chronologie zur Hand und sehen zu, welche Männer der Literatur und Kunst gar nicht auf Ludwigs Regierung gewartet haben; welche ferner unter dieser Regierung sich lediglich auswuchsen; welche sodann von dieser Regierung beeinflußt wurden, und welche endlich zwar unter dieser Regierung bereits lebten, aber unabhängig ihre Krone entfalteten oder erst später ihre große Bedeutung erhielten.

Corneille (1606—1684) gehört zu Richelieu und Mazarin und beschloß seine classische Laufbahn schon in den 60er Jahren, als der König anfing maßgebend zu werden. Sein Doppelgänger in der Malerei ist Nikol. Poussin (1594—1665), der übrigens in Rom lebte und den der Kunst-Intendant Richelieu's, Sublet de Noyer, von dort nach Paris kommen ließ, damit er die Galerie des Louvre ausmale. Poussin übte durch seinen Corneille'schen Ernst, durch die Herbe seiner Darstellung, nicht geringen Einfluß auf den Mönchsmaler Eustache Lesueur (1617—1655), der den Aufgang der Versailler Sonne gar nicht erlebte. Auch der große Colorist und Porträt-Maler Philippe Champaigne, der eine gewisse Verwandtschaft mit Poussin zeigt, war durchaus dessen Zeitgenosse.

Daraus folgt zugleich, daß die großartige Einwirkung Poussins auf das Kunstgewerbe, die Folge seines decorativen Genie's, nicht auf die Rechnung des Königs kam.

Scarron, der Verfasser des Roman comique, starb 1660 und hinterließ die Maintenon. Pierre Pujet, der Bildhauer (1622—1694), war schon 1661 was er werden konnte und lebte zudem meist in Genua. So bleiben für das „große Jahrhundert" der Maler P. Mignard und der Bildhauer François Girardon. Der erstere ist auf Simon Vouet, der letztere auf den Italiener Bernini zurückzuführen. In letzter Instanz bleibt nur der Hof- und Decorationsmaler Charles Lebrun (1619—1690) als das eigenste Product der glorreichen Regierung übrig. Mit andern Worten, in der bildenden Kunst hat der König nichts Bedeutendes inspirirt, nichts Neues und Großes angeregt; im Gegentheil, er hat Mehlthau auf versprechende Befähigung gestreut.

Aber das lassen wir gelten, daß die hohe Kunst der jüngsten Vergangenheit, daß die Empfindung für Form und Farbe in sämmtlichen Gewerben sich unter Colbert wiederspiegelte, daß der angesammelte Goldblock künstlerischer Leistung unter ihm in tausend Facetten zerschlagen, in Kleingeld für Manufactur und Handwerk ausgeprägt und so in Wahrheit

unter die Menge gebracht wurde. Es ist richtig, der damals ausgestreute Samen hat unaufhaltsam fortgewuchert und hat die Franzosen noch über die jüngste furchtbare Krise mit staunenswerther Leichtigkeit weggetragen. Nur muß man in dieser Anerkennung des Guten auch nicht zu viel thun und sich doch ein wenig davor hüten, die Kultur eines Volkes, die Bedeutung einer Geschichtsperiode ausschließlich nach der Blüthe des Kunsthandwerkes zu beurtheilen. Geschieht nichts Neues und Großes auf idealem Gebiete, so wird auch das Kunsthandwerk versauern, Manier werden und auf keinen Fall ein Volk vor dem Untergange retten. Wenn alles Geräth zur Schaustellung dient und kein Inhalt in den Töpfen ist, so wird das Kunstgewerbe einen manierirten, verschrobenen Charakter annehmen und zum tönenden Erz ohne Seele werden. —

Molière (1620—1673), der echte und große Komöde, gehört zu denen, die sich unter Ludwig ausgewirkt haben. Er fällt zuerst in die Mazarin'sche und dann ausschließlich in die Colbert'sche Periode Ludwigs XIV. Zehn Jahre später hätte er den „Tartuffe" nicht auf die Bretter gebracht. Die Gunst des Königs hat ihm wenig genützt und ihn nicht einmal vor unehrlichem Begräbnisse bewahrt.

Racine erst (1639—1699) gehört durchaus der Regierungszeit Ludwigs an. Die Maintenon hat einen frommen Dichter aus ihm gemacht, der König ihn zu Tode geärgert. Boileau, (1636—1711), der saubere Reflectirer, der correcte Aristarch, der ästhetisirende Horaz der Periode, ist der wahre Ausdruck der poetischen Literatur unter einem Ludwig.

Die vier Hofprediger: Bossuet (1617—1704), Bourdaloue (1632—1704), Fléchier (1632—1710) und Massillon (1667 bis 1743) verstehen sich von selbst, und doch war Massillon nicht durchaus capitelfest. Den Fénélon (1651—1715) mochte der König nicht, sobald er dessen Wahrheitsliebe entdeckte. Fénélon ist historisch geworden im Gegensatz zum Hofe; er starb in verdienter Ungnade. Lafontaine (1621—1695) mochte den König und das Régime nicht, und der König zahlte ihm

mit gleicher Münze. Der Charakterzeichner La Bruyère (1644—1699) war nur zur Hälfte höfisch gesinnt; sein besseres Selbst rächte sich in scharfen Lakonismen.

Der Humorist Lesage kam im Jahre des Aachener Friedens 1668 auf die Welt und starb 1747, 32 Jahre nach dem Könige. Die großen Männer des 18. Jahrhunderts zeigen schon durch ihre Geburtsjahre: Montesquieu 1689, Voltaire und Quesnay 1694, Rousseau 1702, Diderot 1713, daß sie ganz außer Frage stehen.

Gehen wir nunmehr zur näheren Betrachtung der einzelnen Dichter über.

Pierre Corneille wurde 1606 zu Rouen geboren. Seine Erziehung erhielt er bei den Jesuiten, denen er stets hold geblieben ist. Er studirte dann Jurisprudenz, man erzählt, mit Widerwillen, und doch hat es nie einen geschickteren Generaladvocaten beim Parlament der Leidenschaften gegeben, als ihn; nie einen, der beide Parteien so beredt, so dialektisch, so pathetisch vertreten hätte. Allerdings paßte er nicht zum öffentlichen und mündlichen Verfahren; er sprach schlecht, nicht ohne Accent; sein Aeußeres vernachlässigte er sehr. Schon dieser Umstand hätte ihn verhindert, hoffähig zu werden, wäre ihm nicht die Hofluft überhaupt zuwider gewesen. Wenn Richelieu im „Cid" noch zu viel Individualität entdeckte, wie sollte Ludwig XIV. Gefallen an jenen spanischen und römischen Charakteren finden, die zwar wenig ihrem fremden Namen, desto mehr aber dem Geiste einer Vergangenheit entsprachen, in welcher der Einzelne noch etwas gegolten hatte.

Es ist richtig, die Corneille'schen Charaktere verhalten sich zu den Shakespeare'schen wie Gedankengerüste zu denkenden Menschen, wie Empfindungs-Skelette zu fühlendem Fleisch und Blut. Es ist wahr, Corneille ist der Begründer der Convention im Inhalt wie in der Sprache; bei ihm bestehen die Schicksalsmächte in der Macht der Ehre, des Vaterlandes, so-

gar in der äußerlichen Macht des Despoten; seine Sprache begründete den akademischen Classicismus. Aber unter allem dem glomm doch noch die Asche eines natürlichen Pathos, arbeitete noch die Leidenschaft für's Erhabene, und neben aller Gesuchtheit der Antithese rauscht nicht selten ein hinreißender Strom prachtvoller Diction.

Corneille war die Krystallisation dreier Elemente: er ist ein Normanne, kein Pariser; er bildete sich nach Rom, nicht nach Griechenland; seine Hauptmuster waren die Spanier. Von seiner Heimath hat er das Herbe, von den Römern die oft schwülstige Erhabenheit und die überspannten Gegensätze, von den Spaniern die Majestät der Sprache, den Mangel der Charakterentwicklung und die Tragik wie die Komik der Situation. Nicht der Katholicismus des französischen Papst-Königs hat ihn angekränkelt, sondern der Mysticismus der spanischen Autos. Corneille's Verherrlichung der katholischen Religion, so wie seine Devotion vor dem absoluten Könige sind auf spanischem Holze gewachsen.

Das spanische Theater eroberte von den 20er Jahren an die gebildete Welt. Von den spanischen Besitzungen Neapel und Mailand aus drang es nach Rom. Durch die Heirath der spanischen Anna mit Ludwig XIII. gelangte das spanische Drama nach Frankreich. 1635 zahlte Karl I. Stuart 10 Pfd. Sterl. für eine spanische Truppe. Lope de Vega dominirte alle Bretter, Uebersetzungen und Bearbeitungen seiner Stücke waren überall auf der Tagesordnung.

Corneille's Jugendkomödien sind ganz nach spanischem Muster geschnitten; der Menteur von 1642 ist nichts anderes als die sospechosa verdad des Ruiz de Alarcon. Der brillante „Cid" basirt durchaus auf Guillen de Castro. Auch der „Polyeucte" von 1640 ist das Resultat spanischer Studien, nämlich der geistlichen Dramen. Höchst bezeichnend ist es auch der spanischen Anna in tiefster Demuth zugeeignet. In mehreren Wendungen, und grade im ältesten Text, verräth sich jedoch der Nordfranzose.

Lateinischen Ursprungs sind die „Medea“ (1636), nach Seneca; „Horaz“ (1639), nach dem Livius; „Cinna“ (1639), nach dem Philosophen Seneca de clementia; „Pompejus“ (1641), nach Lucan, dem Dichter der „Pharsalia“, Corneille's rhetorischem Liebling; „Sertorius“ bildet das Vorspiel zu „Pompejus“.

Auf den „Cid“ kommen wir nur deßhalb zurück, um die berühmten drei Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung mit des Dichters eigenen Worten in das wahre Licht ihrer Nichtigkeit zu stellen. Der durchaus reflectirende, stets sich selbst kritisirende Dichter hängte jedem seiner Stücke im Druck ein „Examen“ an, und im Examen du Cid lesen wir: „Ich kann nicht leugnen, daß die Regel der 24 Stunden die Vorfälle in diesem Stücke allzusehr zusammendrängt. Der Tod des Grafen und die Ankunft der Mauren mochten sich gleich hinter einander ereignen . . . . aber so steht es nicht mit dem Zweikampf des Don Sancho, über den der König verfügen und für den er eine andere Zeit bestimmen konnte, als zwei Stunden nach der Flucht der Mauren. Ihre Niederlage hatte den Cid die ganze Nacht so ermüdet, daß ihm zwei bis drei Tage Ruhe zu gönnen waren! Wahrscheinlich war er auch nicht ohne Wunden davongekommen, obgleich ich nichts davon gesagt habe, weil das dem Abschluß der Handlung nur hätte schaden können“!!

„Dieselbe Regel drängt auch die Chimene zu sehr, zum zweiten male Gerechtigkeit vom Könige zu verlangen. Sie hatte es den Abend vorher gethan . . . Sie konnte nicht sagen, daß der König ihr ein Versprechen nicht gehalten habe. Ein Roman hätte ihr 7 bis 8 Tage Zeit gelassen . . . Unbequemlichkeit der Regel“!!

„Den Ort habe ich nach Sevilla verlegt, obgleich der König dieses nie besessen hat; zu dieser Fälschung bin ich gezwungen worden, um den Einfall der Mauren . . . zu Wasser irgend wahrscheinlich zu machen! Jedoch will ich nicht

behaupten, daß die Meeresfluth gerade bis dahin steigt . . .“!! „Die Ankunft der Mauren hat auch noch den Fehler, daß kein Schauspieler im ersten Akt sie direct oder indirect gerufen hat! In dem irregulären spanischen Stücke sind sie berechtigter! Dort bekämpft sie Rodrigue an der Gränze; hier machen sie sich das Vergnügen, expreß zu kommen, um geschlagen zu werden und dem Cid Gnade zu erwirken“!!

„Das Begräbniß des Grafen hätte große Verlegenheit bereitet, wenn es vor dem Ende des Stückes stattgefunden hätte, oder wenn der Leichnam einstweilen in seinem Palast ausgestellt gewesen wäre. Das geringste Wort, das ich darüber hätte äußern lassen, würde die gespannte Aufmerksamkeit des Hörers unterbrochen und seinem Geiste eine widerwärtige Vorstellung zugetragen haben . . . Ich bin sicher, daß dieser Kunstgriff mir vollständig gelungen ist . . .“!!

Der König muß als Ober-Ceremonienmeister dafür sorgen, daß die Hochzeit der Tochter nicht am Sarge des Vaters stattfinde. Er schickt den glücklichen Bräutigam mit der Armee ins Land der Mauren,

> Et par tes grands exploits fais-toi si bien priser,
> Qu'il lui soit glorieux alors de t'épouser.

Die „liebenswürdige Furie“ ist losgesprochen, und zwar durch den König:

> Ta gloire est dégagée, et ton devoir est quitte.

„Pflicht“ und „Ruhm“ sind die einzigen Triebfedern, die Angeln der Charaktere. Hatte doch Chimene dem Cid nach der Blutthat gesagt:

> Tu n'as fait que le devoir d'un homme de bien.

Als er die Mauren und Don Sancho besiegt hat, überflügelt sein „Ruhm“ die „Pflicht“ der Geliebten. Aber der König muß als Preisrichter das Urtheil fällen. —

Das war echt spanisch und zwar im Geiste Calderons, mehr als im Sinne Guillens de Castro oder Lope's de Vega.

War es doch dem Calderon vorbehalten, den Schattenkönig Karl II. mit Scipio und Alexander dem Großen zu vergleichen! Auch der Götzendienst der absoluten Ehre, die brutale Rache für einen Schein, den die Frau auf sich geladen, feiern bei Calderon ihre Triumphe im „Letzten Duell in Spanien", im „Arzt seiner Ehre" und in dem abscheulichen „Auf geheime Unbill geheime Rache." —

„Horace" ist dem Cardinal Richelieu gewidmet. Der Stoff ist allbekannt: Römer und Albaner machen ihren Streit durch den Einzelkampf der drei Horatier gegen die drei Curiatier aus. Um ein tragisches Moment zu erhalten, gestaltet Corneille den Kampf zu einem brudermörderischen: ein Horatier hat die Albanerin Sabina zur Frau und seine Schwester Camilla liebt einen Curiatier. Der ganze Conflict zwischen Patriotismus und Familie, Krieg, Zweikampf, Schwesternmord, spielt sich jedoch in einem Saale des alten Horatius zu Rom ab. Aus Patriotismus ersticht der Horatier seine Schwester Camilla, welche einem so grausen Vaterlande flucht. Aber die „Pflicht" gegen die Schwester wird in Schatten gestellt durch den für das Vaterland erworbenen „Ruhm". Wer soll entscheiden in diesem Kriege der Pflichten? Ein Areopag, wie bei Aeschylus? Oder doch die römischen Duumvirn? Oder die Standesgenossen in der Curie? Mit Nichten, sondern ein spanischer König in der Toga des Tullus Hostilius. An die Erzählung im Livius darf man gar nicht denken.

Man höre den Uebermenschen Horace, wie er dem Gegner zuruft, für's Vaterland könne Jeder sterben, mais

> Vouloir au public immoler ce qu'on aime. . .
> Attaquer un parti qui prend pour défenseur
> Le frère d'une femme et l'amant d'une soeur. . .
> Une telle vertu n'appartenait qu'à nous.
> L'éclat de son grand nom lui fait peu de jaloux.
> Et peu d'hommes au coeur l'ont assez imprimée
> Pour oser à aspirer à tant de renommée!

Damit vergleiche man die politische Doctrin der Schwester

Camilla, die den Filmer und Hobbes auswendig zu wissen scheint: Die Götter haben dem Könige die Wahl der Kämpfer eingegeben,

Et la voix du public n'est pas toujours leur voix;
Ils descendent bien moins dans de si bas étages
Que dans l'âme des rois, leurs vivantes images,
De qui l'indépendante et sainte autorité*)
Est un rayon secret de leur divinité.

So sprach wahrlich nicht im Entferntesten der stolze römische Bauernadel unter seinen Herzogen, von denen einer hier mit Sire, Votre Majesté angeredet wird! —

„Cinna oder die Gnade des Augustus" ist wohl das widerwärtigste von Corneille's römischen Dramen. Am Hofe Ludwigs XIII. und XIV. gefiel es natürlich am besten. Corneille widmete es einem Herrn von Montfaucon als le poëme que j'ai choisi comme le plus durable des miens. Man weiß wie das Soyons amis, Cinna! bis in unser Jahrhundert nachgedröhnt hat, wie namentlich Talma es zur Verherrlichung der Freundschaft zwischen Napoleon I. und Alexander von Rußland declamiren mußte.

Cinna, der Enkel des Pompejus, ist selbst nach Corneille's Darstellung ein trister Bursche. Er wird Verschwörer der Emilie zuliebe, ist aber im Grunde für die Alleinherrschaft und speculirt nebenbei für sich selbst. Maximus ist ein Verräther aus Eifersucht. Sollte gesagt werden, daß es mit der Freiheit Roms vorbei sei, so mußte die Freiheit wenigstens einen Repräsentanten haben. Es ist völlig absurd, wenn Emilie den redseligen Cinna zum Tyrannenmorde auffordert, nachdem sie von Brutus und Cassius gesagt:

Ne les compte-t-on plus pour les derniers Romains?

Wie läppisch nimmt es sich danach aus:

Va marcher sur leurs pas où l'honneur te convie,
Mais ne prends pas le soin de conserver ta vie (!)

*) Früher hatte es gar geheißen:

De qui l'absolue et sainte autorité.

Souviens-toi du beau feu dont nous sommes épris,
Qu'aussi bien que la gloire Emilie est ton prix,
Que tu me dois ton coeur, que mes faveurs t'attendent . . . .

Wenn der Edle sein Leben in die Schanze geschlagen hat!

Für solche politische Pickelhäringe taugt nichts als die absolute Gewalt. Der Staatsstreich ist hier Wohlthat, und er wird auch richtig im Munde der Livia glorificirt:

Tous ces crimes d'Etat qu'on fait pour la couronne,
Le ciel nous en absout alors qu'il nous la donne,
Et dans le sacré rang où sa faveur l'a mis,
Le passé devient juste et l'avenir permis.
Qui peut y parvenir, ne peut être coupable;
Quoi qu'il ait fait ou fasse, il est inviolable:
Nous lui devons nos biens, nos jours sont en sa main,
Et jamais on n'a droit sur ceux du souverain. —

„Pompée" entstand 1641 und wurde dem Cardinal Mazarin gewidmet. Die Wahrheit der Geschichte wird der Einheit des Ortes und der Zeit geopfert. Alles muß in Einem Palast zu Alexandrien vor sich gehen. Die Gattin des Pompejus, Cornelia, wird vom Dichter aus Rom in die Hauptstadt des Ptolemäus citirt, damit sie dort mit der Kleopatra auf dem Vorplatz des Palastes disputiren kann. Der Aufruhr in Alexandrien dauerte nach Plutarch ein ganzes Jahr; denn Cäsar war kaum abgereist, als Cäsarion geboren wurde. Bei Corneille ist Alles in 24 Stunden abgethan. Pompejus wurde gar nicht in Alexandria ermordet, sondern vor Pelusium. Endlich kommt der Titelheld des Stückes gar nicht zu Worte, weil er todt ist.

Den Styl dieses Stückes nennt Corneille selbst „erhabener als in irgend einem andern"; doch will er diesen Ruhm mit Lucan theilen, dem er Alles entnommen habe, was ihm dienlich gewesen, so daß auch der Rest „nach seinem Genie schmecke".

Von Lucan stammt allerdings auch hier der Schwulst, von Lucan rühren die weisen Maximen her, die uns der ägyptische Premier (chef du conseil) Photin debitirt:

Laissez nommer sa mort un injuste attentat:
La justice n'est pas une vertu d'Etat. —
Le droit des rois consiste à ne rien épargner,
La timide équité détruit l'art de régner.
Quand on craint d'être injuste, on a toujours à craindre,
Et qui veut tout pouvoir doit oser tout enfreindre,
Fuir comme un déshonneur la vertu qui le perd
Et voler sans scrupule au crime qui le sert.

Man soll sich doch nicht wundern, wenn solche Aussprüche der „classischen" Dichter auf ein Jahrhundert und länger das Volksbewußtsein vergiften. Und dabei muß Julius Cäsar den verliebten Modeton des galanten 17. Jahrhunderts girren: il soupire, il gémit.

Die Antithese und das Bewußtsein von derselben, die Reflection über ein Doppelgefühl in der Brust des Redenden, diese prosaisch-rhetorische Bloslegung des ganzen dramatischen Apparats, macht sich im Munde der tiefgeschlagenen Cornelia geltend, wenn sie also zu Cäsar spricht:

Je t'avouerai pourtant, comme vraiment Romaine,
Que pour toi mon estime est égale à ma haine;
Que l'une et l'autre est juste, et montre le pouvoir,
L'une de la vertu, l'autre de mon devoir,
Que l'une est généreuse, et l'autre intéressée, —
Tu vois que ta vertu . . .
Me force de priser ce que je dois haïr;
Juge ainsi de la haine où mon devoir me lie,
La veuve de Pompée y force Cornélie.

Das liest sich wie das Recept zu einem Drama, aber nicht wie eine dramatische Anrede.

Die Liebe, welche bei Corneille stets Convention, mechanisches Vehikel, bei keinem seiner Helden wahre Empfindung ist, lüftet im „Sertorius" die Maske. Aristia spricht das Geheimniß aus, welches wir schon im „Cinna" durchschauten, indem sie zu Sertorius sagt:

Laissons, seigneur, laissons pour les petites âmes
Le commerce rampant de soupirs et de flammes.

Sertorius:

Que c'est un sort cruel d'aimer par politique.

Die Raison d'Etat wird in seinem Munde bühnenfähig. Sertorius streitet mit der vom Dichter erfundenen Viriata von Lusitanien, was politischer sei, sie oder die Aristia zu lieben! Viriata selbst will nichts von Leidenschaft wissen, sie liebt blos den Helden im Manne. „Wer Alles kann ist liebenswerth." Die Frostigkeit der Staatsraison im Gebiete der Empfindung!

Nur noch ein Wort über den „Polyeucte". Er ist ein christliches Märtyrerdrama, welches dem Dichter gerade wegen seiner klaffenden Antithesen einleuchtete. Als es fertig war, bekannte Corneille selbst, daß er gegen die Regel des Aristoteles gesündigt, welche nur „mittlere Vollkommenheiten" gestatte. Wessen Auge den Himmel offen sieht, in den er nach kurzer Qual zur ewigen Herrlichkeit einziehen wird, der ist kein tragischer Held. Polyeucte „sucht" auch förmlich den Tod:

La palme au ciel,
Mes crimes, en vivant, me la pourraient ôter.

Wie künstlich, wie gemacht, wie unwahr ist der ganze „Polyeucte", wenn man ihn mit dem „Standhaften Prinzen" des Calderon vergleicht, der jenem vorausgegangen war. Mit diesem Martyrium des Prinzen Fernando zu Fez ist es heiliger und bitterer Ernst; der tritt die Welt in triumphirender Qual hinter sich zurück.

Polyeucte muß obendrein noch der höfischen Liebe pflegen, wie alle Helden Corneille's. Und doch ist hier die Liebe, die süße Entschädigung des Lebens, gradezu unmöglich. In der That bewegt sich der Dialog zwischen Polyeucte und der Pauline nach den Regeln eines Complimentirbuches.

An Edelmuth überspringen sich die Hauptcharaktere. Severus, der Heide, will seinen christlichen Nebenbuhler Polyeucte vor dem Scheiterhaufen retten, macht aber dabei allerhand „weit übergebogene" Bemerkungen über das Christenthum, die unter dem Kaiser Decius jedenfalls für staatsgefährlich galten:

Les chrétiens n'ont qu'un Dieu, maître absolu de tout —
Mais si, entre nous, j'ose dire ce qui me semble,
Les nôtres, bien souvent, s'accordent mal ensemble;
Et me dût leur colère écraser à tes yeux,
Nous en avons beaucoup pour être de vrais Dieux.

Darauf lobt er die Sitten der Chriſten, preiſt ihre Tapferkeit als Soldaten:

Furieux dans la guerre, ils souffrent nos bourreaux:
Et, lions au combat, ils meurent en agneaux.

Pauline hat ihre Leidenſchaft für Severus mühſam niedergekämpft; nach dem Tode ihres Gatten wird ſie Chriſtin, um ihm nachzufolgen. Ja ſelbſt der ſchlaue Senator Felix, der Statthalter in Armenien, wird Chriſt — Corneille ſagt, um zu Ende zu kommen und die Neugier zu befriedigen! Sever aber ſchließt mit dem Worte des alten Fritz ab, deſſen Urſprung alſo hier zu ſuchen iſt:

J'approuve cependant que chacun ait ses Dieux,
Qu'il les serve à sa mode et sans peur de la peine.

Das Auto ſacramental löſt ſich hier vor Carteſiſchem Licht auf; ja es hatte in ſeinen erſten Auflagen bis zum Jahre 1648 Verſe enthalten, die den ſpäteren Herausgeber Voltaire wunderbar anheimeln mußten. Sever ging damals noch viel weiter:

Peut-être qu'après tout les croyances publiques
Ne sont qu'inventions de sages politiques,
Pour contenir un peuple ou bien pour l'émouvoir,
Et dessus sa faiblesse affermir leur pouvoir.

Auch die chriſtliche Moral war in jenen früheren Ausgaben viel ſtärker betont:

Jamais un adultère, un traître, un assassin;
Jamais d'ivrognerie et jamais de larcin.

Wie bei uns, mußte man zu Corneille's Zeit ſuppliren.

Wie ſtark auch die ſpaniſche Dramatik auf Frankreich eingewirkt, dem dunkelglühenden Myſticismus des Calderon konnten es weder Corneille noch ſeine Nachfolger gleichthun. Das war heimiſch in Iberien, wie der Murillo. In den Dos amantes del Cielo bekehrt ein Bekehrter eine reine

Prieſterin der Minerva. Im Purgatorio de S. Patricio iſt der Böſewicht, der Mörder Ludovico, ſtreng katholiſch; ein paar Tage Fegefeuer entſündigen ihn vollkommen. In den „Ketten des Teufels“ verſchreibt ſich die Prinzeſſin Irene dem Teufel und wird durch ihr katholiſches Gewiſſen verrückt. Der Apoſtel Bartholomäus ſtellt ſie her und löſt den Pact. In der „Andacht zum Kreuz“ wird ein blutſchänderiſches Geſchwiſterpaar durch Auflegung des rothen Kreuzes auf die Bruſt ſelig. — Das war für die klare Reflection der Franzoſen unerreichbar.

Corneille hatte über dreißig Jahre lang die Bühne beherrſcht, faſt ſo lange wie Richelieu und Mazarin zuſammen den Staat. Erſt in den 60er Jahren meldete ſich ſein Nachahmer und Nachfolger Racine, und erſt mit der „Andromaque“, im Jahre 1667, trat Racine an die Stelle Corneille's, der mit keinem Drama mehr aufkommen konnte und auch nicht aufzukommen verdiente. Er lebte jedoch noch bis zum Jahre 1684.

Jean Racine wurde am 21. December 1639, ein Jahr nach dem Könige, zu La Ferté-Milon im Valois geboren. Sein Urgroßvater Jean Racine war Einnehmer der königlichen Gefälle im Herzogthum Valois geweſen. Sein Großvater wie ſein Vater waren dort Controleure des Salzmagazins. Sie führten ein Wappen, auf dem Ratte und Schwan (rat und cygne) abgebildet waren. Zwei Großtanten des Dichters hatten zu Port-Royal bei den Janſeniſten gelebt; ſeine Tante Agnes war dort ſogar Aebtiſſin. Der Dichter ſelbſt verbrachte 3 Jahre, von 1655—1658, in jener klöſterlichen Abgeſchiedenheit, die zugleich der Sitz ernſter und tüchtiger Studien war.

Racine wurde ein ausgezeichneter Helleniſt, las den Plato und Plutarch wie franzöſiſche Bücher, wußte den Sophokles und Euripides auswendig und verſtand den Ariſtophanes. Der Aufenthalt in Port-Royal ſchlägt uns zugleich die Brücke zu ſeinen letzten, den geiſtlichen Dramen, zu „Athalie“ und

„Esther"; denn bibelfest war man in Port-Royal und der Dichter hatte dort mit geistlichen Oden debütirt.

In die Welt zurückgekehrt, verfaßte Racine, zum heftigen Aerger von Port-Royal, ein Sonett auf den Pyrenäenfrieden zu Ehren Mazarins. Diesem Verrath folgte im Jahre 1660 die Nymphe de la Seine, ein Hochzeitscarmen für den jungen König und die spanische Infantin. Die „Nymphe" brachte dem Verfasser 100 Louisdor ein und 1664 fügte Colbert eine Pension von 600 Livres hinzu. Racine war damit Hofdichter geworden. Er gehörte ganz der neuen Aera an, während Corneille eine Pension Richelieus mit halbem Unmuth ertragen hatte.

Früh befreundete sich Racine mit dem drei Jahre älteren Boileau und bald reichte er dramatische Arbeiten bei dem neunzehn Jahre älteren Molière ein, Arbeiten, die noch ganz auf Corneille'schen Stelzen einhergingen, welche der ganz anders geartete Dichterbestieg.

Der Jansenist Nicole von Port-Royal donnerte gegen diese Ausartung eines Zöglings und Genossen: Romane und Komödien schreiben nannte er „Eigenschaften, die nach der Meinung der anständigen Leute nicht ehrenvoll sind, und scheußlich, wenn man sie nach den Grundsätzen der christlichen Religion betrachtet ..." „Ein Romanschreiber und Theaterdichter," fuhr der katholische Pietist fort, „ist ein öffentlicher Vergifter, nicht der Körper, sondern der Seelen. Er muß sich als einer Unzahl von geistigen Todtschlägen schuldig betrachten, die er wirklich vollbracht hat oder verursachen konnte."

Racine wehrte sich, aber ohne Erfolg. Seine eigene Tante, die Aebtissin Agnes, zeigte ihm seine Excommunication aus dem Verbande von Port-Royal an.

Da sehen wir Prynne und die „Gauklergeißel" sammt den Parlamentsbeschlüssen gegen das Theater — in Frankreich! Es war jedoch nur ein matter Nachschlag, gerade wie die Fronde nur die Travestie der mächtigen englischen Bewegung war.

1664 trat Racine mit der „Thebaide oder die feindlichen Brüder" auf. Das Stück war auch ein Nachklang, nämlich des dröhnenden Corneille'schen Kothurnschrittes. Nicht besser stand es mit „Alexander" von 1666. Erst 1667 machte die „Andromaque" eine Sensation, wie sie 21 Jahre früher der „Cid" gemacht hatte. Das neue Gestirn war aufgegangen; der König erhöhte Racine's Pension auf 1200 Livres.

Dann erfolgte der Wettstreit zwischen dem französischen Aeschylus und seinem Nebenbuhler Euripides, ein Wettstreit, den Madame Henriette veranlaßte und dessen Gegenstand die „Bérénice" war. Racine ließ den bisher immer gekrönten Sieger weit hinter sich. Die „Bérénice" (1670) eroberte alle Herzen; die Sensation erreichte ihren Gipfel, da man seine Vermuthung darüber hatte, wer Titus, wer Bérénice sein sollte.

1672 folgte „Bajazet", nicht ohne Bezug auf die Monaldeschi-Affaire in Fontainebleau. 1673 kam „Mithridate", ein echt Corneille'scher Stoff, später das Entzücken Karls XII. von Schweden. Racine rückte unter die 40 Unsterblichen der Akademie. „Iphigenie in Aulis" ist von 1675, die „Phädra" von 1677. Der Dichter zählte 38 Jahre und hielt seine Laufbahn für abgeschlossen. Der alte Jansenist regte sich wieder mächtig in ihm. Nicht die körperliche Vergiftung, deren man ihn einige Jahre nachher schändlicher Weise beschuldigte, gestand er ein, wohl aber die seelische, deren ihn Nicole angeklagt hatte. Er wollte Karthäuser werden. Aus Tugend heirathete er noch im Jahre der „Phädra" die Catherine de Romanet, die ihm seinen Sohn Louis schenkte, der sich als Poet, mehr noch durch den Commentar zu des Vaters Werken einen Namen gemacht hat.

Aeußerlich ging es dem Zerknirschten ganz wohl. Die Pension stieg auf 1500, später auf 2000 L. Noch 1677 wurde er mit Boileau zum Hofhistoriographen ernannt und bezog dafür 4000 L. Gehalt. In den Feldzügen, auf denen er den König begleitete, erhielt er nach und nach an Equipirungs-

und Entschädigungsgeldern die Summe von 43,000 L. Mit Port-Royal versöhnte er sich auch, Arnauld gab zu, daß die „Phädra" moralisch sei.

Die Maintenon wünschte für ihr Fräulein-Institut zu St. Cyr biblische Stücke, und Racine schrieb 1689 die „Esther", welche ihm 1000 Louisdor einbrachte; 1691 die „Athalie", wohl das formvollendetste Drama des Dichters.

Den stillen anspruchslosen Lafontaine machten die beiden Hofhistoriographen Racine und Boileau gar noch fromm, wie Bossuet den großen Condé und den Marschall Turenne bekehrt hatte, obwohl Lafontaine außer literarischen Bosheiten gar nichts auf dem Gewissen hatte.

Und doch! — Der schmieg- und biegsame Racine sah mit Grauen den Abgrund, in welchen der König sein Land stürzte; sein Ohr war nicht taub gegen die Jammerrufe des Volkes. Er wagte seine Stimme zu erheben wie Fénélon, wie später der Marschall Vauban — ihn traf wie jene die Ungnade des Imperators. Das Mémoire, welches Racine der Maintenon überreicht hatte, fiel dem König in die Hände. Ludwig rief hocherstaunt: „In was mischt sich Racine!" und verbot ihm im Zorne den Hof.

Der Dichter, von Jovis Blitz getroffen, erkrankte, siechte hin und starb am 21. April 1699 an einem Lebergeschwür. Er zählte 59 Jahre. Der König war anständig genug, der Wittwe und ihren sieben Kindern eine Pension von 2000 L. auf den letzten Ueberlebenden anzuweisen.

Was nun die Dramen Racines im Einzelnen betrifft, so bezeichnen sie einen wesentlichen Fortschritt gegen Corneille durch die Einführung einer menschlichen, nichtpolitischen Leidenschaft, der Liebe, als eines tragischen Vehikels. Nicht zwar als ob hier Shakespeare'sche Flammen sprühten, als ob das Mysterium der Herzen er- und verklärt würde. Die Liebe bleibt auch bei Racine höfisch, hält sich in den Gränzen des conventionell Erlaubten; aber innerhalb dieser Schranken werden doch Töne der Empfindung laut, von denen wir bei Corneille

keinen einzigen vernahmen. Diese Töne verlangen zugleich ein anderes Instrument als die ewige Posaune Corneille's; die Viola d'amour oder das singende Cello lassen sich hören und schmeicheln sich ein. Es versteht sich nicht mehr von selbst, daß der Held eine Geliebte hat, diese Geliebte ist nicht mehr ein Theaterrequisit, damit „Ehre" und „Ruhm" sich daran hinaufranken; sondern die Liebe wird Motiv. Was die akademische Sprache Frankreichs, diese Etikette des Ausdruckes, in welche Racine dem Geschmacksdespoten Ludwig sogar den Plutarch des Amyot transponiren mußte, an Tiefe der Empfindung zu leisten vermochte, das hat Racine geleistet. Die Etikette freilich konnte er weder materiell noch formell durchbrechen; die Frauen in der „Andromaque", ja die Phädra selbst bleiben „adorable Furien".

Wie bei den Nachahmern die Fehler der Vorbilder stets viel greller zum Vorschein kommen als bei letzteren selbst, so ist auch Racine's „Thebaide", die Geschichte der blutigen Feindschaft zwischen Eteokles und Polynikes zu Theben, bei deren Bearbeitung er mehr seinem Vorgänger Rotron als dem Euripides folgte, überspannt erhaben. Die beiden Söhne des Oedipus sind natürlich „Prinzen"; Jokaste wird mit „Madame" angeredet. Hämon zur Antigone:

Quoi! mon amour, Madame? Et qu'a-t-il de funeste?

Antigone sagt von sich selbst in den Stanzen eines Monologs:

A quoi te résous-tu, princesse infortunée?

Doch das ist constant und bereits Fontenelle, der Neffe Corneille's, äußerte treffend über diesen „antiken" Spuk: Man lache blos deßhalb nicht über diese Helden, weil man die Sitten der Griechen und Römer nicht kenne; die Sache sei lächerlich genug, nur fehle es an Lachern. — Das Charakteristische des Stücks besteht darin, daß alle Gräuel der Oedipussage: Blutschande, Mord, Brudermord, Selbstmord, hier zusammengedrängt sind. Eteokles, Polynikes, Hämon, Jokaste, Antigone und Kreon fallen gleichsam in eine gemeinsame

Grube. Wäre nicht die zahme Sprache, man könnte sich an Shakespeare's Erstlinge erinnert glauben.

Im „Alexander" stand Racine auf dem Scheidewege. Während der Gegenstand laut nach Corneille ruft, tritt in seiner Behandlung eine Milde hervor, die bis ans Süße streift und schier an die zeitgenössischen Romane erinnert, in welchen modernste Galanterie und höfisches Schönthun in heroisch-antiker Maske umgingen. Daß von dieser Coketterie ein gut Theil sich ins Drama überhaupt einschleichen mußte, ist selbstverständlich. Beim „Alexander" aber wurde es dem Boileau, der jene Romane so elegant gezüchtigt hat, denn doch zu arg; er protestirte im Namen des Alterthums. Das Alterthum selbst, wäre es zu Worte gekommen, würde noch viel lauter und gegen viel mehr protestirt haben.

Vom schönsten Helden des Alterthums tröpfelt bei Racine das Zuckerwasser herab:

sentir quelque heureuse faiblesse. —
Le coeur
Contre tant de soupirs peut-il bien se défendre?

Nach dem Tode des Porus girrt der große Alexander mit seinen charmes hinter den divins appas der Cleophile her! —

1667 erschien die „Andromaque", der Henriette d'Angleterre gewidmet. Unbestreitbar ist hier viel mehr dramatische Bewegung als bei Corneille. Die Liebe der Hermione ist nicht blos ein vom Dichter angewendetes Reflectionsmobil; sie ist Pathos geworden und steigert sich bis zur Raserei; sie treibt den Pyrrhus zum Verrath am Vaterlande. Die Leidenschaft ist vollblütig und die Sprache oft wahrhaft congenial der Empfindung; die Metapher wird sogar nicht selten gewagt. Es sind noch Spuren romanhafter Galanterie vorhanden; wenn z. B. Orest für die schönen Augen der Hermione mordet, so erinnert das an Cinna und Emilie. Daneben aber herrscht eine so hohe Milde und ein so feines Psychologisiren, daß selbst Goethes Orest der „Andromaque" Einiges zu verdanken haben dürfte.

Wunderbar ist bei Orest die Ironie des verzweiflungsvollen Schmerzes, als ihm Pylades das Ende der Hermione berichtet:

Grâce aux Dieux, mon malheur passe mon espérance!
Oui, je te loue, ô ciel, de ta persévérance. —
Ta haine a pris plaisir à former ma misère;
J'étais né pour servir d'exemple à ta colère. — —
Mais quelle épaisse nuit tout-à-coup m'environne?
De quel côté sortir? . . . d'où vient que je frissonne?
Quelle horreur me saisit? Grâce au ciel, j'entrevoi . . .
Dieux! quels ruisseaux de sang coulent autour de moi? —
Hé bien, filles d'enfer, vos mains sont-elles prêtes?
Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes?

Hier ergreifen ihn die Furien. — Offenbar war der Jansenist von Port-Royal, der Nachahmer Corneille's, ein ganzer Mensch und ein durch die Antike gebildeter bedeutender Dichter geworden. Seine Verse fließen trotz einiger gelegentlicher Härten vortrefflich.

Die vielseitige Begabung Racine's zeigte sich im folgenden Jahre, als der Dichter mit einer Komödie auftrat. Er kannte auch seinen Aristophanes und namentlich dessen „Wespen". Das Sujet paßte ihm zu einem Präbenden-Proceß, den er selbst wegen der Primatie von Epinay zu führen hatte, und er schrieb les Plaideurs, welche leider das Einzige ihrer Art geblieben sind.

„Britannicus" war kein Stück für die Zeit Ludwigs XIV. Dem Geiste nach war er der ältere Bruder des Voltaire'schen „Brutus". Racine folgte dem Tacitus genau in der Geschichte Nero's. Der junge Wütherich und Lüstling begehrte die Junia, die Verlobte des Britannicus; das Werkzeug des Verderbens ist Narciß, ein Shakespeare'scher Böswicht. In der Versöhnungsscene wird Britannicus vergiftet. Das Drama ist ein Fluch auf den lüsternen Despotismus. Es zog nicht. Wer wird einen despotischen Hof so liederlich, so verbrecherisch darstellen! Die Anhänger Corneille's krittelten und freuten sich; sie machten dem empfindlichen Racine überhaupt das Leben sauer.

Im Jahre 1670 wurde Racine's Triumph über Corneille endgültig. „Bérénice oder die Liebe des Titus" ging über die Bretter. Im Vorwort zu dem bereits aufgeführten Stück citirt Racine den Terenz: „Kaum geht der Vorhang auf, so schreit er." Corneille war mit seiner „Bérénice" unterlegen; die Racine'sche wurde dreißigmal gegeben.

Das Drama könnte auch heißen: „Titus und die schöne Jüdin oder die Entsagenden," oder „Herz und Herrschaft," oder „Liebe und Kaiserthum". Ob die blasse Lavallière unter der Bérénice zu verstehen sei oder die Herzogin von Orleans, mag dahingestellt bleiben; zu verwundern wäre es nur, oder auch als „ländlich sittlich" nicht, wenn die Herzogin sich darin gefallen hätte, das Unglück ihres Herzens auf die Bühne zu bringen.

Voltaire traf das Richtige, als er von dem Stücke sagte: „Sehr schön, aber keine Tragödie." Er, der doch von der „Reinigung der Leidenschaften" des Aristoteles spöttisch äußerte: Je ne connais pas cette médecine, scheint hier durchgefühlt zu haben, daß „Bérénice" nur tragisch enden kann, wenn ihr und zugleich dem Titus das Herz bricht, wenn die Quadern des Kaiserpalastes auf dem Palatin über ihnen zusammen stürzen. Daß die Liebe der Raison d'Etat weicht, das war freilich das Zeitgemäße.

„Bajazet" von 1672 ist ein Serail-, Liebes- und Mordstück. Von Tragik keine Spur, selbst die Sprache läßt zu wünschen.

Im „Mithridate" von 1673 thut Racine des Guten, nämlich der Liebe, zu viel. Der alte Löwe vom Pontus hat eine Braut, in welche sich seine beiden Söhne Pharnaces und Xiphorus verlieben. Zweifache Liebe geht an, Zeuge „Don Carlos"; aber Eifersucht über's Kreuz wird fade. Der polyglotte Haudegen hätte einen hinlänglichen Gegensatz an seinem römerfreundlichen Sohne Pharnaces, der noch dazu eine Römerin liebte. Alte Männer verliebt darzustellen, reizt überhaupt den Komus im Nebenzimmer.

„Iphigenie in Aulis“ (1674) ist ein hochpoetisches Drama und leicht das bedeutendste Kunstwerk aus der Zeit Ludwigs XIV. Es wäre geeignet zum ersten Theile einer Trilogie; aber der Dichter zog vor, durch eine mythologische Zuthat den Abschluß herbeizuführen. Er läßt nämlich den Achilleus eine Eriphile, die auch Iphigenie heißt, das Kind einer früheren Begegnung der Helena mit Theseus, von Lesbos nach Aulis bringen. Diese Pseudo-Iphigenie wird als „Blut der Helena“ im entscheidenden Augenblicke der echten Iphigenie untergeschoben. Sie ermordet sich selbst, da Achill, den sie liebt, sie nicht wieder liebt. Achill aber liebt die Tochter Agamemnons. — Der innere Kampf des Vaters ist vortrefflich dargestellt, der leidenschaftliche Achill ist herrlich, der schlaue Odysseus scharf geschnitten, Klytemnästra großartig. Auch dieses Drama wußte Goethe zu würdigen.

„Phädra“ ist das letzte der weltlichen Stücke, bezaubernd in der Sprache, classisch in der Erzählung, von hinreißendem Pathos in der Krise. Unwiderstehlich war die Rachel als Phädra, der Dämon in ihr wirkte gleich einer Naturgewalt. Vor einer solchen Darstellung vergaß man willig das Hélas, Madame! das Monseigneur und im Personenverzeichniß die Aricie, Princesse du sang royal d'Athènes. Beim ruhigen Lesen kann man sich allerdings des bösen Gedankens nicht erwehren, daß dem Theseus alle mythologischen Licenzen ruhig hingehen, während die Phädra dem Liebeshofe von Paris verfällt. Ueber die Erzählung des Théramène allein sind Bände geschrieben worden und kein echter Franzose geht bedeckten Hauptes vor der Stelle vorüber:

Le flot qui l'apporta recule épouvanté,

obgleich der Vers nur eine geschickte Uebersetzung eines Virgilschen Hexameters ist.

Ein ganzes Jahrzehnt später bewog die Maintenon den Dichter zur Abfassung der „Esther, Tragödie aus der hl. Schrift gezogen“, welche in St. Cyr aufgeführt wurde. 1685 war das Edict von Nantes aufgehoben worden; man kann daher

dem Muth Racine's die Anerkennung nicht versagen, wenn er von Ahasverus, dem persischen Könige, sagt:

On peut des plus grands rois surprendre la justice.

Ja, der Nagel wird noch schärfer auf den Kopf getroffen, wenn es heißt:

Le roi trop crédule a signé cet édit.

In dem Günstling Haman, dem das délire de l'orgueil nachgesagt wird, erkannte Jeder — Louvois. In der „Esther", welche zur race proscrite gehörte, mußte die frühere Protestantin d'Aubigné sich selbst erblicken, um so mehr als Racine die Vasthy, eine frühere Geliebte des Perserkönigs, im Stücke fallen ließ und so den Sieg der Maintenon über die Montespan förmlich proclamirte. Leider durfte Racine nicht sagen, daß die moderne Esther selbst Andersgläubige verfolgte.

Die „Esther" ist theils Drama, theils Oratorium, mit vielen gesungenen Chören. Die Reinheit der Diction und die Cadenz der Strophen wird nur übertroffen durch die gleichartige „Athalie", das Monument des sprachlichen Classicismus.

Die Anspielungen in der „Athalie" sind eben so verborgen wie grausam. Es handelt sich um den Kampf zwischen Weltlich und Geistlich: Athalie ist das weltliche Princip, der Hohepriester Joab das geistliche; aber Athalie hat nur die Kraft auf ihrer Seite, Joab kämpft für das göttliche Recht. Er vertheidigt den kleinen Joas, den er nach seinem Bilde gedrillt hat. Wo bleibt da die Legitimität des weltlichen Princips, des Königs? — Vom ganzen Hause Davids ist nur ein neunjähriger Knabe übrig, der Messias der Juden. Dieser Einzige, Joas, entgeht dem Morden der Athalie und dem ganzen Greuel der Verwüstung. Und Racine kann wenigstens in der Vorrede nicht umhin, die Anspielung zu verdeutlichen: „Ich darf hier nicht sagen — er sagt es aber doch — daß Frankreich in der Person eines Prinzen von $8^1/_2$ Jahren, der heute seine höchste Lust ist, ein Beispiel davon sieht, was bei einem Kinde ein glückliches Naturell, verbunden mit einer

trefflichen Erziehung vermag." Dieser Prinz war der Herzog von Burgund, der Sohn des bereits verstorbenen unbedeutenden Dauphins Louis, der Enkel des Königs und der muthmaßliche Thronfolger, den Fénélon erzog, und dem er die Weisheit Mentors nebst verfassungsmäßigen Grundsätzen beibrachte. Der Prinz starb jung und die Hoffnung einer Morgenröthe nach der despotischen Nacht, die Hoffnung Racine's und Fénélons und gar vieler Andern war geknickt. — Den Feldherrn Abner aber sehe man sich genau an, ob er nicht die Physiognomie eines Staatsstreichs-Generals trägt?

Racine's gewaltige Begabung hat, trotz des bedeutenden Fortschritts über Corneille hinaus, zwei Hauptfehler des Letzteren nicht überwunden. Der erste ist wirklich ein Fehler, der zweite mehr ein Mangel. Auch bei Racine entwickelt sich kein Charakter vor unsern Augen; sie sind alle von vornherein fertig, festgeronnen; sie sind eigentlich nur die Sprechmaschinen, welche über eine gegebene Situation declamiren. Es geht keine Handlung vor sich, sondern nur eine Recitation mit vertheilten Rollen. Deßhalb kommt auf die Sprache Alles an; das Publicum sitzt im Meistersänger-Gericht und urtheilt nach der Tabulatur. Das Vergnügen ist akademisch, nicht dramatisch, nicht tragisch. Es handelt sich nicht um „Reinigung der Leidenschaften", sondern um Reinheit und Angemessenheit der Diction.

Der Mangel der französischen Hofbühne des 17. Jahrhunderts ist, daß sie keine Nationalbühne war noch sein konnte. Sämmtliche von uns erwähnte Dramen haben mit dem französischen Volke, mit seiner Geschichte, seinem Auf- und Niedergehen, nicht das Geringste zu schaffen. Dagegen wurden die Zuschauer auf die entlegensten Gebiete versetzt, mußten die alte Mythologie und Geschichte, wenn auch noch so oberflächlich, lernen, um sich in „Horace", „Cinna", „Bérénice", „Mithridate", „Iphigénie" und „Phèdre" zurecht zu finden. Oder sie gaben sich, wie das so Theatergebrauch ist, urtheilslos der Fabel und Erzählung hin, die sie dem Dichter aufs

Wort glaubten, ohne nur die dunkelste Vorstellung davon zu haben, wo der Pontus, Persien, Aulis und Trözene in der Welt liegen mögen.

Dieser Mangel an aller Volkssubstanz in der dramatischen Literatur, an allem Zusammenhang zwischen Volk und Bühne, hat die Spaltung der Nation in zwei entgegengesetzte Classen, in beau-monde und roture noch verschärft und in der oberen Welt jene exclusive „Bildung" verstreut, welche die nationalen Interessen als nicht bühnengerecht, als unter der Würde der Privilegirten erscheinen ließ.

Die Zerklüftung der Gesellschaft und die Entfremdung vom nationalen Gehalt, die Vornehmigkeit der Literatur sind bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wirksam gewesen, haben sogar das Revolutions-Zeitalter noch inficirt, spukten bis ins Kaiserreich hinein und wurden erst von der Romantik demolirt.

Gewiß spielte — wir haben das beständig geltend gemacht — die zeitgenössische Politik in das zeit- und volksfremde Drama hinein. Vom „Cid" an, in dem man den großen Condé zu erkennen glaubte, bis auf den kleinen Joas, den Herzog von Burgund, wurden lebende Personen von dem glatten spanischen, antiken oder hebräischen Spiegel zurückgeworfen; aber welches Raffinement des Verständnisses, welche gesellschaftliche Stellung gehörten dazu, um hinter diese Coulissen-Geheimnisse zu kommen, und wie gering war der Procentsatz der Nation, welcher in die Bedeutung dieser Nadelstiche und Nasenstüber eingeweiht wurde? Endlich aber war nie vom Volke, stets vom Hofe und vom Könige die Rede.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man einen dritten Dichter betrachten, der mitten ins Leben der Gegenwart hineingriff, an Begabung den andern beiden mehr überlegen als gleich, aber ganz anders, unmittelbar, tief ins Volk hinein wirkend; ein Naturgenie, dessen kühne Flügel sich gar oft an den gemalten Salondecken des herrischen Königthums wundstießen und das noch ganz andere Hindernisse zu bekämpfen

hatte als Racine, um sich die nothdürftige Freiheit der Bewegung zu verschaffen. Wir sind bei Molière angekommen.

Von La Ferté-Milon rücken wir nach Paris. Hier wurde am 15. Januar 1622 dem Königlichen Tapezirer und Kammerdiener Poquelin ein Sohn geboren, der den Namen Jean Baptiste erhielt. Schon der Großvater hatte dieselbe Stelle am Hofe bekleidet, welche übrigens mit einem kaufmännischen Geschäft und einem Laden verbunden war. Mehrere Verwandte waren städtische Consuln oder Gildemeister gewesen. Auf eine solche Stelle war auch der Vater für seinen Jean Baptiste bedacht. Dieser aber wurde nur der Kammerdiener des Königs und lieferte als solcher den Beweis, daß es auch in einem andern Sinne für den Kammerdiener keine Helden giebt. Der Blitz des Witzes fährt gemeiniglich aus den niedern Schichten der Dienstbarkeit und Sklaverei empor. Livius Andronicus und Terenz waren Sklaven, Plautus ein armer Bauer; Morolf belehrt den weisen Salomo, wie später so viele Hofnarren so viele Fürsten; Figaro rasirt den Grafen Almaviva; Molière geißelt die Tollheiten und Thorheiten der bevorzugten Classen, des Adels, der Kirche und des Hofes.

Der Großvater Poquelin führte den Enkel zuerst ins Theater, und zwar ins Hotel de Bourgogne. Hier entzündete sich in dem Knaben die Leidenschaft für das Schauspiel, welche dem Vater später sehr unbequem wurde. Fünf Jahre war er bei den Jesuiten im Collége de Clermont; Gassendi, der Mathematiker und Physiker, der Mann der Atome, wurde sein Lehrer. Im Geiste Gassendi's vertiefte er sich in den Lucrez, in die Weltbibel aller Naturalisten: „Von der Natur der Dinge", die er sogar in Versen zu übersetzen begann. Eine Stelle aus dieser Uebersetzung ist uns geblieben; sie findet sich im „Misanthrope" II. 5 im Munde der Eliante:

L'amour, pour l'ordinaire, est peu fait à ces lois,
Et l'on voit les amants vanter toujours leur choix. —
La pâle est au jasmin en blancheur comparable,

La noire à faire peur, une brune adorable,
La maigre a de la taille et de la liberté,
La grosse est dans son port pleine de majesté. —
La trop grande parleuse est d'agréable humeur,
Et la muette garde une honnête pudeur.

Im Collége schloß Jean Poquelin eine dauernde Freundschaft mit Armand Bourbon, Prinzen von Conti, der ihn später mit seiner Truppe zu sich lud und ihm auch die Stelle eines Secretärs antrug, welche der Freund ausschlug.

Als der junge Poquelin im Jahre 1640 an akademische Studien dachte, reiste der König Ludwig XIII. nach dem Süden zum spanischen Kriege. Der Vater benutzte die Gelegenheit, den Sohn statt seiner als Kammerdiener beizugeben. Jean Baptiste kam nach Perpignan, wo er den todtkranken Richelieu sah, der eben die Verschwörung des Cinq-Mars erstickt hatte. Hierauf begab sich der junge Mann nach Orleans zu juristischen Studien. Nach Paris zurückgekehrt, verließ er im Jahre 1645 plötzlich den gelehrten Beruf und schloß sich der Schauspielertruppe der Geschwister Béjart an, welche sich frischweg als Théâtre illustre aufthat. Jean Poquelin nannte sich jetzt nach einem Dorfe im südlichen Frankreich Molière.

Der 23jährige Acteur, dem noch alles zu seinem Berufe fehlte, ließ sich in der Mimik von dem Italiener Tiberio Fiurelli, genannt Scaramouche, unterrichten, und verliebte sich standesgemäß in die schöne, hochbegabte, aber leichtsinnige Madeleine Béjart. Das Unglück seines Lebens hatte begonnen, und gar bald gestaltete er die Tragik seines Daseins zu wundervollen Komödien.

Da das „berühmte Theater" sich in Paris nicht halten konnte, so zog Molière mit der Truppe in die Provinz. Von seinen ersten dramatischen Versuchen ist nichts auf uns gekommen; es waren meist Skizzen oder Gerippe, die nach Art der commedia dell' arte von den Schauspielern ausgeführt und ausgefüllt wurden. Aus andern Stücken ist Einzelnes in spätere Arbeiten aufgenommen worden.

Zu Lyon wurde im Jahre 1653 — der Dichter zählte 31 Jahre — der Etourdi gegeben, das erste Stück, welches uns in seiner ursprünglichen Gestalt geblieben ist. Es war jedoch keineswegs Original, sondern eine Copie nach dem Italienischen. Die erste selbständige Arbeit ist der Dépit amoureux von 1656, dessen ursprüngliche fünf Akte der Dichter jedoch wohlweislich in zwei zusammenzog.

1657 war Molière wieder in Paris; hier erwarb er sich die Gunst des Herzogs von Orleans, der ihn dem Könige vorstellte. Am 24. October 1658 spielte er im Louvre nach dem „Nicomède" des Corneille den „verliebten Doctor", im November den Dépit amoureux und das neue Lustspiel: les Précieuses ridicules. Ludwig XIV. verlieh der Gesellschaft den Titel: troupe de Monsieur mit einer nie bezahlten jährlichen Subvention von 300 Livres. Molière erhielt als Schauspielhaus das Petit-Bourbon angewiesen, wo er zuerst abwechselnd mit den Italienern, seit 1659 allein spielte, bis er 1661 das Palais-Royal bezog und das Théâtre français gründete.

Der kranke Mazarin sah noch am 26. October 1660 im Louvre den Dépit amoureux und die Précieuses ridicules von seinem Armstuhl aus, auf dessen Lehne sich der König stützte.

Von Madeleine Béjart hatte sich der Dichter enttäuscht zurückgezogen; eine Weile trösteten ihn seine Freundinnen Duparc und Debrie, gleichfalls Schauspielerinnen. Dann aber faßte er eine verderbliche Neigung zu einem jungen Mädchen, das nach dem Kirchenbuch die um 27 Jahre jüngere Schwester der Madeleine, nach kritischen Angaben aber die Frucht einer frühern Verbindung der Madeleine, also deren Tochter gewesen wäre. Molière hatte lange Zeit der kleinen Armande eine väterliche Liebe und Sorgfalt gewidmet. Als jedoch das kokette Mädchen heranwuchs, schlug die väterliche Empfindung in glühende Leidenschaft um. Es wird erzählt, daß Armande bei einer Vorstellung der Fâcheux auf Fouquets Lustschloß

Vaux-le-Villars so bezaubernd geglänzt habe, daß Molière den Entschluß faßte, ihr seine Hand zu geben.

Die Heirath wurde 1662 vollzogen; er zählte 46, sie 16 Jahre. Noch im selben Jahre verrieth die Ecole des maris Molières bitteres Schicksal und die darauf folgende Ecole des femmes die vollkommene Enttäuschung des Dichters.

Die leichtsinnige, wetterwendische Armande, jetzt Mademoiselle Molière, wie die Frauen damals hießen, flog von Herzen zu Herzen; erst munkelte man von einem zärtlichen Verhältniß mit dem Abbé de Richelieu, einem jener Muscadins in der Soutane, die ein Métier aus der Galanterie machten; dann kam die Reihe an den Herzenstürmer und Weiber-Nimrod Lauzun; hierauf wurde der Marquis de Guiche, ein unwiderstehlicher Großhanns, mit ihr ins Gerede gebracht. Molière, zuerst unachtsam, dann überführt von der schmählichen Untreue seiner Frau, seufzte, jammerte, stöhnte. Scheinbare Versöhnungen verklebten den schmerzlichen Riß nur auf Augenblicke. Armande blieb unverbesserlich, und Molière konnte sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß eine untreue Frau weder der Liebe noch des Kummers werth ist. Im „Misanthrope" hat er seinem Schmerze ein unvergängliches Denkmal errichtet, dessen Basreliefs freilich auch noch andere Verdammungen darstellen als die der betrogenen Liebe.

Der Schmerz über dieses unglückselige Verhältniß wurde noch erhöht durch die giftige Natter der Verleumdung, welche sich nicht entblödete, Armande für Molières eigenes Kind auszugeben! Und mitten in dieser Hölle der grimmigsten moralischen Peinigungen schreibt und spielt man die vortrefflichste Komödie!

Gerade in der Leidenszeit seines letzten Jahrzehnts schuf Molière seine größten Meisterwerke: den „Tartuffe" 1660, „Don Juan" 1665, den „Misanthrope" 1666, den „Geizhals" und „Georges Dandin" 1668, den Bourgeois Gentilhomme 1670, die Femmes savantes 1672 und den Malade imaginaire 1673.

Brustkrank seit 1667, schleppte er sich noch 6 Jahre hin,

sich selbst und Andere täuschend, sich aufreibend als Schauspieler, väterlich für seine Truppe sorgend. 1672 kam Boileau zu ihm, eine Stelle in der Akademie anbietend, wenn sich Molière auf die Darstellung gewisser höherer Charaktere zu beschränken verspräche. Der Dichter schlug aus, weil er treu zu seiner Truppe halten wollte.

Am 16. Februar 1673, nach der dritten Aufführung des Malade imaginaire, wurde er vom Fieberfrost geschüttelt und verschied am andern Tage, 51 Jahre alt.

Was hat Ludwig XIV. für den großen Charaktermaler gethan, der seine Zeitgenossen schärfer gezeichnet hat als irgend ein Anderer? Er hat sich von ihm amusiren lassen und seine Truppe mit 7000 Livres jährlich dotirt. Molière blieb sein Leben lang Kammerdiener und machte das königliche Bett. Dem Kammerdiener gab der König einmal Genugthuung. Als sich das übrige Gesinde darüber beschwerte, mit einem „Komödianten" zu dienen, lud der König seinen Kammerdiener zum Abendessen ein und legte ihm den Flügel eines Poulet vor. Dann ließ er die Audienzen beginnen.

Nicht die großen Werke Molières liebte der König, nicht die Gewitterschläge in die stickige Atmosphäre der Zeit. Allenfalls mochten die faden Marquis, der gezähmte Adel gestriegelt werden, die Pedanten beiderlei Geschlechts, der verrückte Epicier ihre Züchtigung erfahren. Aber die Juvenal'sche und Aristophanische Ader hätte er ihm am liebsten unterbunden. Es steht fest, daß er ihn beständig auf lustige Intermèdes verwies und ihm Stücke wie le Mariage forcé und la princesse d'Elide lebhaft empfahl. Gewaltigen Anstoß erregte der „Don Juan"; fünf Jahre lang hat der „Tartuffe" auf die königliche Erlaubniß zur öffentlichen Darstellung warten müssen!

Nicht einmal ein ehrliches Begräbniß hat ihm der König gesichert. Als der Klerus sich weigerte, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, eilte die Wittwe nach Versailles und sagte erregt dem Könige: „Wenn mein Mann ein Verbrecher

ist, so sind seine Verbrechen von Ew. Majestät autorisirt worden!" Der König versprach Nichts. Ein Gesuch der Wittwe an den Erzbischof von Paris erwirkte die Begleitung von zwei Geistlichen, unter der Bedingung eines einfachen Begräbnisses zur Nachtzeit und ohne Todtenamt. Den Pöbel, der sich am Abend in der Rue Richelieu ansammelte, um den Verfasser des „Tartuffe" noch im Sarge zu beschimpfen, beschwichtigte Mademoiselle Molière mit 1000 Livres, die sie zum Fenster hinauswarf.

Molière läßt seinen Vertheidiger in der Critique de l'Ecole des femmes sagen: „Ich finde es viel leichter, sich in schwülstigen Empfindungen zu ergehen, dem Schicksal in Versen zu trotzen, das Geschick anzuklagen und den Göttern Grobheiten zu machen, als gründlich auf die Lächerlichkeiten der Menschen einzugehen und Jedermanns Fehler anmuthig auf dem Theater wiederzugeben. Wenn Ihr Helden malt, so macht Ihr was Ihr wollt; das sind Porträte nach Laune, in denen man keine Aehnlichkeit sieht; Ihr braucht nur der Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, die zuweilen das Wahre bei Seite läßt, um das Wunderbare zu finden. Wenn Ihr aber Menschen darstellt, so müßt Ihr nach der Natur zeichnen; diese Porträte müssen ähnlich sein, und Ihr habt nichts gethan, wenn man die Leute Eures Jahrhunderts nicht wieder erkennt."

Wem fällt da nicht die Theorie des Dänenprinzen ein: Zweck des Schauspiels ist, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten — und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen?" Hat die französische Poesie diese Aufgabe auf ernstem Gebiet nur wenig und höchstens indirect erfüllt, so im Lustspiel desto vollständiger und gelungener, und zwar vornehmlich durch Molière.

Wir können nicht behaupten, Molière sei durchweg Original — wer wäre das seit der Antike gewesen? Molière hat wie Shakespeare sein Gut genommen wo er es fand: er

hat wie Corneille die Spanier studirt und benutzt, doch ohne sie zu verderben; er hat die Italiener gekannt, die italienischen Lazzi der Arlechino, Pulcinella und Scaramuzza aufgenommen, nachgeahmt und verarbeitet; er ist zu den Alten gegangen, wie Racine, und kannte seinen Terenz und Plautus, wie jener den Sophokles und Euripides. Er hat aber auch, was die Andern versäumten, aus der Urquelle des gallischen Esprit, aus Rabelais reichlich getrunken.

Seine Erstlinge, l'Etourdi und le Dépit amoureux, verdankt er Italien, den Etourdi dem Inavvertito des Niccolò Barbieri, zu dem sich eine Novelle des Cervantes gesellte; den schon selbständigern Dépit amoureux dem Niccolò Secco. Die Ecole des maris entstammt dem Stoffe nach der Discreta enamorada des Lope de Vega, die im selben Jahre zu Paris französisch aufgeführt wurde; doch spürt man auch etwas von den „Adelphi" des Terenz und ein wenig Boccaccio. Die Ecole des femmes ist auf Scarron, Cervantes und einen Italiener zurückzuführen, natürlich als auf „zerstreute Glieder". Der Médecin malgré lui ist dem Lope de Vega entlehnt. l'Amour médecin hat ein Stück des Tirso de Molina benutzt. Der „Amphitryon" stammt von Plautus, so wie auch Einzelnes aus dem Avare; der „Don Juan" von dem Spanier Tirso de Molina; Georges Dandin von Boccaccio; die Fourberies de Scapin lehnen sich an den „Phormion" des Terenz. Daß Molière Spanisch und Italienisch verstand, sieht man klärlich im Bourgeois Gentilhomme.

Molière fand lauter Situations-Komödien vor, d. h. Lustspiele, in denen die Komik aus der Lage entsprang, in welche gewisse typische Figuren versetzt waren. Kein Wunder daß auch bei ihm die Situation, der künstlich herbeigeführte Zufall, vielfach das Beste that und daß häufig nicht der Charakter die Ereignisse schuf, sondern der Zufall dem Charakter Relief verlieh. Es ist daher erlaubt, gewisse zum Voraus fertige Typen, z. B. den Avare, den Malade imaginaire zu bekritteln; aber um so glorreicher geht der Dichter aus die-

sem Kampf mit der Routine hervor, wenn er den „Tartuffe", die Ecole des femmes und den Misanthrope schreibt, welches Sitten- und Charakterstücke für ewige Zeiten sind. Da tritt das kritische Genie des Jahrhunderts in poetischer Form auf.

Die vorstehenden Bemerkungen gehören der Literaturgeschichte an. Sehen wir jetzt mit geschärfter Aufmerksamkeit dem Manne zu, der in schwierigster Stellung seiner Zeit den Spiegel vorhält und der, angesichts der Cabale seiner Neider und Feinde und seines persönlichen Mißgeschicks, niemals den Muth verlor, eine unauslöschliche Lache über den Jammer der damaligen französischen Welt zu erregen.

Den ersten Klapps erhielt das Hotel Rambouillet. Diese hohe Schule des Geschmacks aus der Zeit Richelieus hatte sich allmählich der Feinschmeckerei und zuletzt der Abgeschmacktheit ergeben. Der immer fadere, gespreiztere, preciösere Ton, der sich im Kreise der Chapelain, Benserade, Cotin ꝛc. ausbildete, wurde durch Mademoiselle de Scudéry in zehn Bänden „Cyrus" und weitern zehn Bänden „Clélia" über Stadt und Land ausgeschüttet und verdarb Geschichte, Sprache und Sitte zugleich. Es entstand da ein Jargon, von dem La Bruyère sagte, die Eingeweihten hätten sich zuletzt nur noch unter einander verstanden. Da brachte Molière seine Précieuses ridicules aufs Theater: zwei Gänschen aus der Provinz kommen nach Paris und werden von dem Bedienten Mascarille, der sich für einen Marquis à la mode ausgiebt, in der ergötzlichsten Weise düpirt. Einen ehrlichen Heirathsantrag finden sie plump: „wo bliebe der Roman, wenn Cyrus gleich die Mandane heirathete"? — Stühle sind bei diesen Leuten „Bequemlichkeiten der Unterhaltung". Riechen Sie an diesen Handschuhen! heißt: „Heften Sie ein wenig auf diese Handschuhe die Reflection Ihres Geruchsinnes!" Endlich ist das Landconfect gründlich beschämt.

Die Précieuses waren eine einaktige Posse in Prosa. Zehn Jahre später nahm der Dichter dasselbe Thema wieder

auf und schuf die fünfaktige Komödie: les femmes savantes in Versen. Hier griff er tiefer, persiflirte nicht nur die ewigen Sonette, Madrigals, Gedichte nach gegebenen Reimen, Epigramme und Vierzeilen, die ohne Talent, geschraubt und platt von modischen Schöngeistern fabricirt und als Tagesereigniß in Curs gesetzt wurden; nicht nur das eitle und ekle Treiben pedantischer Abbés, die in den Hotels Rambouillet und Longueville als apollinische Pfauen einherstolzirten und angebetet wurden: er brachte echt aristophanisch die Modephilosophie auf die Bretter und geißelte den hochmüthig-heuchlerischen Dualismus, den sich die Précieuses aus einigen Brocken vom Tische des Descartes zurecht gemacht hatten.

Jener obenerwähnte Abbé Cotin, den Molière zuerst Tricotin nannte und dann als Trissotin unsterblich machte, wurde nicht nur als jämmerlicher Reimschmied, sondern auch als Speculant auf ein reiches, unverbildetes Mädchen blosgestellt. Die Damen des Hauses aber, die in der Wirthschaft alles drunter und drüber gehen ließen, machten Tiraden über „Geist und Materie", radotirten von der Herrschaft des „Geistes" über den „Lump" von Körper, schwatzten von der Philosophie, welche

Donne à la raison l'empire souverain,
Soumettant à ses lois la partie animale
Dont l'appétit grossier aux bêtes nous ravale.

Und dann zeigt sich, was das keusche Ohr der Armande nicht hören, ihr keusches Herz aber nicht entbehren kann. Als den alten und jungen Närrinnen die Wahrheit über ihr verrücktes Wesen gesagt wird, vergießt die perfecte alte Jungfer Bélise einen Tropfen Gassendi:

Est-il de petits corps un plus lourd assemblage,
Un esprit composé d'atomes plus bourgeois?
Et de ce même sang se peut-il que je sois!

Dann kommt wieder Cartesius:

Descartes, pour l'aimant, donne fort dans mon sens.
— J'aime ses tourbillons.
— Moi ses mondes tombants.

Und die unvergleichliche Bélise definirt, damit nichts fehle,

une espèce d'amour
Qui doit être épuré comme l'astre du jour.
La substance qui pense y peut être reçue,
Mais nous en bannissons la substance étendue.

Als dieser geistige Janhagel seine Akademie gründet, spricht er das Motto aller verschworenen Coterien aus:

Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis. —

Ein Schlag, der das läppische Bürgerthum zugleich mit dem geckenhaften Adel traf, wurde im Bourgeois Gentilhomme ausgeführt. Denn nicht nur wird der reiche, einfältige Mr. Jourdain grimmig lächerlich gemacht, daß er in allen Gewohnheiten, Fertigkeiten und Sportarten den gens de qualité nachäfft; sondern auch die Muster, die er sich nimmt, und speciell der Graf Dorante, der Schmarotzer, ewige Borger und Lügner von Profession, erhält sein redlich Theil. Ein hoher Adel merkte das so gut, daß er eine Cabale gegen das Stück anspann, welche erst an dem Worte des Königs zu Molière: „Sie haben nichts Besseres gemacht" scheiterte.

Das Motto des Stücks liegt in den Worten Mr. Jourdains: „Wenn ich mit dem Adel umgehe, so zeige ich mein Urtheil, und das ist schöner als mit Eurer Bourgeoisie verkehren," worauf Mme. Jourdain, der gesunde Menschenverstand: „Wahrhaftig, ein großer Gewinn, mit Euren Adeligen umzugehen; Ihr habt es gut gemacht mit dem schönen Herrn Grafen, in den Ihr vernarrt seid!" Das Stück endigt mit Ballet, Gesang und „ungeheurer Heiterkeit", als Mr. Jourdain zum „Mamamouchi" gemacht wird und dem Sohne des Großtürken die Hand seiner Tochter geben will!

In der Ecole des femmes wird uns ausdrücklich erzählt, wie die Adelssucht sich der damaligen bürgerlichen Strohköpfe bemächtigt hatte:

Qui diable vous a fait aussi vous aviser,
A quarante-deux ans de vous faire débaptiser,
Et d'un vieux trone pourri de votre métairie
Vous faire dans le monde un nom de seigneurie?

oder:

Je sais un paysan qu'on appelait Gros-Pierre,
Qui, n'ayant pour tout bien qu'un seul quartier de terre,
Y fit tout alentour faire un fossé bourbeux,
Et de monsieur de l'Ile en prit le nom pompeux.

Und wie verhöhnt Molière die Geschmacklosigkeit des Adels, der das Vorrecht hatte, auf der Bühne selbst zu sitzen: „Wisse denn Marquis, und Ihr Anderen auch, daß der gesunde Verstand keinen bestimmten Platz im Theater hat; daß der Unterschied zwischen einem halben Louisdor und 15 Sous nichts für den guten Geschmack bedeutet; daß man stehend wie sitzend ein schlechtes Urtheil fällen kann und daß ich mich im Allgemeinen lieber auf das Parterre verlasse, weil dort Leute sind, die nach den Regeln urtheilen . . . Ich werde wüthend über die Menschen, die im Theater bei schlechten Stellen Lärm machen und sich bei guten nicht rühren; die vor einem Gemälde und im Concert Alles widersinnig tadeln und loben, technische Ausdrücke aus der Luft schnappen und sie regelmäßig verhunzen. Zum Teufel, Ihr Herren, schweigt!" (Critique de l'Ecole des femmes.)

Das bedeutendste politische Stück Molières, nicht der Form, wohl aber dem Gedanken nach, ist der „Don Juan". Mit Ausnahme der Précieuses hat er hier alle seine Themata angeschlagen: Liederlichkeit und Gewissenlosigkeit des Adels, Leichtgläubigkeit und Dienstwilligkeit des gemeinen Volkes, knechtische Unterwürfigkeit unter den Willen des Monarchen, infame Heuchelei als Freibrief des Lasters. Sogar die Aerzte bekommen ihre Seitenhiebe.

Der Franciscaner Gabriel Tellez, ein Spanier, hatte als Tirso de Molina den Burlador de Sevilla geschrieben, welcher 1658 in französischer Uebersetzung zu Lyon aufgeführt wurde, wo ihn Molière sah. 1661 kam er in Paris aufs Theater. Der französische Bearbeiter Dorimon hatte den spanischen Untertitel: el Convidado de piedra (der „steinerne Gast") in Festin de Pierre („Gastmahl Peters") verwandelt, was leider auch auf Molière überging.

Allerdings ist der „Don Juan“ flüchtig in Prosa hingeschrieben; aber Don Juan selbst ist eine mächtige Charakterfigur, und die Spitzen und Stacheln bohren sich von allen Seiten her tief ins Fleisch der Zeit.

Gusman: „Aber die heiligen Bande der Ehe halten ihn fest.“
Sganarelle: „Ach, mein armer Gusman, Du weißt noch nicht, welch' ein Mensch Don Juan ist.“ — „Der größte Verbrecher, den die Erde je getragen, ein Rasender, ein Hund, ein Dämon, ein Türke, ein Ketzer, der weder an Himmel noch Hölle und Teufel glaubt, der dieses Leben als wahrhafte Bestie verbringt, ein Schwein Epikurs, ein wahrer Sardanapal, der sein Ohr gegen alle Vorstellungen schließt und Alles, was wir glauben, Alfanzereien nennt. — C'est un épouseur à toutes mains.“ Später: „l'épouseur du genre humain.“

Don Juan ist natürlich Cavalier, Edelmann; er vergleicht seine zahllosen Verführungen mit Eroberungen. „In diesem Punkte habe ich die Ambition der Eroberer, die beständig von Sieg zu Sieg fliegen wollen und sich nicht entschließen können, ihre Wünsche zu beschränken. — Wie Alexander möchte ich wünschen, daß es noch andere Welten gäbe, um dorthin meine Liebes-Eroberungen auszudehnen.“

Treubruch und Mord, leichtsinniges Schuldenmachen und Verhöhnung der Gläubiger sind die Devise dieses Edelmanns.

Sein Vater Don Luis sagt ihm: „Erröthest Du nicht, so wenig Deine Geburt zu verdienen? Hast Du das Recht eitel auf sie zu sein? Was hast Du in der Welt gethan, um Edelmann zu sein? Glaubst Du, man brauche nur Namen und Wappen zu führen und es sei ruhmvoll, aus edlem Blut entsprossen zu sein, wenn man infam lebt? Nein, nein! Geburt ist nichts, wo die Tugend nicht ist. Wisse daß ich weit weniger auf den Namen sehe, den man unterschreibt, als auf die Handlungen, die man verrichtet, und daß ich mehr auf den

Sohn eines Lumpensammlers gebe, der ein ehrlicher Mann ist, als auf den Sohn eines Monarchen, der so lebt wie Du".

Die knechtische Unterwürfigkeit des Volks und der Anspruch darauf von Seiten der Hochgestellten spiegelt sich in dem Satze Don Juans: „Glückselig ist der Diener, der den Ruhm haben kann, für seinen Herrn zu sterben".

Und erst die geschlechtliche Frivolität dieser adligen Schnapphähne! Don Juan verläßt die edle Elvire, die ihm Alles geopfert, jagt einer eben Vermählten nach, verspricht den beiden Landmädchen zugleich die Ehe, und das Alles aus Verehrung des schönen Geschlechts, dem man nicht genug huldigen könne, dessen Reize ihn zum permanenten Treubruch zwingen! Das war das Porträt eines Herzogs von Gramont, dessen bunte Perücke aus lauter Locken seiner zahlreichen Geliebten bestand; eines Marquis de Puygelhem, der als Herzog von Lauzun mit 90 Jahren, ein Vorfahr des Königs Jérome, starb. Er war Raufbold, sogar tapferer Offizier unter Mazarin, lebte von den Damen, die er beglückte, und trug eine Kette von Ringen der verschiedensten Schönen um seinen Hals. Er stahl sich in die Gunst Ludwigs XIV., der ihn förmlich liebte. Das Bild der Fürstin von Monaco, mit einem Heiligenschein umgeben, lag in seinem Gebetbuch; er entdeckte und störte ein Rendez-vous zwischen dem Könige und der Fürstin und trat der letztern dafür barsch auf die Hand. Mlle. de Montpensier, die Enkelin Heinrichs IV., verliebte sich in ihn und wollte ihn heirathen. Der König widersetzte sich, wofür die Montespan tödtlich beleidigt wurde. Lauzun ging auf 10 Jahre in die Festung Pignerol, dann heirathete er die Montpensier wirklich mit ihren 53 Jahren. Sie prügelten sich, die Montpensier ging davon, Lauzun aber lebte noch ein Menschenalter lang von Intriguen und Bosheiten. St. Simon hat ihn geschildert. —

Don Juan greift in der äußersten Noth zur Heuchelei: „Warum nicht? Es giebt so viele Andere gleich mir, welche sich derselben Maske bedienen, um die Welt hinters Licht zu führen. — Man braucht sich nicht mehr zu schämen. Die

Heuchelei ist ein Laster in der Mode, und alle Laster in der Mode gelten für Tugenden. Entdeckt man sie auch, so wagt man doch nichts gegen sie zu sagen. Man bildet unter lauter Grimassen einen engen Bund mit allen Leuten von der Partei. Wer Einen stößt, hat sie Alle auf dem Halse, und selbst die ehrlichen Frommen gehen gutmüthig ins Netz der Grimassenschneider und unterstützen blind die Affen ihrer Handlungen. Wie viele glaubst Du daß ich ihrer kenne, die durch solchen Kunstgriff die Unordnungen ihrer Jugend geschickt gutgemacht haben und die unter geachtetem Aeußern sich erlauben dürfen, die schlechtesten Menschen zu bleiben? Irgend ein Senken des Kopfes, ein reuiger Seufzer, zwei Augenverdrehungen bringen alles Gethane in Ordnung. — Ich werde den Rächer der unterdrückten Tugend machen und unter diesem bequemen Vorwande meine Feinde verfolgen, sie der Gottlosigkeit anklagen und gegen sie die indiscreten Eiferer loslassen, die ohne Weiteres gegen sie schreien und sie auf eigene Faust verdammen. So muß man die Schwächen der Menschen benutzen und so findet sich der Kluge mit den Lastern seines Jahrhunderts ab".

Sganarelle: „Es fehlte Euch nur noch Heuchler zu sein, um vollkommen zu werden. Das ist der Gipfel der Abscheulichkeiten". Dieser Zug übertrifft an Tiefe den ganzen „Tartuffe".

Die Hypokriten und der Adel stürzten sich auf den Verräther ihrer Geheimnisse. Ein Herr von Rochemont, Advocat am Parlement, schrieb in seinen „Bemerkungen über eine Komödie Molière's: „Theodosius ließ die Possenreißer, welche unsern Cultus in Theaterstücken verhöhnten, den wilden Thieren vorwerfen, und jene Stücke erreichten nicht die Leidenschaftlichkeit des jetzigen". „Don Juan" mußte von der Affiche verschwinden und kam erst 1677, ganz entstellt durch Thomas Corneille, wieder auf die Bühne. Da er immer wahrer wurde, mußte er sich nach Holland flüchten, wo er 1688 zuerst vollständig gedruckt wurde.

Der „Tartuffe", ursprünglich dreiaktig und vor dem Könige aufgeführt, erhielt nicht den königlichen Beifall. Lud-

wig erblickte darin, nach den Aufzeichnungen des Hofhistoriographen, eine solche Gleichstellung der wahren und falschen Frommen, daß „sein Zartgefühl eine derartige Aehnlichkeit des Lasters und der Tugend nicht billigen konnte". Das Stück wurde für die Oeffentlichkeit verboten, was noch in unserm Jahrhundert der sachkundige erste Napoleon guthieß. Der große Condé ließ es jedoch zu Chantilly fünfaktig aufführen.

Als der König in den spanischen Krieg zog, gestattete er dem Dichter mündlich die Aufführung im Théâtre français, wenn gewisse Stellen wegfielen, der Titel in l'Imposteur und der Held in „Panulphe" umgetauft würde. Auch der Imposteur konnte nur einmal gegeben werden, da der Präsident des Pariser Parlaments, Lamoignon, jede weitere Aufführung verbot. Zugleich bedrohte der Erzbischof Hardouin von Paris Schauspieler wie Zuschauer mit dem Kirchenbann. Molière richtete drei motivirte Gesuche an den König und endlich 1669, nach fünfjährigem Harren, wurde die Erlaubniß ertheilt.

Aus diesen Widerwärtigkeiten und schier unbesiegbaren Hindernissen geht wohl zur Genüge hervor, wie nothwendig es für den Dichter war, seine wahre Absicht zu verclausuliren. In der That wird denn auch der Unterschied zwischen wahrer und falscher Frömmigkeit und das Verdienst der ersteren auffallend stark in dem Stücke betont. Sorgfältigst ist dem leisesten Verdacht aus dem Wege gegangen, als handle es sich um Glauben und Religion, und nicht ausschließlich um die Schufterei der Frömmlinge, um ihre Heuchelei und die weltlichen Zwecke, die sie bei der himmlischen Komödie verfolgen. Aber jeder konnte durchfühlen, daß hier das Ideal Don Juans porträtirt sei, und die Zuthat, daß er abgefeimte Modefrömmling seine politische Denunciation damit rechtfertigt:

Mais l'intérêt du prince est mon premier devoir.
De ce devoir sacré la juste violence
Etouffe dans mon coeur toute reconnaissance;
Et je sacrifierais à de si puissants noeuds
Ami, femme, parents, et moi-même avec eux,

ist wahrlich nicht geeignet, den Mohren weiß zu waschen. Dieser letzte Stich wird kaum wieder gutgemacht durch den Theatercoup am Schlusse, vermöge dessen die Weisheit und Allmacht des Königs —

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude,
Un prince dont les yeux se font jour dans les coeurs,
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs. —
D'un souverain pouvoir il brise les liens
Du contrat qui lui fait don de tous vos biens.

einen rechtsgültigen Vertrag cassirt und den gordischen Knoten zerhaut. Für immer haftet auf Tartuffe das niedliche Brandmal, wie er sich anklagt:

D'avoir pris une puce, en faisant sa prière,
Et de l'avoir tuée avec trop de colère.

Für immer flattert das Schnupftuch in seiner Hand, das er der Dorine mit den Worten entgegen hält:

Couvrez ce sein que je ne saurais voir.

Für immer geilt er vor Elmire:

Je tâte votre habit, l'étoffe en est moelleuse.

Dieses Stück war 10 Jahre später eine bare Unmöglichkeit. Was aber Molière wagte, das that er als Mann, mit vollem Bewußtsein. In der Vorrede sagt er: „Hier ist eine Komödie, welche lange verfolgt worden ist, und die Leute, welche sie spielt, haben gezeigt, daß sie mächtiger in Frankreich waren als alle diejenigen, welche ich bis dahin gespielt hatte. Die Marquis, die Précieuses, die Hahnreie und die Aerzte haben ruhig gelitten, daß man sie dargestellt. Aber die Heuchler haben keinen Spaß verstanden".

Dem Könige selbst sagt sein Kammerdiener in der ersten Vorstellung gegen das Verbot des Stückes: „Die Tartuffes haben unter der Hand die Geschicklichkeit besessen, Gnade vor Ew. Majestät zu finden und die Originale haben endlich die Copie unterdrücken lassen, so unschuldig sie auch war und so ähnlich man sie finden mochte".

Was schließlich den „Misanthrope" betrifft, diese wahre

Tragikomödie der Zeit, voll Lebenskenntniß und herber Kritik, ein Stück eher zum Todtschießen als zum Todtlachen, so kann man nur sagen: Wehe dem Geschlechte, welches sich in diesem Spiegel wiedererkennen mußte!

Wir bedürfen wahrlich nicht der leichtsinnigen Armande Béjart, um die Misanthropie dieses Dramas zu verstehen. Es ist im höhern moralischen Sinne ein „A la mode Kehraus", der da gespielt wird, und von der ganzen Herrlichkeit des vierzehnten Ludwig bleibt schon jetzt, 1666, nichts anders übrig als Lüge, Hohlheit und Fäulniß. — Die Gesellschaft ist verrottet, Jeder lügt dem Andern Artigkeiten ins Gesicht, die er hintennach für leere Form erklärt oder ins Gegentheil verwandelt. Wer da verlangt, alles müsse von Herzen gehn, ist schon dadurch der Narr der Gesellschaft. Alceste ist nur im philosophischen Sinne hochkomisch. Er mag tausendmal Recht haben, wenn er sagt:

> Mes yeux sont trop blessés, et la cour et la ville
> Ne m'offrent rien qu'objets à me chauffer la bile. —
> Je ne trouve partout que lâche flatterie,
> Qu'injustice, intérêt, trahison, fourberie —:

was hat er in dieser Welt zu lieben, wie kommt er dazu, sein Herz an ein Weib zu hängen? Seine Célimène ist doch gerade so gut eine Schwätzerin, die über Alles Phrasen dreht, sich in der Médisance gefällt, wie alle Andern.

Nicht einmal der Hof findet Gnade vor Alceste:

> Le ciel ne m'a point fait, en me donnant le jour,
> Une ame compatible avec l'air de la cour.

Ganz Frankreich ist keinen Schuß Pulver werth:

> Et qui n'a pas le don de cacher ce qu'il pense,
> Doit faire en ce pays fort peu de résidence.

So daß es wie die bitterste Ironie lautet, wenn Alceste von einem schlechten Gedicht sagt:

> Hors qu'un commandement exprès du roi me vienne,
> De trouver bons les vers dont on se met en peine,
> Je soutiendrai toujours, morbleu, qu'ils sont mauvais,
> Et qu'un homme est pendable après les avoir faits.

Die Justiz ist wurmstichig, Gerechtigkeit ist Gefälligkeit, der Ungefällige verliert seinen Proceß. Um eine Partei zu discreditiren, schiebt man ihr die Urheberschaft von anrüchigen Büchern unter (wie es dem Dichter selbst passirte). Kurz, dem Misanthropen bleibt nichts übrig, als die Lüge der Freundschaft, die Falschheit der Liebe, die Verkehrung aller Sitte, die Käuflichkeit des Rechts, die totale Corruption der Gesellschaft zu constatiren, um — seinen Haß gegen diese Gesellschaft gerechtfertigt zu sehen.

Nach allem dem aber wird es verständlich, wenn Racine, mit dem sich Molière eine Weile verfeindet hatte, unserm Dichter den ersten Platz unter den Zeitgenossen einräumte. „Welches ist der beste Schriftsteller meiner Zeit?" frug Ludwig XIV. Racine. „Sire, das ist Molière," antwortete ohne Zögern Racine. Und der König: „Ich glaubte es nicht, aber Sie verstehen sich besser darauf als ich." —

Und Boileau, freimüthiger als er im Bedientenrock seiner Zeit aussieht: „Ich weiß keinen, der ihm an Geist und Naturgabe überlegen wäre. Dieser große Mann ragt weit über Corneille, Racine und mich hinaus; denn," fügte er lächelnd hinzu, „ich muß mich auch wohl mitzählen".

Dem Könige wäre so etwas sicher nicht eingefallen — sein Kammerdiener ein „großer Mann"! Der schlaue Diplomat und raffinirte Depeschenschreiber war in Sachen des Geschmackes auf das Pompöse und Emphatische und auf die Posse beschränkt. Es liegt darin kein Widerspruch; die ausbündigsten „Staatsmänner" können gleichwohl ungebildete, ja rohe Naturen sein.

Boileau-Despréaux (1636—1711), auch ein Pariser, der Zeitgenosse Racines, den er überlebte, der Freund Racines und Molières, entstammte gleich ihnen dem bürgerlichen Mittelstande. Er kannte das Alterthum gründlich, wie Racine, und beobachtete scharf wie Molière. Seine poetische Anlage war gering, wie namentlich seine „Oden" beweisen; er war

von kritischer Natur bis in die angeblich poetischen Schöpfungen hinein. Seine „Satiren" und „Episteln", sowie sein komisches Epos le Lutrin, sind elegant gereimte und correct versificirte Prosa. Seine dichterische Fähigkeit wird am besten ausgedrückt durch die Art poétique, der Ars poetica des Horaz nachgebildet. Er war der französische Aristoteles, soweit Frankreich den Aristoteles verstand; weit mehr der französische Horaz und Longinus. Kein größerer Feind und glücklicherer Verspötter des Schwulstes als Boileau:

Tout doit tendre au bon sens. —
Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.

Der Vers und die klare Diction bilden in den „Satiren" wie in der „Poetik" sein Hauptaugenmerk; er verwirft die reimlose Poesie, eben so sehr die phrase insipide, welche des Reimes wegen herbeigeholt wird. Er preist den „Wort- und Sylben-Tyrannen" Malherbe, mit dem die französische Literatur angefangen habe:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles du devoir.

Der Pegasus ist ein Schulpferd und muß zugeritten werden. Boileau ist zugleich Cartesianer, und die cartesische Philosophie giebt ihm die Regel für den Inhalt der Poesie:

Aimez donc la raison. Que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix!

Wer den Pegasus besteigt, muß Cartesianer sein! Mit dieser Ästhetik kommt man nicht weit, und als die großen Dichter todt waren, mühte sich die französische Poesie in der Reitschule ab.

Gäbe es in der Poesie, in der Kunst überhaupt, eine goldene Mittelstraße, Boileau hätte sie für immer gezeigt und abgesteckt. Er erhob einseitig die Correctheit und Nüchternheit zur Regel. Man vergesse aber nicht, mit welchen Ungeheuerlichkeiten und Extravaganzen, mit welchen Fadaisen und

Geschmacklosigkeiten der Kritiker zu kämpfen hatte; wie wohlthätig seine Stachelruthe auf die Romane und Poetastereien des Hotel Rambouillet niederschlug, wie er neben Molière die Preciösen fuchtelte und die Chapelain, die Cotin und Trissotin züchtigte.

Es ist doch nicht wenig gesagt, wenn man behaupten darf, Boileau habe sich, mit Ausnahme Lafontaine's, an nichts Bedeutendem und Großem vergriffen, sondern diesem nur die Wege offen gehalten. Den Corneille, welchen der König vernachlässigte, vertheidigte Boileau vor ihm. Molières „Ecole des femmes," die so gehässig angegriffen wurde, besang er in eigenen Stanzen. Die „Phädra" Racines lobte er entschieden und warm. Aber gegen die Nachtreter der großen Dramatiker, gegen die Thomas Corneille, Pradon und Montfleury, legte er seine kritische Lanze ein.

Boileaus strenges Regelthum, seine Correctheit in der Kritik wie im Umgang machten ihn dem König angenehm. Vor seiner Gelehrsamkeit, die sich nicht aufdrängte, beugte sich die königliche Unwissenheit. Boileau fügte sich ohne Anstrengung dem Hofton und pries als Hofhistoriograph mit 2000 Livres Gehalt gelegentlich den „Unüberwindlichen" in Versen.

Doch kommen schon in der ersten Regierungsperiode des Königs auch Warnungen vor. 1668 sagt er dem jungen Triumphator:

Mais quelques vains lauriers que promette la guerre,
On peut être héros, sans ravager la terre.

Aber einen König,

Qui du bonheur publie ait cimenté sa gloire,
Il faut pour le trouver courir toute l'histoire.

Nach dem Rheinübergang von 1672, bei dem sich der König feige betragen hatte, huldigte allerdings Boileau dem allgemeinen Schwindel:

Je t'attends dans deux ans aux bords de l'Hellespont!

Ganz ohne Ironie vermochte aber doch der tief ver-

ständige Satiriker nicht zu bleiben, und gewiß hat er zu dem Verse gelächelt:

Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire.

Repräsentirte Boileau die französische Poesie seiner Zeit durch den „Lutrin" (Chorpult), so hätte sich Frankreich nicht über das damalige Italien erhoben, wo von Tasso noch der Tassoni übrig war und ein dem Ariost „geraubter Eimer" (la secchia rapita) die Inhaltsleere des Epos ausdrückte. Der „Lutrin" ist dem Tassoni nachgebildet, ging später nach England über, wo Pope's „Lockenraub" daraus wurde und endigte bei uns als Zachariäsches „Schnupftuch".

Wenn je ein Mann von der Literatur- und Kulturgeschichte verkannt, wenn je ein Werk des Talents verkehrt betrachtet und angewendet worden ist, so war dies das Loos Lafontaine's und seiner „Fabeln". Er hätte seit 200 Jahren Gelegenheit genug gehabt, seinen kaustischen Witz an seinen Lobern und an den meisten seiner Tadler, so wie an sämmtlichen Schulmeistern der Erde zu üben.

Jean de Lafontaine (1621—95) war ein Landedelmann aus Château-Thierry in der sprühenden Champagne. Sein Vater war Forstmeister und der Sohn folgte ihm eine Weile im Amte, das ihn wenigstens mit der Thierwelt vertraut machte. Mit 26 Jahren heirathete er ein Mädchen von 15 Jahren. Sie war keine Hausfrau, er zerstreut. Sie schieden ohne Hader von einander und Lafontaine ging von dannen. Wir treffen ihn bald auf dem Schlosse Vaux bei Fouquet, dem er auch im Unglück treu verblieb. Stets der Protection bedürftig, schloß er sich eng an die geistreiche Herzogin von Bouillon an und residirte mit ihr seit 1664 in Paris. Für sie veröffentlichte er 1665 seine Contes. In Paris lebte er in innigster Freundschaft mit dem gleichalterigen Molière (1622) und den jungen Koryphäen Boileau (1636) und Racine (1639). Nach dem Tode der Herzogin von Bouillon war er verwaist; mit einer Rolle unter dem Arme begegnete er der Marquise de La Sablière; als diese ihn frug, warum er nicht

zu ihr komme, erwiderte er: Madame, j'y allai. Fortan bewohnte er das Haus der Marquise. Er wurde Mitglied der Akademie, obgleich der König mit der Bestätigung gezögert hatte. 1692 erkrankte er und die La Sablière drang in Gemeinschaft mit Racine auf eine sog. Bekehrung, auf eine demüthige Anerkennung des officiellen Kirchenthums, dem der Poet stets fern gestanden hatte. Lafontaine ließ machen und bekundete nach der Genesung seinen religiösen Wandel durch Kirchenlieder und ein Gedicht: Dies irae. Am 13. April 1695 starb er mit 74 Jahren.

Lafontaine war in seiner besten Zeit ein schöner, kräftiger, nur stets gebeugter Mann; er hatte große Augen und einen feinen Mund, wie uns das Bild Mignard's verräth. Sein Wesen war eine Mischung von Gutmüthigkeit und Schalkheit, von steter Zerstreuung und aufmerksamer Beobachtung. In dem Vierblatt: Lafontaine, Molière, Racine und Boileau stand er zu Molière als Sitten- und Charakterzeichner, besonders aber in seiner Vorliebe für die ältere französische Literatur und die realistische Darstellung in naiver Form. Auch die späte Entwickelung hat er mit Molière gemein; mit 20 Jahren hatte er noch kein Zeichen geistigen Lebens von sich gegeben; er zählte 34, als die Contes erschienen.

Lafontaine liebte den Boccaccio und die Erzählungen der Königin von Navarra; er war zu Hause in den Contes und Fabliaux des Mittelalters; er studirte den Terenz und den Rabelais, wie Molière. Er warf sich auf die Fabeln des Braminen Bilpay, welche 1644 in einer französischen Bearbeitung erschienen, und lernte darin, wie man einem Tyrannen durch den Mund der Thiere Weisheit lehrt. Aeußerst congenial waren ihm die Fabeln von Corrozes aus dem 16. Jahrhundert, in denen sich der alte Roman du Renart in einzelne Episoden zersetzte. Aesop und Phädrus verstanden sich von selbst.

Der Inhalt bestimmte zugleich die Form. Von Malherbe, den er für ein Muster gehalten hatte, wandte er sich mit den Worten ab: „Er war drauf und dran mich zu verderben."

Gedrungene, oft archaistische Sprache, malerischer Ausdruck, poetische Einkleidung des Gedankens wurde sein Ideal. So konnte ihm Boileau nie ganz gerecht werden, und so blieb er mitten in dem modernen Paris ein Einsiedler aus einer frühern Welt, daneben ein Sonderling, der sich über die gesellschaftliche Etikette wegsetzte, der schweigend seine Beobachtungen machte, stets sich der Faulenzerei anklagte, wenig producirte, aber seine Verse feilte wie Keiner. Trotz seiner literarischen Bosheit war er gutmüthig wie ein Kind, wohlthätig bis zum Excess, und weil die Wenigsten ihn verstanden, glaubte man ihn mit dem Ehrentitel le Bonhomme abzuthun. Seine Krankenwärterin, die den ewigen Sermonen des Abbé Pouget beiwohnte, sagte zu diesem: Dieu n'aura jamais le courage de le damner.

Die Contes oder „Erzählungen" Lafontaines erregten wegen ihrer unverschleierten Natürlichkeit Scandal bei Hofe. Der Verfasser verrieth jedoch in seinen Darstellungen von Liebesabenteuern durchaus nicht persönliche Gelüste, sondern einfach seine Vorliebe für Boccaccio und die französischen Contes, im Gegensatz zu allem, was in der neufranzösischen Literatur mignard, guindé, ampoulé und coquet zu nennen war.

Die berühmten „Fabeln" Lafontaines, in denen sich orientalische, äsopische und altfranzösische Elemente und Einflüsse verbinden, sind meistens der allerverkehrtesten Beurtheilung verfallen. Wenn die Thierfabel ein Niederschlag des Thierepos ist, so kann man unmöglich die Forderung an sie stellen, stets mit einem moralischen fabula docet zu schließen. Wenn Aesop und Phädrus sich dieser Forderung fügten, so thuen es die Orientalen und die französischen Fabliaux nicht. Bei ihnen hängt der Fabel noch ein Stück Epos an, und das Epos von Reinecke dem Fuchs ist wahrlich kein Text für erbauliche Predigten, vielmehr die poetische Darstellung des bösen Weltlaufs, die „unheilige Weltbibel". Nun aber sagt uns Lafontaine ausdrücklich, er bringe une ample comédie en cent actes divers, und anderswo: Je me sers d'animaux

pour instruire les hommes, keineswegs pour prêcher oder moraliser les hommes.

Damit erledigt sich auch der Vorwurf Lessings, Lafontaine habe die Fabel nicht einfach und schmucklos gelassen. Lessing nahm die Fabel im strengen antik-classischen Sinn, Lafontaine dagegen als ausgeführte episch-dramatische Dichtung im kleinen Rahmen.

Instruire les hommes, hatte Lafontaine gesagt, aber nicht les enfants. Wenn er die Thiere als Sprachrohre menschlichen Handelns und Leidens, menschlicher Tücke und Bosheit, menschlicher Rache und Polemik gebraucht; wenn er mit seinen versteckten Angriffen die siegreichen Großen und Mächtigen nicht schont: so wird häufig die scheinbare Moral der Fabel nur die Unmoral des Weltlaufs ausdrücken. Er taugt daher für den Jugendunterricht durchaus nicht, es sei denn daß man superkluge, rechthaberische, herzlose Kinder erziehen wolle. Er hat das selbst sehr genau gewußt, indem er für den Enkel des Königs, den Herzog von Burgund, eine strenge Auswahl traf. In diesem Betracht hat Lamartine vollkommen Recht, wenn er sagt: „die Fabeln Lafontaines taugen nicht für Kinder, das ist Gift und nicht Milch für die Lippen und Herzen dieses Alters." Nur dagegen muß man protestiren, daß Lamartine den Grund seines wegwerfenden Urtheils in der Person des Dichters sucht und diesen „weder sittsam noch naiv" nennt. Die „Sittsamkeit" wollen wir auf sich beruhen lassen, da sie mit der Erzählung des Weltlaufs gar nichts zu schaffen hat; jedenfalls aber hat die naive und stets discrete Form der Darstellung Lafontaines keine solche moralische Herzenserweichung oder vielmehr unmoralische Verweichlichung hervorgebracht, wie die Sentimentalität und krankhafte Selbstberäucherung Lamartines.

Der wirkliche Verlauf der Dinge in der Welt gewährt höchst selten ein ganz untadelhaftes moralisches Axiom; die Gegensätze sind bei weitem nicht immer die von Schwarz und

Weiß, und sehr häufig ist die vom Dichter ausgesprochene Moral die allerbitterste Ironie.

Gerade bei den bekanntesten Fabeln unsres Dichters kommt die gestrenge Moral mit Quetschungen davon: so bei „Grille und Ameise", wo das Schlußwort: Eh bien, dansez maintenant! eine boshafte Hartherzigkeit ausdrückt; bei „Rabe und Fuchs", wo man lernt, den Vortheil von der Eitelkeit Anderer ziehen; bei „Fuchs und Storch", wo Böses mit Bösem vergolten wird; bei „Fuchs und Bock", wo niederträchtige Hinterlist den Preis erhält. Vorausgesetzt, daß eine Moral für Kinder in diesen Fabeln zu suchen sei. Denkt man sich jedoch den Dichter in der Rolle des „Alceste" bei Molière, geht man davon aus, daß Lafontaine die Ereignisse und Sitten seiner Zeit vor sich hat und in den Fabelstoffen passende Illustrationen dazu findet, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen.

Dann versteht man „Habicht und Nachtigall" mit dem grausen Schluß: Ventre affamé n'a point d'oreilles; dann auch „Wolf und Lamm" mit der Impertinenz gleich an der Spitze: La raison du plus fort est toujours la meilleure, was doch dem Dichter seit der Cabinettsjustiz gegen Fouquet sehr zuwider war.

Alles das paßt nicht für die kindliche Anschauung; es vergiftet sie gradezu. Eben so wenig passen die „Frösche, die einen König haben wollen" und die, nicht zufrieden mit dem Klotz, einen Storch bekamen,

Qui les croque, qui les tue,
Qui les gobe à son plaisir,

und denen Jupiter, um ihren Beschwerden ein Ende zu machen, zuruft:

De celui-ci contentez-vous,
De peur d'en rencontrer un pire.

Ganz unbrauchbar für pädagogische Zwecke, wenn auch sonst vorzüglich, sind die „Pestkranken Thiere". König Löwe sucht ein Opfer, um die Götter zu beschwichtigen; er erkennt zunächst seine eigenen Verbrechen an. Aber der Fuchs wirft ihm ein:

Sire . . . vous êtes trop bon roi, —
Eh bien, manger moutons, canaille, sotte espèce,
Est-ce un péché? Non, non. Vous leur fites, seigneur,
En les croquant, beaucoup d'honneur.

Endlich bekennt der Esel, daß er auf einer Mönchswiese eine Zunge voll Gras genommen. Alle finden ihn schuldig des größten Verbrechens:

Quel crime abominable!
Rien que la mort n'était capable
D'expier son forfait: on le lui fit bien voir.
Selon que vous serez puissant ou misérable,
Les jugements de cour vous rendront blanc ou noir.

Das ist „Alceste" in anderer, noch spitzerer Form. — So wird uns Lafontaine in seinen „Fabeln" zu einer Quelle kulturgeschichtlicher Erkenntniß seiner Zeit; er bildet neben Molière den Anfang einer Opposition, die erst in der zweiten Regierungsperiode des Königs durch directen Angriff und genauere Formulirung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Da ging die schöne und spirituelle Marquise de Sévigné (1626—1696) ganz anders auf in der goldglitzernden, parfümirten Atmosphäre von Versailles. Sie spiegelt so recht die Eleganz der schönen Welt — ohne deren frivole Genußsucht, ihren Esprit — ohne die Fadaisen, ihre Sprache — aber wie von Boileau geschult, wieder. Sie hat natürliches Gefühl, aber sie faßt es beständig in Brillanten; sie hat Verstand, aber sie läßt ihn auch mit Selbstbewußtsein leuchten. Und vor und über Allem ist sie trunken vom Glanz des Hofes, von der Pracht und der Glorie des Königs: sie kann es gar nicht glauben, daß die Feinde des großen Louis auch tüchtige Soldaten haben; eine Niederlage der Franzosen erscheint ihr wie ein Bruch in der Weltordnung.

Das Werk, an welches sich ihr Name und ihre Bedeutung knüpfen, sind die „Briefe" an ihre Tochter Madame de Grignan, die sie in der Ferne ebenso abgöttisch liebte, wie sie

sich in der Nähe keine Minute mit ihr vertrug. Der Ton dieser Briefe ist uns heutzutage vielfach unverständlich; um so besser charakterisirt er die überspannte Art der Zeit, welche alle natürlichen Gefühle im Ausdruck outrirte.

Sieht man genau zu, so hat die Sévigné aus ihrer Tochter eine herzlose Egoistin gemacht: auf die Adoration der Mutter folgte fast regelmäßig ein Bettelbrief der Tochter. Ihr Herr Gemahl, mit dem sie nur auf dem Fuße der Höflichkeit gelebt, hatte seiner Zeit der jungen Ninon de l'Enclos den Hof gemacht; ihr Herr Sohn nahm diese Bewerbung bei der 65jährigen Courtisane wieder auf. Derselbe Charles hatte eine Liaison mit einer Schauspielerin; die Mama ließ machen und geschehen und nannte die Actrice gar ihre „Schwiegertochter".

Sie selbst hat Anbeter genug gehabt, zuerst den Herzog von Rohan, dann den Oberintendanten Fouquet, hierauf einen Vetter, Marquis de Rassi, endlich den Prinzen von Conti, der in ihrem Schlafzimmer (dans la ruelle) spazieren ging. Aber wie sie aus dem Hotel Rambouillet hervorging, ohne preciös zu sein, so trieb sie die Galanterie, ohne die jansenistischen Eindrücke ihrer ersten Erziehung gänzlich zu verlieren. Sie war eine Art Célimène.

Der berühmte Charaktermaler Jean de la Bruyère (1644—99) hielt sich den Kopf freier als die Sévigné. Er lebte beständig am Hofe, wie die Sévigné, wie Boileau, und bewahrte sich doch ein ziemlich freies Urtheil. Seine „Charaktere Theophrasts, aus dem Griechischen, nebst den Charakteren und Sitten dieses Jahrhunderts" erschienen grade in der Krisis 1688, als der Orleanskrieg ausbrach und Ludwig XIV. abwärts zu steigen begann. Das Revolutions-Edict und die Dragonnaden waren bereits erlebt, als La Bruyère drucken ließ: „Ein Devoter (Frömmling) ist derjenige, welcher unter einem atheistischen Könige Atheist sein würde". Ein kurzer Commentar zu „Tartuffe".

Die ganze Schwierigkeit seiner Position als Sittenmaler war ihm nicht nur zum Bewußtsein gekommen, er drückte sie

auch freimüthig dahin aus: „Ein Mann, der als Christ und Franzose geboren wurde, findet sich bei der Satire eingeengt; die großen Themata sind ihm verboten. Er greift sie bisweilen an, dann wendet er sich ab zu kleinern Gegenständen, die er durch sein Talent und seinen schönen Styl zu heben sucht".

Zwei Jahre vorher war der Entretien sur la pluralité des mondes, die praktische Erläuterung des wahren kosmischen Systems, von Fontenelle erschienen. Damit rührte sich in Frankreich selbst die Aufklärung, welche die Erulanten im Haag so kräftig von Außen betrieben, und zugleich war die pikante und geistreiche Form des Dialogs auf die Tagesordnung gesetzt, welche die Bewegung der Geister so mächtig fördern sollte.

Es ist Pflicht und Verlegenheit zugleich, der großen Kanzelredner unter Ludwig XIV. zu gedenken. Die officielle Theologie hat überall einen so bestimmten Typus, daß man bei ihr immer an das Wort La Bruyère's über die „Devoten" erinnert wird und daß sich in ihren Leistungen nur ein Unterschied im Talent bemerklich macht. In einer Periode, die ganz der Form lebte, mit der sie den vorgeschriebenen Inhalt verbrämte; zu einer Zeit, als die Talente Alles galten, das Genie stets Quarantäne halten mußte, gewinnt allerdings auch die Form der geistlichen Beredtsamkeit und des theologischen Styles Interesse.

Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), ein Jesuitenzögling aus Burgund, war der eigentliche Leibtheologe Ludwigs und das geistliche Orakel seiner Regierung, der glücklichere Laud Frankreichs. Als profunder Theologe, gewaltiger Redner und scharfsinniger Kopf wurde er zur Erziehung des ältern Herzogs von Burgund, des ersten Dauphins, berufen und später zum Bischof von Meaux ernannt. Er hieß der „Bischof (auch „der Adler") von Meaux", wie Rabelais der „Pfarrer von Meudon" geheißen hatte. In dieser Stellung leitete er das französische National-Concil und setzte die vier

gallicanischen Artikel durch. Strengkatholisch, aber nationalfranzösisch: das war seine Devise, weil es die des Königs war. Strengkatholisch war seine sehr geschickte Schrift über die Variations des églises réformées, gegen Calvinisten und Lutheraner. Daß die Reformation in die unterste Hölle zu verdammen sei, verstand sich am Hofe Ludwigs so sehr von selbst, daß sogar der Cartesianer Boileau nicht umhin konnte, gegen den

Fougueux moine, auteur des troubles germaniques,

zu donnern. Bossuet übersetzte dann seine theoretischen Diatriben in die praktische Verfolgung der Ketzer.

Nationalfranzösisch bekämpfte er die politische Anmaßung Roms, und als echter Hofprediger des großen Königs gab er den geistlichen Schauspieler mit ganz erlesenem Talent bei den Begräbnissen hoher Persönlichkeiten ab. Der Sermon funèbre war seine Force. Da die gerichtliche Beredtsamkeit nur engen Spielraum hatte, die politische ganz gestrichen war, so setzte Bossuet die christliche oben an und seine sechs Trauerreden wurden Staatsangelegenheiten, öffentliche Ereignisse. Er begrub die Königin von England, deren Tochter, die Herzogin von Orleans, den großen Condé, die Königin Marie Therese, die Pfalzgräfin Anna und den Kanzler Letellier, den er wegen der Widerrufung des Edicts von Nantes und der Protestantenverfolgung in den Himmel erhob.

Soll man ihn mit Jemandem aus einer andern Branche der Kunst vergleichen, so steht er dem Corneille am nächsten, wegen der beständigen Erhabenheit des Ausdrucks, die auch er bis zur Ueberspannung trieb. Will man dem Manne, der sich einen Gregor von Nazianz, einen Gregor von Nissa, einen Ambrosius von Mailand zu Mustern genommen und der sich mit Wohlgefallen den „zweiten St. Bernhard" nennen hörte, Herz und Nieren prüfen, so lese man seine Maximes et Réflexions sur la Comédie, und namentlich den bigotten Unverstand, die theologische Bosheit, die er über Molière auskramt:

„Wir müssen also die Gottlosigkeiten und Infamien, von

denen die Komödien Molières strotzen, als ehrbar gelten lassen, oder man darf die Stücke eines Autors, der sozusagen unter unsern Augen verschieden ist und der noch jetzt alle Theater mit den gröbsten Zweideutigkeiten erfüllt, von denen jemals die Ohren der Christen inficirt wurden, nicht mehr unter die heutigen Theaterstücke zählen . . . Bedenkt doch nur, ob Ihr es wagt, angesichts des Himmels Stücke zu vertheidigen, worin Tugend und Frömmigkeit beständig lächerlich sind, die Corruption beständig entschuldigt und beständig angenehm dargestellt wird! . . . Die Nachwelt wird vielleicht einst das Ende dieses Poeten erfahren, der bei der Aufführung seines Malade imaginiare den letzten Angriff der Krankheit erlitt, an welcher er wenige Stunden darauf starb, um sich von den Späßen des Theaters, unter denen er fast den letzten Seufzer ausstieß, vor das Gericht dessen zu begeben, der da gesagt hat: „Wehe Euch, die Ihr lacht, denn Ihr werdet weinen!"

Diese Verdammung bildet den Edelstein in der Krone Molières. Guarda e passa! — Wie ganz anders zeigt sich uns der hohe und milde Fénélon, wenn er von Molière sagt: Ich muß es stets von Neuem wiederholen: „Ich finde ihn groß!" —

Bourdaloue (1632—1704), ein Jesuitenpater, ersetzte häufig Bossuet im Predigtamte. Weit entfernt von hochtrabender Emphase, klar-verständig, wirkte er auf die Ueberzeugung seiner Zuhörer. Die „raison" wiegt so sehr bei ihm vor, daß er sie sogar in seinen Sermons sur les mystères einbürgert. Er erinnert an Boileau in dessen Verhältniß zu Corneille. Man kann sogar sagen: es war ein jansenistisches Element in ihm, er streift an Pascal in dessen Pensées. Ganz ähnlich wie dort lautet es in dem Sermon sur la Trinité Bourdaloue's: „Wenn ich an einen Gott in drei Personen glaube, so bringe ich ihm ein Opfer, und welches! Das Opfer des edelsten Theils meiner selbst, meiner Vernunft".

Esprit Fléchier (1632—1710), Bischof von Nîmes, hatte sich offenbar den Bossuet zum Muster genommen; wo er diesen nicht erreichte, wurde er gemacht. Attische Eleganz zeichnet

ihn wieder vor dem gründlichern Bourdaloue aus. Er glänzte wie Bossuet in der Trauerrede und begrub sensationell den bekehrten Turenne, den Tartuffe-Verfolger Lamoignon, die Herzogin von Montausier, eine Tochter der Rambouillet, die Herzogin von Aiguillon, eine Nichte Richelieus, eine eifrige Mitarbeiterin am Barmherzigkeitswerke des heiligen Vincenz von Paula; endlich die bayerische Dauphine, die Mutter des hoffnungsvollen Herzogs von Burgund und des spanischen Königs Philipps V.

J. B. Massillon (1665—1742), Bischof von Clermont, wächst aus unserer Periode heraus, in die folgende hinein, und schließt sich, so seltsam es klingt, an die Lafontaine und La Bruyère an. Er war der größte Kanzelredner unter den Vieren, und zeichnete sich durch eine graciöse Milde aus, die ihn mit Racine vergleichen ließ. Seine wahre Bedeutung, und zwar eine politische, erlangte er jedoch erst durch den großartigen Freimuth, den er in seinen Predigten des Mi-Carême vor dem jungen Ludwig XV. offenbarte.

Die herrliche Gestalt Fénélons wird uns weiterhin in Anspruch nehmen; er tritt erst in der zweiten Periode des Königs in volle Beleuchtung.

Den vier katholischen Rednern gegenüber ist es Pflicht, auch an den gewaltigen calvinischen Kanzelhelden Jacques Saurin zu erinnern.

Daß in der Versailler Luft keine Geschichtschreibung aufkommen konnte, ist selbstverständlich. Höchstens wurde diplomatisches Material gesammelt. Wo das religiöse und das politische Credo so streng vorgeschrieben waren, da lag auch die historische Wahrheit in Banden. Bossuet zog auch auf diesem Gebiet die Gränze. In seinem Discours sur l'histoire universelle, der übrigens das hohe Verdienst hat, das erste Tasten nach einer Philosophie der Geschichte zu bedeuten, erklärte er das katholische Reich Gottes für den Inhalt und Zweck der Weltgeschichte, alles Frühere für Mittel und Durch-

gangspunkte. Der Calviniſt Iſaak de Beauſobre nahm mit demſelben Rechte ſeine Kirche zum Leitſtern im Wirrſal der Geſchichte, ohne mehr damit zu beweiſen.

Der Boſſuet'ſchen Maxime entſprachen in der Behandlung der Profangeſchichte der P. Daniel in ſeiner „Geſchichte Frankreichs" und der P. d'Orleans in ſeiner Darſtellung der Engliſchen Revolution. Unendlich beſſer und gründlicher war die „Geſchichte Englands" von dem Calviniſten Rapin de Thoyras, der natürlich im Auslande lebte.

Vertot in ſeinen Révolutions romaines und Saint-Réal in den Conjurations de Venise ſchrieben Romane, und nicht Geſchichte, wie in neuerer Zeit Lamartine und theilweiſe auch Thiers.

Da iſt es gewiß höchlich zu verwundern, daß François de Mézérai (1610—83) in ſeiner „Geſchichte Frankreichs bis zum Ende der Valois", alſo gerade bis auf Heinrich IV., ſo freimüthig und mitunter ſo ſcharf zu ſchreiben wagte. Unſere Verwunderung ſteigert ſich noch, wenn wir erfahren, daß Mézérai Hofmann war und im Dienſte des Königs, gegen eine Penſion von 4000 L. ſchrieb. Als er jedoch die willkürlichen Beſteuerungen der Vergangenheit rügte, klopfte ihm Colbert auf die Finger: der König wolle keine „Betrachtungen über das Benehmen ſeiner Vorfahren und über eine längſt zu Recht beſtehende Politik"! Wenn Mézérai mehr Moraliſt als Hiſtoriker war, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, in ſchwüler Zeit zuerſt wieder an das „Naturrecht", an die Grundlagen der Vergeſellſchaftung erinnert zu haben.

Ludwig XIV. pflegt auch wegen ſeiner Beförderung der bildenden und zierenden Künſte geprieſen zu werden. Leider war die Zeit der großen Meiſter und des großen Styles vorüber. Die Bologneſen verbrauchten die Traditionen ihrer claſſiſchen Vorgänger, vermochten aber ſchon als Eklektiker nicht eine neue Bahn zu öffnen. Die Großkunſt fuhr in den

alten Geleisen und die Kleinkunst der Niederländer behagte dem hochfahrenden Sinn des Königs nicht. Hätte er aber auch, gleichwie er Marschälle und Herzöge machte, einen Lionardo und einen Raffael decretiren können: er würde sie lediglich zur Verherrlichung seiner Person und angeblichen Großthaten angehalten haben. Auf sein Commando rührte sich die wahre Kunst nicht; sie wurde immer stiller, und Rococo und Zopf lauerten auf die Erbfolge.

Der Hauptmaler unserer Periode, der eigentliche Hofkünstler Ludwigs war Charles Lebrun (1618—90). Lebrun war im höchsten Grade talentvoll, er hatte eine große Begabung zur Composition und zur Zeichnung. Um sich auszubilden, ging er nach Rom, studirte dort den Poussin und besonders den Raffael. Von der Farbe sah er jedoch nur den matten Abglanz. So wurde aus ihm auf des Königs Geheiß ein phantasievoller Decorateur, der mit seinen geschraubten Erfindungen ohne Mark und Lustre die Säle von Versailles und die Galerie des Louvre füllte, ohne eines gesunden Sterblichen warme Empfindung hervorzulocken. Theatralischer Pomp ist der Charakter seiner Darstellungen aus dem Leben Alexanders des Großen, hohles Schaugepränge sein Triumph Ludwigs, vor dem sich der Olymp beugt! Die königliche Großmannsucht hat da einen wirklichen Künstler zum schalen Formalisten heruntergebracht. Was der Kleinkunst vom Könige zum Vorwurf gemacht wurde, das producirte der „Cläſſiker" Lebrun — des magots, Zierasfereien, hohles Chinesenthum.

In dem Lustschloß Marly unweit von Versailles hat sich der König eine ganz private Pagode errichtet: oben in der Kuppel thront der Sonnengott auf goldenem Wagen; 12 kleinere Pavillons im Kreise figuriren den Thierkreis. Hier betete Ludwig sich selbst an als Roi-soleil, als Sonnenkönig!

François Girardon, der Bildhauer, arbeitete nach Lebruns Zeichnungen, ebenfalls für Versailles, und schuf die Decorations-Plastik oder die Schnörkelmalerei in Stein. Die Statuen im Schloß und Park von Versailles haben nichts

mehr von der ruhigen Würde der Plastik; sie scheinen aus Biscuit und für den Salon gemacht.

Versailles war schon unter Ludwig XIII. zu einem königlichen Asyl auserlesen worden; Mazarin hatte hier ein kleines Lustschloß angelegt. Ludwig XIV. führte den Gedanken: in der Wüste einen Olymp für sich und die elyseischen Felder für die auserwählten Seligen, fern von dem profanen Paris, zu schaffen, seit dem Frieden von Nimwegen aus. Arbeiter und Soldaten wurden ans Werk gestellt und kamen massenweise in der Sumpfluft um. Die vergeblich versuchte Ableitung der Eure nach Versailles kostete allein 30,000 Soldaten das Leben. Als der massige Bau des Architekten Mansard mit seiner unarticulirten Façade 1682 bezogen wurde, hatte er 150 Mill. Livres gekostet! Und die Bauern empörten sich gegen Colberts Steuerdruck!

Versailles sollte den großen König nach allen Richtungen darstellen, ganz nach seinem Bilde gemacht sein. Auch die Natur mußte ihre Allongeperücke tragen, auch die Baumwelt hoffähig werden. Der Gartenkünstler Lenôtre war ein Freund Lebruns, und der Park von Versailles wurde das gepflanzte Rococo, der Garten im Jesuitenstyl. Erst im Jahre 1702 wurde das Ganze für vollendet erklärt.

Wie die Perücke ihren Einzug in England, Deutschland und den Niederlanden gehalten hatte, so zog ihr jetzt der Lenôtre'sche Garten mit Baumfrisur, Heckenschnitt, allen Grotten und allem Grotesken nach, und grade Mijnheer leistete das Unglaubliche in Steinhaufen und Muschelbeeten. Der Oranier verpflanzte die Unnatur nach England, wo sie sich überschlug, bis Kent zu Anfang des 18. Jahrhunderts den natürlichen Baum und die schattige Baumgruppe wieder entdeckte.

Merkwürdig ist übrigens, daß der Despotismus nicht zum ersten male die Natur verdarb. Wir finden dieselbe alberne Gewaltthätigkeit unter Augustus; Bäume und Sträucher, besonders der willfährige Buchs, wurde auch damals greulich mißhandelt. Plinius d. J. berichtet in der Beschreibung seiner zwei Villen von Thiergestalten aus Buchs!

In diesem Versailles, nicht zu Paris, thronte majestätisch der Monarch, der sich die Sonne zum Abzeichen gewählt hatte, in prachtvollsten, mit allem Raffinement der Kunst und des Gewerbes ausgestatteten Gemächern, lustwandelte auf den Terrassen zwischen Marmorbildern und Cascaden und sonnte sich in seiner eigenen Herrlichkeit.

Während so das hochfahrende Königthum das Aeußerste leistete, die Natur überall aus der Natur zu vertreiben, schien es gar nicht zu bemerken, daß anderswo die Kunst der Natur ein neues Geheimniß ablauschte, ihr einen neuen Zauber entlieh. Es entstand nämlich zu jener Zeit die Stimmungslandschaft. Nikolaus Poussin hatte die „heroische" oder besser gesagt die „architektonische" Landschaft aufgebracht, in welcher das Werk der Natur und das von Menschenhand wie aus einem Gusse und Style erschienen, das Castell und die Ruine dem Gebirgszug entsprachen; eine Harmonie, die man eben nur in Italien entdecken konnte. Waren seine Bilder noch etwas trocken, reliefartig, so brachte sein Schwager Gaspard Dughet-Poussin (1613—75), angeregt von dem Holländer Paul Bril, Luft und große Perspective in die Landschaft, die wie vom feinsten Fluidum beseelt erscheint und dem entzückten Beschauer den Ausblick in die Unendlichkeit vortäuscht.

Claude Gélée, bekannt als Lorrain (1600—82) sprach: Es werde Licht! und aus diesem Licht tauchten Wald und Fluß, Haus und Berg, Thier und Mensch, wie aus schöpferischem Aether hervor. Das italische Gefilde ist in seinen Bildern wie vom Morgengold eines Pfingsttages angehaucht; die Natur selbst erscheint jetzt in dem Glorienschein, der früher die Köpfe der Asketen und Heiligen umgeben hatte. Es war eine Verklärung aller Creatur, die Heiligsprechung der alma mater.

Alle drei Künstler lebten in Italien, in Rom, des Vaterlandes willig entbehrend. Von ihnen, namentlich von Claude Lorrain, coloristisch auch von Spagnoletto, ging der geniale Neapolitaner Salvator Rosa (1615—73) aus. Ein wunderlicher Heiliger, und ein großer Maler. Anfänglich zum

Geistlichen bestimmt, ergab er sich mit 18 Jahren der Wanderlust und theilte kräftigen Armes die Fluth landschaftlicher Schönheiten der Halbinsel: Venetien, Apulien, Calabrien, Basilicata; ergab sich, von der Noth getrieben, eine Weile dem Räuberleben, dichtete, componirte und malte aber immer dabei, malte ganz besonders, als gründlicher Beobachter der Natur, als glücklichster Späher nach ihren romantischen Gestaltungen, als Meister des Colorits in allen Abtönungen vom hellsten Sonnenblitz bis zum tiefsten Waldesdunkel, und erhöhte durch die gelungensten Staffagen das Verständniß und den Reiz seiner wildphantastischen Einsamkeiten und Felsschluchten.

Wie die Stimmungsbilder von einem Holländer angeregt worden, so wirkten sie auf Holland zurück. Claude Lorrain wurde der geistige Vater der Swanefeld, Both, Pynacker, Zachtleven. Frankreich hat ein Jahrhundert lang warten müssen, ehe es sich von der anerzogenen Unnatur, von der verzwickten Künstelei befreite und den ungetrübten Blick an der schönen Erscheinung der wirklichen Welt erquicken lernte. Während die übrige Welt für den untilgbaren Idealismus neue Bahnen ausfindig machte, verharrte Frankreich sklavisch im gestutzten Park — einer vermeintlichen Classicität.

Im Bourgeois Gentilhomme Molière's sagt der Musikmeister zu seinen Leuten: „Allons, vorwärts!" und dann zu Mr. Jourdain: „Sie müssen sich vorstellen, daß sie als Schäfer gekleidet sind". Mr. Jourdain: „Warum immer Schäfer? Man sieht nichts Anderes mehr". Der Tanzmeister: „Wenn man Personen in Musik sprechen läßt, so muß man um der Wahrscheinlichkeit willen zu Schäfern greifen. Der Gesang hat zu jeder Zeit den Schäfern gehört".

Als Molière das im Jahre 1670 niederschrieb, war die Pastorale oder „gesungene Komödie" seit 10 Jahren in Frankreich im Schwange. Die Oper war freilich viel ältern Ursprungs und in Italien zur Welt gekommen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war dort auch das Recitativ der Declama-

tion abgenommen und der Musik zuertheilt worden. 1647 hatte der Cardinal Mazarin den „Orfeo" von Monteverde in Paris aufführen lassen. In Venedig wurden von 1637—1680 350 Opern gegeben; eine von diesen, den „Xerse" des sehr bedeutenden Componisten Cavalli, verschrieb sich der Cardinal im Jahre 1660 gleichfalls nach Paris. Cavalli componirte zwei Jahre später den Ercole amante eigens für Ludwig XIV.

Die Franzosen hatten bis dahin nichts Aehnliches hervorgebracht und waren auch von dem „Orfeo" gar nicht sonderlich erbaut. Ihr ganzes Herz hing seit der Katharina von Medici an jener Mischung von Tanz, Declamation, Decoration, Verwandlung und Gesang, welche das „Ballett" genannt wurde. Die französischen Architekten und Maschinisten thaten es darin mit der Zeit den italienischen gleich, ja zuvor. Man liest Wunderdinge von solchen Balletten vom Ende des 16. und aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Selbst die neueste Zeit hat nichts Wundervolleres aufzuweisen, als was sich in Frankreich schon 1581 auf der Bühne ereignete. Eine Bande Tritonen kam angeschwommen, alle musicirten sie, einer spielte gar Violoncell im Wasser!

Der Cardinal Richelieu, der mit Corneille wetteifern wollte, machte seine langweilige „Mirame" zum Ausstattungsstück und ließ bei der Aufführung im Palais-Cardinal alle Künste des Balletts spielen, die allerdings zu einem succès d'estime für die „Mirame" höchst nöthig waren.

Zum Jahre 1663 wird uns von einem Ballett: „die sieben freien Künste" berichtet, welches vor dem Könige aufgeführt wurde und worin Mademoiselle de Brancas die Rolle der „Geometrie" „hinreißend" gespielt habe. Wie Richelieu dem Corneille auf dem hohen Kothurn gefolgt war, so wetteiferte dann Corneille mit den Ausstattungskünsten des Cardinals: der große Dramatiker verfaßte zwei Ballette, die „Andromeda" und das „goldene Vließ" und übertraf darin Alles, was je an Effect hervorgebracht worden. Das „goldne Vließ" wurde zur Hochzeitsfeier Ludwigs XIV. aufgeführt.

Wie eingewurzelt dieser Geschmack war, sehen wir ein ganzes Jahrhundert später, als Gluck in Paris ein Ballet „Don Juan" componirte.

In dasselbe Bett ballettmäßiger Ausstattung, in welches Richelieu seine lahmen Alexandriner gelegt hatte, mußte sich auch die Pastorale legen, um gleichen Schritt mit dem Zeitgeschmack zu halten. Sie war in der That zu einfach. Der Hauptpoet der gesungenen Schäferei war ein Abbé Perrin, der Tonsetzer ein Organist Cambert, die Sänger wurden den Kirchen entlehnt; im Anfang fehlten sogar die Chöre. Da wurde 1671 die Académie royale de musique in der Rue Guénégaut eröffnet; man berief den florentinischen Componisten Lulli zu ihrem Director, verlegte das Institut in die Rue Vaugirard, und so entstand 1672 für Frankreich die Opera seria, aus Ballett und Pastorale.

Lulli besaß das Talent den Textdichter Quinault zu entdecken, dessen Libretti: „Thésée", „Atys", „Armide", „Isis", „Roland" die Musik des Maestro überdauert haben. Und doch ging Quinault den untersten Weg, räumte der Musik die Herrschaft ein und begnügte sich mit dem elastischen Ausdruck von Empfindungen, auf welchem der Componist seine Töne ausspinnen konnte, wie das im Parallelismus der hebräischen Poesie und noch vollendeter in den chinesischen Liedern geschieht.

Nach Quinault versuchten sich andere Dichter an Operntexten. Wenn Einer dazu untauglich war, so gewiß der concise, epigrammatische Lafontaine; und doch wagte er sich auch daran, wie er ja auch Tragödien, Komödien und Oden verfaßte. Nicht besser machte es Thomas Corneille, der Bruder, Pradon und zuletzt gar der kritische Fontenelle, der spirituelle Causeur.

Was man aber auch von der Musik Lulli's halte: sie paßte durchaus zum Versailler Hofe; sie war ernst-langweilig, majestätisch-platt. Je früher die Franzosen das des psalmodies ennuyeuses nannten, desto besser für sie.

Ludwigs zweite Regierungsperiode.

Bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Die zweite Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. oder der Niedergang der Versailler Sonne theilt sich wieder in zwei Perioden: den Orleanskrieg und den spanischen Erbfolgekrieg. Vorläufig haben wir es nur mit dem ersteren zu thun.

Der Name des Orleanskrieges will kurz erklärt sein, und zu dieser Erklärung wird uns eine Persönlichkeit dienen, die im schroffsten Gegensatz zu dem bisher geschilderten französischen Hofwesen steht und deren Existenz in der Versailler Welt ein wahres Martyrium genannt werden muß. Es handelt sich um die bereits mehrmals erwähnte Liselotte.

Elisabeth Charlotte, die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, die Enkelin des Winterkönigs, wurde im Jahre 1652 zu Heidelberg geboren. Der Vater lebte in Unfrieden mit seiner hessischen Gemahlin, ließ sich scheiden und heirathete ein Fräulein von Degenfeld. Elisabeth Charlotte wurde von ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover, vortrefflich erzogen, und in Briefen an diese Tante schüttete sie später ihre Beobachtungen, ihren Sarkasmus und ihren Schmerz aus. Es war etwas Männliches in ihrem Wesen, noch in ihrem Alter erzählte sie, wilde gefährliche Jagd, Degen und Flinten seien ihr schon in früher Jugend lieber gewesen als Puppen, und als sie gehört habe, in Frankreich sei ein

Mädchen durch Springen zum „Mannsmenschen“ geworden, so habe sie sich fast zu Tode gesprungen.

An weiblicher Schönheit war sie allerdings zu kurz gekommen; anstatt jedoch durch die Künste der Toilette und Kosmetik ihren Mängeln abhelfen zu wollen, schildert sie sich selbst: „Ich habe kleine Augen, eine kurze dicke Nase, ein großes Gesicht mit hangenden Backen und bin gar klein von Person, dick und breit: Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“

Im Jahre 1670 starb Madame Henriette d'Angleterre, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, Bruders des Königs Ludwig, und dieser warf jetzt die Augen auf die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz für seinen verwittweten Bruder. Karl Ludwig, der sich schon in England beim Ausbruch des Conflicts zwischen seinem Onkel und dem Parlament zweideutig benommen hatte, erwies sich auch jetzt als diplomatischer Speculant; er hoffte, durch die Freundschaft mit Frankreich Ersatz für die verlorene Oberpfalz zu erlangen. Er gab sein Kind hin, wie Victor Emanuel das seinige, und die Prinzessin gehorchte unter Thränen, wie Clotilde.

Es war eine vornehme, glänzende Partie, die der pfälzischen Prinzessin; denn Karl Ludwig gab seiner Tochter 200 Gulden als ganze Mitgift und ließ sich am selben Tage die Stiefel für 8 Kreuzer flicken. Wenn es freilich galt zu Regensburg auf dem Reichstage zu paradiren, so hatte der Kurfürst Geld. Die Liselotte aber seufzte: „So bin ich denn das politische Lamm, das für den Staat und das Land soll geopfert werden!“ „Ich bin wider Willen aus purem Gehorsam gegangen!“ Das geschah im Jahre 1671.

Der kernhafte deutsche Michel fand in dem aufgezwungenen Gemahl schier eine Hofdame, weichlich, cokett, „liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein.“ Er betrug sich auch wie eine Kammerzofe, legte der Gemahlin Roth auf die Backen,

schrieb ihr die Toilette vor und behängte sich zur Entschädigung mit allen ihren Ringen und Juwelen.

Die Liselotte war zu gut unterrichtet, um sich nicht durch die Plejade von bedeutenden Geistern in dem damaligen Paris imponiren zu lassen und Männer wie Corneille, Racine und Molière nicht vollkommen zu würdigen. Sie war zugleich zu überlegen verständig, um nicht ihren Gemahl zu einem freundschaftlichen Verhältnisse heranzuziehen. Ihr frankes pfälzisches Wesen, ihr durchschlagendes Urtheil, ihr unumwundener Freimuth imponirten sogar dem Könige, dem ja auch Molière Respect einflößte und der sich später vor der Maintenon bis in den Staub beugte.

Dem Klatsch der Marquis und des „Ritterzeugs", dieser höfischen School for scandal, konnte indessen nicht einmal das „häßliche Schätzchen" entgehen. Sie wurde bei ihrem schwachen Gemahl angeschwärzt, und da sie dessen rücksichtslose Behandlung nicht ertragen konnte, wollte sie ins Kloster gehn. Der König mußte sich mit aller Gewalt ins Mittel legen, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Er hat ihr später Herzeleid genug angethan.

Sie mußte mit ansehen, daß ihr Sohn Philipp, der spätere Regent, den liederlichen Abbé Dubois zum Hofmeister erhielt, der nun den Sohn der braven Pfälzerin zum ärgsten Roué Frankreichs erzog. Sie mußte zugeben, daß dieser Sohn eine Tochter der Montespan, Mademoiselle de Blois, heirathete. Bei der Verlobung wußte sie sich nur durch eine altdeutsch-mütterliche historische Ohrfeige Genugthuung zu verschaffen, die sie dem Bräutigam applicirte. Ihre Tochter rettete sie vor dem Duc du Maine und bewahrte sie dadurch für den Herzog von Lothringen auf, dessen Sohn Franz der Gemahl der Maria Thersese von Oesterreich werden sollte.

1680 starb Karl Ludwig von der Pfalz, den Ludwig XIV. genug „chagrinirt" hatte, und fünf Jahre darauf folgte ihm auch schon der Bruder der Liselotte, Kurfürst Karl, im Tode. Karl starb kinderlos und die Pfalz ging durch Erbrecht an

den katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg über. Philipp Wilhelm betrug sich in der Pfalz als jesuitischer Reactionär.

Ludwig XIV. rieb sich die Hände, als in England (durch den Regierungsantritt Jakobs II.) und in Deutschland zu gleicher Zeit unabsehbare Wirren entstanden. Er forderte plötzlich für die Frau seines Bruders die Pfalz-Simmern'schen Allode auf der linken Rheinseite und alles Gebiet, welches nicht Mannslehen sei.

Elisabeth Charlotte hatte bei ihrer Verheirathung auf alle Ansprüche verzichtet; das aber focht den König so wenig an wie die Verzichtleistung seiner eigenen Frau auf Niederland und Spanien. Der Herzog von Orleans sollte Pfalzgraf von Simmern und Kaiserslautern werden. Der Liselotte wurde gesagt, man ziehe in ihrem Interesse in den Krieg, wofür sie sich heftig bedankte. Sie fiel gradezu in Ungnade.

Europa war indessen genug gewitzigt worden, um den innern Hader zu vergessen und gemeinsam Front gegen den Störenfried zu machen. Die verschiedensten Interessen convergirten in dem einen Geständniß, daß keiner vor dem französischen Gewaltherrscher sicher sei. Die berühmte Lehre vom „Gleichgewicht", die damals aufkam, hieß ja nichts Anderes, als daß man sich nicht eine einzelne Uebermacht über die Köpfe wachsen lassen dürfe.

Voraus stand der Oranier, für Holland besorgt und England scharf ins Auge fassend. Im Jahre 1686 brachte er die Ligue von Augsburg zu Stande, zur Aufrechthaltung der Friedensschlüsse von Münster, Nimwegen und Regensburg (des uti possidetis auf 20 Jahre von 1684). Brandenburg trat bei, weil es für Cleve besorgt war; Schweden wegen Zweibrückens und als Antwort auf die dänisch-französische Freundschaft; Spanien wegen Belgiens; der Kaiser Leopold, der endlich türkenfrei geworden, für das Reich und im Sinne Lisola's; Max Emanuel von Bayern, ein tüchtiger Kriegsmann gegen die Türken, wegen der ihm zugesicherten „perpe-

tuirlichen" Statthalterschaft in Spanisch-Niederland, bald auch wegen der Händel um Kur-Köln; endlich Pfalz-Neuburg, aus naheliegenden Gründen. Die Confession war zum ersten male vor den weltlichen Interessen gänzlich zurückgetreten: Katholiken, Reformirte und Lutheraner standen zusammen wider den „allerchristlichsten" König.

Ludwig XIV. sah dem grollenden Unwetter siegesgewiß zu; er verlangte, daß der Regensburger Ausgleich definitiv werde, d. h. daß Straßburg und Luxemburg französisch blieben. Die Coalition ging nicht darauf ein.

Wie wichtig die Kölner Kur für Ludwig gewesen, haben wir beim holländischen Kriege gesehen. Der alte Wittelsbacher Heinrich Max, für den Wilhelm von Fürstenberg regierte, war durchaus französisch gesinnt. Auch als Wilhelm von Fürstenberg seinem Bruder Egon im Bisthum Straßburg folgte, blieb er in Bonn wohnhaft und harrte der Wahl in Köln. Im Sommer 1688 starb Heinrich Max. Das Domcapitel wählte zwar den Fürstenberg; aber der Kaiser erklärte sich für Joseph Clemens von Bayern, und Papst Innocenz XI. entschied sich für diesen. Wieder einmal war die Curie gegen Ludwig.

Der König, von allen Seiten bedroht, griff zur Gewalt. Ohne jede Kriegserklärung rückten im September zwei Armeen über die Gränze; der Dauphin mit den Marschällen Vauban und Catinat nahm Philippsburg, während Marschall Boufflers die Pfalz von Kaiserslautern bis Mainz besetzte. Der Dauphin schlug sein Hauptquartier in Heidelberg auf.

Vor Schluß des Jahres kam Jakob II. als Flüchtling nach St. Germain. Brandenburg mit Hannover und Hessen war zur Vertheidigung Hollands an den Niederrhein gerückt, Wilhelm von Oranien mit deutschen Hülfstruppen, Hugenotten und dem Marschall Schomberg nach England hinüber gesegelt. Ludwig hatte der holländischen Republik schon im November 1688 den Krieg erklärt; die englischen Truppen

aber, welche Jakob noch zurückbeorderte, blieben mit geringen Ausnahmen in Holland.

Im Februar 1689 zogen die Kaiserlichen an den Rhein. Die französischen Marschälle fanden, daß sie eine zu große Linie zu vertheidigen hätten und sich concentriren müßten. Da befahl Louvois: de brûler le Palatinat. Charlotte Elisabeth faßte sich ein Herz und bat den König flehentlich um Schonung für ihr Heimathland. In ihren Briefen muß sie es „beweinen, daß ich meines Vaterlandes Untergang bin". Vergebens. General Duras erhielt gemessene Ordre. An der Bergstraße und am Rhein ging Alles in Rauch auf; Mannheims Bürger wurden gezwungen, ihre eigene Stadt in Schutt zu verwandeln. Vom Hardtgebirge bis nach Kreuznach leuchtete das Feuer der Verwüstung. Die Domkirche zu Worms wurde eingeäschert, in Speier trieb man die Bürger aus, warf die Brandfackel in den ehrwürdigen Dom, vermehrte die alten Kaisergräber. Die deutsche Geschichte sollte bis auf „Charlemagne" gestrichen werden. General Mélac ließ den dicken Thurm des herrlichen Heidelberger Schlosses sprengen.

„Alle Nacht, seufzt die Liselotte, kaum daß ich ein wenig eingeschlafen bin, däucht mir ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sehe alle die Verwüstung, und dann fahre ich im Schlaf auf und kann in zwei Stunden nicht wieder einschlafen, und dann kann ich mich des Weinens nicht enthalten."

Ganz zur nämlichen Zeit, als Duras und Mélac die Pfalz verbrannten, begründete der Oranier die constitutionelle Freiheit in England.

Die Verbündeten hatten große Mühe, gegen die erprobte Feldherrnkunst und die herostratischen Maßregeln der französischen Kriegspolitik aufzukommen. Sehr schwer wurde es den Brandenburgern und Sachsen, Bonn und Mainz zurückzuerobern. Nicht nur die Pfalz, auch Baden-Durlach und der Breisgau litten furchtbar unter der Invasion. In Belgien schlug der Marschall Luxemburg die deutsche Armee durch einen Moltke'schen Flankenmarsch im Juli 1690 bei

Fleurus; der Admiral Tourville siegte zur See bei der Insel Wight über die englische Flotte. Auch Victor Amadeus von Savoyen hatte sich aus Speculation den Verbündeten angeschlossen. Aber der Herzog von Savoyen wurde bei Staffarda von Catinat geschlagen, der jetzt auch Nizza nahm und auf gut Pfälzisch im Lande hauste. 1691 wurden Mons im Hennegau genommen, Urgel und Barcelona in Spanien belagert. Barcelona nahm jedoch Vendôme erst im letzten Kriegsjahre.

1692 eroberten die Franzosen Namur und schlugen den Oranier bei Steenkerken. Die Art wie die französischen Offiziere ihre Cravatten gebunden hatten hieß seitdem à la Steenkerque. Erst Lord Will. Russell weckte den siegestrunkenen König, der schon die Welt zu seinen Füßen erblickte, aus seinen Träumen: er schlug die französische Flotte bei Harfleur und beim Cap La Hague ganz entschieden; England war wieder oben zur See.

Im folgenden Jahre eroberte Luxemburg trotz des Sieges bei Neerwinden (unweit von Tirlemont) blos die Stadt Charleroi. Aber aufs Neue begann die Mordbrennerei in der Pfalz. Das zurückeroberte Heidelberg ging durch den kopflosen kaiserlichen F.-M.-L. Grafen von Haidersdorf verloren. Die Franzosen sprengten die Thore des Schlosses und äscherten den Michel-Angelesken Otto-Heinrichsbau ein. Es war, als ob der große König, der die beiden Pforten von St. Denis und St. Martin und die Façade des Louvre bauen ließ, keine echte Renaissance vertragen könnte. Rex dixit, et factum est, „der König sprach und so geschahs", stand auf der Siegesmedaille. In der That war es bald um ihn geschehen.

An dem Grafen von Haidersdorf wurde ein nützliches Exempel statuirt. Zu Heilbronn rückte die ganze Armee aus, der General wurde auf dem Schinderkarren vorübergeführt. Vor der Front verlas der Profoß oder Generalgewaltige das Urtheil: Tod durch das Schwert! Während der Henker die Toilette besorgte, wurde die Begnadigung verkündigt. Der

Henker zerbrach den Degen des Grafen, schlug ihm denselben dreimal ins Gesicht, packte ihn selbst wieder auf den Karren und führte ihn von dannen. Haidersdorf war „auf ewig der österreichischen, rheinländischen und beider Kreise Franken und Schwaben Erbländer verwiesen."

Indessen begann der Triumphzug der Franzosen im Norden zu stocken. Im Jahre 1694 richteten sie nichts weiter aus als noch die Stadt Brüssel zu bombardiren; Namur aber ging verloren. Die verbündeten Heere hatten jetzt gleichfalls große Generale an ihrer Spitze: Wilhelm von Oranien und Ludwig von Baden; außerdem noch den großen Ingenieur Coehorn, den holländischen Vauban. Der frivole Marschall von Luxemburg warnte den König noch kurz vor seinem Tode, 1695; Louvois war ihm um vier Jahre voraufgegangen. Und — schlimmer als Alles — es war kein Geld mehr aufzutreiben. Die finanziellen Quellen Frankreichs hatten eigentlich schon beim Ausbruch des Krieges versagt. Wenn Colbert den fünften Theil der 100 Millionen Einkünfte an Jahresrenten zu zahlen hatte, so mußte der Nachfolger das Doppelte aufbringen; die nichtfundirte Schuld ging auf 400 Mill. los. 1695 wurde eine neue Capitation oder Kopfclassensteuer aufgelegt, die sich in 22 Classen von 20 L. bis zu 2000 L. erhob. Die Grundsteuer war von zahlreichen Besitzern nicht mehr aufzubringen; sie verkauften ihre Güter, um die Steuern zu zahlen! Gold- und Silbermünzen wurden fortwährend „erhöht", d. h. verschlechtert. Fénélon schrieb im Jahre des Friedens: „Der Ackerbau liegt danieder, die Bevölkerung sinkt, die Gewerbe ernähren nicht mehr ihre Arbeiter, der Handel ist vernichtet. Anstatt Steuern zu erheben, müßte man den armen Leuten Almosen geben. Ganz Frankreich ist nichts als ein großes, elendes, unversorgtes Spital."

Was die Armeen nicht mehr vermochten, das mußten abermals Diplomatie und Intrigue thun. Wie nach dem Aachener Frieden und wie am Ende des holländischen Krieges, so ging das Trachten auch jetzt wieder dahin, die Einzelnen von der

Coalition loszubröckeln. Der savoyische Marder wurde zuerst abgefangen. Seit Staffarda und Nizza hatte er die Sache satt. Ludwig schloß zu Turin mit ihm ab, gab ihm Casale und Pinerolo, französische Eroberungen Richelieus, zurück und versprach seiner Tochter den Herzog von Burgund. Dann kam die Reihe an Holland. Die französische Diplomatie begab sich nach Delft; zwischen Delft und dem Haag liegt das Dorf Ryswik, wo die Schweden sich etablirten. Es war Münster und Osnabrück im kleinen Maßstabe. Die deutschen Gesandten wurden als überflüssig bei Seite gelassen; man bot ihnen später das Ausgemachte zur Annahme.

Der Congreß wurde am 9. Mai 1697 eröffnet. Holland biß seiner Natur gemäß auf einen Handelsvertrag an. Spanien war froh Barcelona herauszubekommen, es erhielt Luxemburg dazu, verlor jedoch etliche belgische Annexen und die Insel St. Domingo. Der Oranier wurde als König von England anerkannt. Dagegen mußte der Hochverraths-Proceß gegen Wilhelm von Fürstenberg niedergeschlagen werden. Freiburg, Breisach, Philippsburg fielen an Deutschland zurück. Lothringen wurde restituirt und der Herzog Leopold heirathete die Tochter der Liselotte. Schweden erhielt Zweibrücken zurück. Karl XI. von Schweden, der schon lange zu vermitteln gesucht, war besonders thätig beim Abschluß des Friedens.

Von der Erbschaft der Pfälzerin, von Simmern und Lautern war keine Rede mehr; dagegen setzte Frankreich die Clausel durch, daß die katholische Religion in der Pfalz in jenen Rechten verbleiben müsse, in welche sie durch die Occupation gewaltsam eingesetzt worden, was natürlich dem Kaiser ganz recht war. So wurde die pfälzische Reformation „reformirt“ und die Protestanten bekamen schlimme Tage. Selbst der Oranier sah sich außer Stande ihnen beizuspringen, aus Rücksicht für den — Kaiser. Dagegen wurde das Fürstenthum Orange im Petrarca'schen Vaucluse-Thal dem Stammherrn zurückgegeben; es bildete den Sammelplatz der Hugenotten; von hier aus entzündete sich der furchtbare Cevennenkrieg.

Ueber Straßburg hatte in den französischen Präliminarien gestanden: Festhaltung der Stadt oder ein Aequivalent. Kaiser Leopolds ganzer Sinn stand jedoch nach Spanien, wo es sich um die Erbfolge handelte. Die Franzosen setzten einen Termin bis Ende August: Annehmen oder es beim Alten lassen. Leopold, der noch 60,000 Mann Reichstruppen auf den Beinen hatte, rührte sich nicht. Am 1. September war der Termin abgelaufen, Straßburg verloren.

Elsaß und Straßburg blieben fortan bei Frankreich. Leibniz ergrimmte und klagte bitter im Namen des deutschen Volkes. Das Volk selbst aber machte sich Luft durch den Witz über den letzten Friedensschluß mit Frankreich: Zuerst „Nimmweg", dann „Reißweg"!

Der aber, welcher „weggenommen" und „weggerissen" hatte, besaß jetzt ein ruinirtes Land. Frankreich war mit 10 Monaten Steuer im Rückstande; Aufstände drohten allenthalben; Epigramme bitterster Natur flogen bis ins königliche Cabinet hinein. Auch der Marschall Luxemburg war gestorben. Der „Staat" war jetzt die Maintenon.

Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Das Kaiserthum und Oesterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg. — Der spanische Erbfolgekrieg. — Ludwigs XIV. Ausgang. — Skandinavien. — Deutsches Kulturleben: bildende Kunst und Literatur, die Sprache, der Pietismus, die Musik, Nahrungs- und Genußmittel.

Das Kaiserthum und Oesterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg.

Unter der Hand hat sich uns der Schauplatz der Begebenheiten gewaltig erweitert. Indem wir die Geschichte Ludwigs XIV. zu Ende führen wollten, sahen wir uns nach Italien, Spanien und Deutschland geführt, hörten wir den Schlachtendonner aus allen Kulturländern des Continents wiederhallen. Der höllische Kreis war diesmal noch größer gezogen als zu Anfang des Jahrhunderts: dem 30jährigen Morden, mit dem sich das 17. Jahrhundert eröffnete, antwortete zum Scheidegruß das 9jährige Sengen und Brennen des Orleanskrieges, auf welches fast unmittelbar das 13jährige blutige Ringen des Spanischen Successionskrieges folgte.

Und doch sind damit die martialischen Gräuel, welche den Ausgang des alten Jahrhunderts und den Eingang des neuen so purpurroth bezeichnen, noch lange nicht erschöpft. Von den entsetzlichen Türkenkriegen ist bis dahin nur synchronistisch Notiz genommen worden und von den gewaltigen Kämpfen des Nordens nur andeutungsweise die Rede gewesen.

Was von diesen Ereignissen noch in den Rahmen unserer Periode gehört, hat zum Mittelpunkt das deutsche Reich, den Kaiser und seine Erbstaaten. Es ist die Geschichte eines unaufhaltsamen Verfalles, eines vergeblichen Versuches der Neubildung und einer immer deutlicher hervortretenden Unterminirung des historischen Bestandes.

Das römisch-deutsche Kaiserthum war eine mittelalterliche Idee und Institution. Es war die Parallele der Weltlichkeit zu dem allgemeinen abendländischen Papstthum. Wie die römische Curie über alle Landesgränzen weg die Einheit der katholischen Christenheit repräsentirte und verfolgte: so galt der wirkliche historische Kaiser für das Schwert dieser Christenheit, für den weltlichen Arm Gottes, für die einzige Majestät des Abendlandes, welche nur der Heiligkeit des Pontifex die Ebenbürtigkeit zuerkannte. Daß sich Majestät und Heiligkeit oft nicht vertrugen, daß die heftigsten Conflicte zwischen beiden ausbrachen, änderte nichts an ihrer Gleichwerthigkeit und an ihrer gemeinsamen Präponderanz über alle andern Gewalten und Autoritäten. Wie es die höchste Ambition des geistlichen Würdenträgers war, sich auf dem Stuhle Petri die Tiara aufs Haupt zu setzen: so trachteten alle ehrgeizigen Fürstlichkeiten, nicht nur in Deutschland, nach der Krone Karls des Großen, Spanier, Engländer, Holländer, Schweizer, Franzosen; sogar bei Schweden fand man diese Ambition glaublich und begreiflich.

In diese mittelalterliche Welt hatten nun zwei gleichzeitige Factoren Bresche gelegt: der Nationalitätsdrang und die Reformation. Sobald die Nationen sich zu constituiren begannen, fing das Kaiserthum an seinen Sinn zu verlieren. Es war ja gegründet auf die Unterschiedslosigkeit der occidentalen Gebietsmassen. Das Papstthum hatte dabei scheinbar leichteres Spiel, der Glaube hängt ja nicht an der politischen Zugehörigkeit des Menschen. Und dennoch sehen wir, daß England und die skandinavischen Staaten sich aus politischen Gründen von Rom absperrten, daß bei ihnen die Reformation als nationales Kräftigungsmittel in Anwendung kam.

Der innere Drang nach Freiheit der Gewissen machte sich namentlich in Deutschland, der Schweiz, Schottland und Holland geltend. Ein Papstthum über Protestanten war dasselbe Unding wie ein Kaiserthum über ausgeprägte Nationalitäten, über geschlossene politische Gemeinschaften. Zum Wenig-

sten mußte sich der Kaiser fortan auf Deutschland beschränken. Aber selbst die Idee eines deutschen Kaiserthums stieß auf die kirchliche Spaltung und Trennung. Auch in Deutschland war ein specifisch katholischer Kaiser, ein Kaiser, der die Interessen des Papstes vertreten wollte, zur Unmöglichkeit geworden. Karl V. gestand das ein, als er seinen Bruder Ferdinand zum römischen König machte und ihm die Reichsverweserschaft in Deutschland übertrug. Die Päpste gestanden es zu, indem sie sich seit Wallensteins Zeit mehrfach gegen den Kaiser erklärten.

Je mehr sich auf Grund der Reformation die Territorialhoheit in Deutschland entwickelte, desto mehr wurde das Habsburgische Kaiserthum zur Fiction. Die mittelalterliche Idee verblaßte bis zum Schemen; es blieb für das Kaiserthum nur noch die Ohnmacht oder die Hegemonie des Stärkern. Daß die Hegemonie nicht einem specifisch katholischen, intoleranten Fürstenhause, welches seine Erbstaaten gegen jeden Hauch des Fortschritts in der Gewissensfreiheit hermetisch verschloß, zu Theil werden würde, stand seit dem 30jährigen Kriege deutlich in den Sternen geschrieben. Daß das Haus Habsburg genug eigene Interessen zu wahren hatte, erschwerte ihm nur die Sisyphusarbeit, zugleich Meister im Reiche bleiben zu wollen.

Mit dem Wachsthum der einheitlichen Hausmacht trat allmählich das kaiserliche Amt in zweite Linie. Bis auf Ferdinand II. besaß der Träger der Krone nur das Erzherzogthum ob und unter der Enns, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitzen. Tirol, Vorderösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain gehörten habsburgischen Nebenlinien. Ungarn war prekärer Besitz. Durch Ferdinand II. kamen nun Steier, Kärnten und Krain an die Hausmacht, wogegen Elsaß an Frankreich, die Lausitz an Sachsen gelangte. 1665 fiel auch Tirol an die Hauptlinie, die jetzt ungleich mächtiger wurde und auf den Gedanken kommen mußte, die Hausmacht zum wesentlichen Mobil ihrer Politik zu machen. Die Aufstände der Ungarn und die Türkengefahr konnten sie nur in diesem Gedanken bestärken.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts lag die übermenschliche Doppelaufgabe, das Reich und die Erbstaaten vor schwerer Schädigung und Vernichtung zu hüten, auf den Schultern Leopolds, des zweiten Sohnes Ferdinands III. Als Leopolds älterer Bruder starb, richtete Mazarin gierige Blicke auf die deutsche Krone, die ihm feil zu sein schien. Leopold kam, ihm selbst sehr unerwartet, 1657 auf den Thron. Er war zum geistlichen Stande bestimmt und erzogen, von Herzen katholisch, wie er denn entscheidende Entschlüsse nur mit Hülfe der Mutter Gottes von Mariazell gefaßt hat; daneben der Astrologie und Alchemie ergeben. Sein wenig einnehmendes Wesen hüllte er in düstre Gravität. Bedächtig und langsam ging er in der steifen spanischen Etikette die dornigen Wege seines Lebens dahin. Jagd und Musik, die Erbleidenschaften seit Ferdinand II., zogen ihn einzig von dem pedantischen irresoluten Grübeln über Staatsangelegenheiten ab. Er componirte selbst Kirchenstücke, Arien, 13 Oratorien und 9 Opern; in seiner langen Regierungszeit wurden 400 neue Opern und Oratorien in Wien aufgeführt. Die auserlesene Hofcapelle kostete 45,000 Fl., grade so viel wie die Hofkammer, doppelt so viel wie der Hofkriegsrath; der Hofstaat mit seinen pompösen Opern und Balletten verschlang große Summen. Dabei war der Kaiser persönlich gutmüthig, milde, zugänglich; er führte ein Jahrhundert vorher das allbekannte „Franzeln" ein. Als ihm Jemand bemerkte, es sei schade, daß ein so guter Musiker und Flötenbläser sich nicht ganz der Musik gewidmet, erwiderte er: „Wir stehen uns halt so besser". Drei venetianische Gesandte stellen ihm in ihren Berichten das Zeugniß der Moralität, Besonnenheit und des Fleißes aus.

Die Verwaltung der Erbstaaten war im höchsten Grade mangelhaft: ein überzahlreicher Beamtenstand, weder fähig noch redlich; die Competenz der einzelnen Behörden stets controvers; Geld nirgends. Die Gesammtheit der Staaten war nur in der Person des Fürsten repräsentirt; sonst boten sie ein spa-

nisches Chaos dar. Es gab 20 verschiedene Provinzen mit eben so vielen Cassen — erst Maria Theresia bildete eine Centralcasse — die diversen Stände spielten verdecktes Spiel mit ihren Einnahmen. Die allgemeine Hofkammer brachte es nicht fertig, die Länderkammern zu controlliren. Die Untrennbarkeit des Ganzen wurde erst durch die pragmatische Sanction Karls VI. ausgesprochen. Ungarn, noch für lange Zeit ein prekärer Besitz, und Böhmen hatten ihren eigenen Hofrath und ihre eigene Hofkanzlei, so wie ihren besondern obersten Gerichtshof. Der Ministerrath zu Wien war nur ein Conferenzrath, der in Abtheilungen für die verschiedenen Separat-Anliegen zerfiel. Die Steuern beliefen sich Ende des Jahrhunderts auf circa 11 Mill. Fl. Von der Auftreibung der Steuern werden wir Näheres hören.

Der schwerfälligste Regierungsapparat war zur Bewegung der lahmen Maschine bestimmt. 25,000 Kronbeamte verschlangen allein an 5 Mill. Fl. 1678 behalf sich der Kaiser noch mit 62 Geheimräthen; bei seinem Tode hatte er deren 164! Ferdinand I. hatte 33 Kämmerer, Leopold 400!

Die Parallele zu diesem finanziellen Wirrsal, eben so störend und noch viel verderblicher, bildet der Einfluß der Jesuiten als Beichtväter am Hofe und als Leiter des öffentlichen Unterrichts. Kein Geringerer als Pascal bietet uns die einschlägigen Beweise. Ferdinand III. war das gehorsame Beichtkind des „ehrwürdigen Pater" Gans oder Gandius, der erst 1662 starb; der P. Henri hatte Vater und Sohn erzogen; der „ehrwürdige Pater" Bastel war der Beichtvater des Erzherzogs Leopold. Den Töchtern Ferdinands III., also den Schwestern unsres Leopold, wurde der Grundsatz beigebracht: „Es ist nur eine erlaßliche Sünde (peccatum venale), denjenigen, der Uebles von uns redet, zu verleumden und ihm Verbrechen anzudichten, um den Glauben an seine Aussagen zu untergraben". Durch Anwendung dieses Grundsatzes, heißt es, sei in wenigen Tagen der ganze Hof vergiftet worden. Man mußte den Capuziner-Pater Quiroga zu Hülfe rufen,

der den Frauen diesen Grundsatz als verderblich ausredete, worüber ihn der Jesuit P. Dicastillo heftig auszankte.

Sämmtliche Professoren der Universitäten Wien, Graz und Prag waren damals Jesuiten. Wie sich mit dieser Richtung die Allianz mit England und Holland, das Zusammengehen mit Ketzern überhaupt vertrug, ist eigentlich ein Mysterium, welches nur in der schweren Noth der Zeit seine Erklärung findet.

Daß aber der bigotte finstere Gewissenszwang die Bewegung Oesterreichs nach Osten hin furchtbar erschwerte, wird um so einleuchtender. Dieser wichtige Umstand pflegt von österreichischen Schriftstellern vielfach übergangen oder auf die leichte Achsel genommen zu werden. Man ist schnell fertig mit dem Wort vom ungarischen Adelswesen, von der Nichtigkeit und Willenslosigkeit der ungarischen Volksmasse; man ruft noch nachträglich das christliche Pathos wider die muhamedanischen Türken ins Feld. Aber man verschweigt die Wahrheit, daß die Intoleranz und Verfolgungssucht des österreichischen Jesuitismus den Türken erst die Straße nach Ofen und Wien gebahnt hat.

Oesterreich hat zwei Jahrhunderte in und um Ungarn-Siebenbürgen gekriegt, hauptsächlich weil es dort die Reformation unterdrücken wollte. Die Jesuiten wurden begünstigt und sie verdarben Alles, wie in Polen. Das Lutherthum wie der Calvinismus wären die Mittel zur Germanisirung gewesen — man wollte sie ausrotten. Selbst der gefeierte Erzbischof Pazman von Gran gründete unter Ferdinand II. alle seine Lehranstalten in majorem gloriam der Katholicität. So kam es, daß in Preßburg der Palatin, in Ofen 145 Jahre lang ein türkischer Pascha saß.

Bocskai, der Fürst von Siebenbürgen, wollte sich mit Oesterreich verbinden und schloß mit Rudolf II. den Wiener Frieden auf freie Religionsübung für Adel und Städte. Er brachte auch die Türken zu einem 20jährigen Waffenstillstande. Aber der Wiener Frieden war gleich dem böhmischen Maje-

stätsbriefe — eitel Wind. Ferdinand II. konnte gegen Bethlen Gabor nicht aufkommen und wäre noch schlimmer gefahren, hätte Bethlen Charakter besessen. Georg Rakoczy I. ging zum Sultan, da „die teutsche Hülf', weil es ein langsam Volk, zu fern liege": Es handelte sich um Hülfe wider den Jesuitismus; Bethlen hatte den Schweden die Hand reichen wollen.

Unter dem jungen König von Ungarn (Ferdinand III.) nahmen die katholischen Stände zu Preßburg den Protestanten alle Rechte. Die Stimmung wurde so erbittert, daß der Palatin Esterhazy an den Kaiser meldete: Die Unterhanen verlangten ihre Rechte und sprächen von „Untergang oder schrecklicher Aenderung". Rakoczy brach 1644 im Bunde mit Schweden und Franzosen in Ungarn ein und erlangte im Frieden von Linz 5 Comitate, so wie die Rückgabe von 90 Kirchen sammt ihren Einkünften an die Protestanten. Der zweite Rakoczy stand in türkischer Zinspflicht und wurde so gefährlich, daß Oesterreich auf eine neue „Capitulation" mit seinem Vorder-Ungarn eingehen mußte.

Unter Leopold I. wurden die Jesuiten mächtiger als je; die protestantischen Beschwerden wurden auf dem Reichstage zu Preßburg gar nicht mehr zugelassen. Die glühenden Kohlen des Hasses und der Empörung lagen verstreut umher.

Grade um diese Zeit regte sich neues Leben und neuer Angriffsmuth im türkischen Heerlager am Bosporus. 1571 hatte Selim II. den Venetianern die Insel Cypern genommen; seit 1644 handelte es sich um Candia, wo die Venetianer grade so beliebt waren wie die Oesterreicher in Ungarn. Lange gingen die stolzen Herren von S. Marco den untersten Weg. Sie zahlten sogar für ein aufgebrachtes Türkenschiff 250,000 Zechinen Buße in Konstantinopel. Endlich, als die Johanniterritter auf Malta ein türkisches Schiff erjagten und sammt der Beute auf Candia freundlich aufgenommen wurden, trieb der Kapudan Pascha Jussuf, ein Renegat aus Dalmatien, den üppigen Sultan Ibrahim zur Rache. Der erste Krieg auf Candia währte von 1644—46, der zweite unter Muhamed IV.

von 1650—56! Immer noch hielten sich die Venetianer. Da gab die Sultanin Valide dem jungen Padischah den Albanesen Mohammed Köprili zum Großwessier und die Türkei erhob sich mächtig zum Angriff.

Rakoczy II. von Siebenbürgen betrug sich unbotmäßig gegen die Pforte, indem er auf eigene Faust Krieg mit Polen begann, und wurde schwer gezüchtigt. Seine Armee ging 1658 kriegsgefangen nach der Krim, er selbst wurde abgesetzt. Rakoczy sammelte eine neue Armee, aber der 70jährige Köprili schaffte Ruhe und setzte den Barcsay als Lehensfürsten in Siebenbürgen ein. Dann schlug er einen Aufruhr in Kleinasien schonungslos nieder. Als sich Rakoczy abermals rührte, drang der Pascha von Ofen Sidi Achmed mit 25,000 Mann gegen das belagerte Hermannstadt, schlug und tödtete den Rakoczy bei Klausenburg und sandte 4000 Köpfe nach Adrianopel, wo sie Köprili den Hunde vorwarf (1660). Mohammed Köprili starb das Jahr darauf im Alter von achtzig; sein Sohn Achmed war fast noch bedeutender. Er wollte Siebenbürgen einfach zu einem Paschalik machen.

Dem Kaiser brannte dieser neue Aufschwung der türkischen Macht auf die Finger. Schon bei Lebzeiten Mohammeds Köprili war der große Kriegstheoretiker Raimond von Montecuccoli aus dem Modenesischen sammt dem Fürsten Joh. Richard von Starhemberg mit Heeresmacht an die mittlere Donau und die Theiß entsendet worden, wo ihn jedoch der Hofkriegsrath derart lähmte, daß er mehr Mannschaft durch Zaudern verlor, als eine Schlacht gekostet hätte. Jetzt aber galt es sich gegen den 33jährigen Achmed zur Wehre zu setzen. Dieser zog 1663 mit zwei Armeen von Essek und Belgrad auf Ofen. Montecuccoli hatte schlecht gerüstete Truppen und unzuverlässige ungarische Milizen. Der Wiener Hof flüchtete nach Linz. Bei Gran erlitt Graf Forgacz eine Niederlage; die Gefangenen wurden niedergehauen. Neuhäusel mußte sich ergeben. Die Protestanten erhielten — von den Türken! — freie Religions-

übung. Bis Brünn und Olmütz schweiften und brandschatzten die seldschuckischen Reiter.

Jetzt bot das Reich die Türkenhülfe. Markgraf Wilhelm Leopold von Baden rückte als Reichs-Feldmarschall vor. Neutra wurde zurückerobert (1664). Souches siegte an der Gran, unter 6000 Türkenleichen lagen 3 Paschas. Fahnen, Geschütz und Wagen waren erbeutet. Montecuccoli gewann am 1. August 1664 die Schlacht bei St. Gotthard an der Raab, Tausende wurden erschlagen oder in den Fluß gesprengt. Und jetzt schloß Leopold den Frieden von Vasvar auf 20 Jahre, auf Grund des frühern Besitzstandes und gegen ein „freiwilliges Geschenk" von 200,000 Fl. — an die Türken! Neuhäusel, dicht bei Preßburg, blieb türkisch! Alles war unzufrieden, selbst die Kaiserlichen. Die Ungarn wurden gehöhnt; sie, und die Protestanten am lautesten, erklärten: Lieber türkisch als österreichisch! Es war kein Wunder, wenn sich Complotte gegen diese Herrschaft bildeten, wenn der ungarische Adel sein eigenes Interesse allem Andern vorsetzte.

Wieder war Oesterreich durch Fremde gerettet worden. Wer die Namen überschaut, welche der Kaiser für Krieg und Politik zu verwenden hatte, dem wird schon dadurch der Begriff eines kosmopolitischen oder Allerweltstaates aufgehen. Waren die eingeborenen Lobkowitz und Haidersdorf nichtsnutzig, so brachte der Hochburgunder Lisola die österreichische Diplomatie auf den rechten Weg und der Italiener Montecuccoli, der Vorgänger des Prinzen Eugen, wurde das Schwert der richtigen Politik. Bournonville war freilich keine besondere Gabe des Auslandes; das aber machte der Markgraf Ludwig von Baden vollauf wieder gut. Es war freilich ganz natürlich, daß der österreichische Boden unter dem Bleihimmel des Jesuitismus keine Helden erzeugte. Eine glänzende Ausnahme machte der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, Rüdiger von Starhemberg.

Der wichtigste Mann des Augenblicks war Graf Raimondo Montecuccoli, geb. 1609 auf dem gleichnamigen

Schlosse bei Modena. Soldaten-, d. h. Condottiereblut hatte er in den Adern. Gedient hat er von der Pike auf bis zu den höchsten Ehrenstellen der kaiserlichen Armee, ein volles halbes Jahrhundert, 1625—1675. Im 30jährigen Kriege schwang er sich vom gemeinen Soldaten bis zum Armeeführer empor. Im schwedisch-dänischen Kriege drang er von Alsen nach Jütland und Fünen. Im Türkenkriege mußte er zunächst mit schlecht gerüsteten Truppen weichen, nahm dann aber bei St. Gotthard (1664) glänzende Revanche.

Im Jahre 1668 war er als Präsident des Hofkriegsraths eigentlich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde nur nach Westen hin durch den fatalen Lobkowitz gehemmt. In den Jahren 1672—75 sahen wir ihn bereits am Werke. Er war ein Stratege wie Turenne, diesem jedoch überlegen. Seine wissenschaftlichen Schriften sind: Aforismi dell' arte bellica (1668), später fortgesetzt in: Aforismi riflessi alle pratiche delle ultime guerre d'Ungheria („Aphorismen über die Kriegskunst" und „Aphorismen über die letzten Ungarischen Kriege"). Seine Maxime: so wenig als möglich schlagen, den Feind mürbe manövriren. Die politische Lage Europas war ihm ganz gegenwärtig. Nebenbei war er ein freimüthiger und geistreicher Mann. —

Durch den seltsamen Frieden von Vasvar geschah es auch, daß die Venetianer auf Candia keinerlei Erleichterung verspürten. Im Gegentheil, Achmed Köprili zog jetzt selbst nach Candia. Die Gefahr wurde dringend. Das Abendland gerieth in scheinbare oder wirkliche Besorgniß. Ludwig XIV., der schon bei St. Gotthard Hülfe geleistet, ließ seine Ritter ziehen; Kaiser Leopold gab 3000 Mann, Braunschweig und Lauenburg sandten 3 Regimenter unter Josia v. Waldeck. Aber das genügte nicht. Die Türken hatten wieder die Vollkraft ihres Anpralls erlangt. Von den Verbündeten zog Einer nach dem Andern ab. Man kämpfte zuletzt nur noch um und auf Steinhaufen. 4000 Mann der Besatzung waren noch übrig. Am 27. September 1669 empfing Achmed Köprili die 83

Schlüssel der Stadt und der Festung. Venedig hatte 126 Millionen Dukaten vergeblich geopfert.

Eine ungarische Verschwörung war seit 1666 gebildet. Auf der Hochzeit Franz Rakoczy's mit Helene Zriny kamen die Zriny, Wesselenyi, Nadasdy, Frangipan überein, den Kaiser auf seiner spanischen Brautfahrt aufzuheben. Das zerschlug sich, aber in Wien kannte man den Plan. Peter Zriny wollte als türkischer Vasall über Ungarn herrschen, wie einst Zapolya unter Suleiman dem Prächtigen, nach der Schlacht von Mohacs, 1526. Franz Rakoczy, sein Schwiegersohn, sollte Großfürst von Siebenbürgen werden. 1670 wurden die Verschwörer arretirt und nach Wien gebracht, Zriny, Nadasdy und Frangipan 1671 in Wiener-Neustadt hingerichtet. Rakoczy kaufte sich los. Emmerich Tököly erhielt sich für die Zukunft durch die Flucht.

Die Verschwörung war unterdrückt, die Verschwörer hatten gebüßt. Jetzt aber wurde zum Ueberfluß ein förmliches Rachegericht in Preßburg eingesetzt, die Regierung militärisch gehandhabt und der härteste Steuerdruck der ganzen uns so geläufig gewordenen Procedur als Siegel aufgedrückt. Eine inquisitorische Glaubenstyrannei grub nach den Wurzeln des Uebels; Prediger und Lehrer, der Ketzerei überführt, wanderten auf die Ruderbänke von Neapel. War es ein Wunder, wenn in Oberungarn der Aufstand ausbrach, wenn die empörten Gewissen nach dem Großwessier ausschauten? Und wie natürlich reihte sich grade damals, beim Ausbruch des holländischen Kriegs, die Blosstellung des Rheins an die ungarischen Wirren, selbst wenn Fürst Lobkowitz kein Geld von Frankreich bekommen hätte! Die fluchwürdige Intoleranz und Verfolgungssucht im Osten schaffte Ludwig XIV. freie Hand im Westen.

Und er wußte den Moment zu benutzen. Für den polnischen Thron hatten zugleich Johann Sobiesky und Karl von Lothringen candidirt. Sobiesky, mit einer Französin vermählt, bezog eine Pension vom französischen Hofe: er war Ludwigs Candidat. Karl von Lothringen wurde vom Kaiser

patronirt; ihm fehlte, was bei polnischen Königswahlen die Hauptsache war, das Geld. Sobiesky wurde gewählt. Als nun der schöne Emmerich Tököly die Fahne der Empörung in Ungarn erhob, genügte ein Wink von Versailles an Sobiesky, daß er Schaaren von polnischen Kriegsknechten nach Ungarn abziehen ließ, ohne den Krieg zu erklären.

In Siebenbürgen und Ungarn brannte es bald lichterloh. Oesterreich mußte einen Theil seiner Rheinarmee zurückrufen. Kara Mustapha, der Schwager und Nachfolger Achmed Köprili's, ging auf den Plan der Rebellen ein. Tököly nahm mehrere ungarische Bergstädte, bedrohte sogar Preßburg; auf seinen Dukaten stand die Legende: „Für Religion und Freiheit"!

Das überdauerte den Nimwegener Frieden. Endlich, als Ludwig XIV. die Reunionskammern arbeiten ließ und Elsaß überzog, gab Oesterreich auf dem Reichstage zu Oedenburg scheinbar nach. Aber wieder war die bewilligte Religionsfreiheit eine halbe, wohl verclausulirte, so daß Tököly sich weigerte zu erscheinen und von der Pforte den Roßschweif annahm. Den Titel „König von Ungarn" lehnte er jedoch ab. In Gemeinschaft mit den Türken eroberte er die Bergstädte Kaschau, Eperies ꝛc. Ungarn zahlte der Pforte Tribut. Dem Sultan Muhamed und seinem Großwessier schwoll der Kamm, sie stellten an Oesterreich das Ultimatum: Tributpflichtigkeit und Schleifung der Festungen in ganz Ungarn!

Im Frühjahr 1683 hielt der Sultan Muhamed IV. zu Adrianopel eine große Heerschau; in Belgrad übernahm Kara Mustapha den Oberbefehl; in Essek stieß Tököly mit seinen Scharen zu der türkischen Armee. Die allbekannte Zahl von 200,000 Mann ist jedoch übertrieben, dafern man nicht blos Köpfe zählt. Die türkische Armee theilte sich in Janitscharen (zu Fuß) und Sipahis (zu Pferde). Die Janitscharen zählten mit allen Ehrenmitgliedern, zu denen auch der Sultan gehörte, nominell 400,000 Mann, von denen jedoch in diesem ganzen Kriege höchstens 55,000 Mann in der activen Armee ausrückten. Die Sipahis, adelige Gardecavallerie, zählten bis zu

15,000 Mann. Die arnautischen Hülfsvölker bezifferten sich im allerhöchsten Fall auf 20,000 Mann; der Khan der Krim brachte kaum noch 30,000 Mann auf; der Moldau-Walachen waren 9000. Zählt man diese sämmtlichen Truppentheile nach den billigen Abzügen zusammen, so ergiebt sich eine Armee von 100,000 Mann; 20,000 Ungarn dazu erheben die Gesammtstärke auf 120,000 Mann. Wenn nun die Einen 144,000, die Andern 300,000 Mann angeben, so erwäge man, daß zu einer Armee von 100,000 Mann gehörten: 78,000 Pferde, von denen höchstens ein Fünftel zur Schlachtordnung gerechnet werden kann; 5000 Kameele und 26,000 Zelte mit ihrer Bedienung, wie denn für die Pferde allein 19,000 Troßknechte erwähnt werden. Dazu der ganze Troß von Dienern, Sklaven, Handwerkern und Handelsleuten. So konnten allerdings aus 100,000 Mann leicht 200,000 Köpfe werden.

Diese Armee richtete ihren Marsch auf Wien. Die Vorhut unter Führung des Tataren-Khans brannte Alles nieder. Der Herzog Karl von Lothringen erlitt an der Leitha eine Niederlage und am 12. Juli 1683 zeigten sich die ersten Sipahi-Schwärme vor Wien. Der Hof war wieder nach Linz geflohen. Rüdiger von Starhemberg vertheidigte mit 17,000 Mann die Stadt; sämmtliche Vorstädte legte er in Asche. Die Türken schlossen einen Halbkreis auf dem rechten Donauufer von der Schwechat über Inzersdorf, Schönbrunn, Hietzing, Hernals, Döbling bis Nußdorf. Die Stadt zählte damals 60,000 Bewohner, von denen viele mit dem Hofe geflohen waren. Die Türken stürmten in 60 Tagen 18 mal und wurden jedesmal zurückgeschlagen. Zahlreiche Feuergarben stiegen vom Stephansthurme als Nothsignale in die Luft; Starhemberg bat den Herzog von Lothringen dringend um Hülfe. Hunger und Seuche wütheten in der Stadt. Endlich stießen zu Tulln bayerische und sächsische, fränkische und schwäbische Reichstruppen zu Karl von Lothringen, 25,000 Mann stark; die 12,000 Bayern wurden von dem jungen Kurfürsten Max Emanuel geführt; an der Spitze der Sachsen

war gleichfalls der Kurfürst erschienen. Zu ihnen gesellte sich der tapfere Polenkönig Johann Sobiesky, der sich schon bei Choczim mit den Türken gemessen und ihnen den größten Theil von Podolien und Kaminiec entrissen hatte, mit 20,000 Mann. Raketen stiegen vom Hermannskogel auf, Kanonenschläge folgten: die Hülfe nahte.

Am 12. September 1683 —

Hört an die Tapferkeit!
Der Polenkönig in Person
Zum Angriff war bereit,
Herzog von Lothringen desgleich,
Viel brave Helden aus dem Reich,
Es war nun Fechtens Zeit." —

stürzte sich das christliche Heer vom Kahlenberge herab auf den Feind. Auf dem rechten Flügel griff Sobiesky an. Seine Reiter in bunter Uniform, mit hohem Rückenschilde, von Tigerfellen umflattert, den Stahlhelm auf dem Kopf, die Lanze in der Faust, sprengten gen Dornbach; der Herzog Karl bewegte sich mit den Kaiserlichen gegen Nußdorf; die Reichstruppen bildeten das Centrum. Sobiesky brach mit seinen Husaren den rechten türkischen Flügel und warf mit Hülfe des Centrums den Feind auf die Vorstädte zurück. Die Türken widerstanden vergebens dem wuchtigen Anprall der Polen und Deutschen. Der Sieg neigte sich auf die Seite des Abendlandes, 10,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld; das türkische Lager wurde erstürmt, 15,000 Zelte, 300 Kanonen, 9000 Wagen und die Kriegscasse fielen den Siegern zur Beute. 30,000 Gefangene aber hatten die Türken bereits niedergemacht, 17,000 schleppten sie auf dem Rückzuge mit fort.

Zu St. Stephan wurde gepredigt über den Text: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes." Kaiser Leopold aber, der von Linz herbeigekommen war, wußte nicht, wie ein Monarch von Gottes Gnaden einen Wahlkönig empfangen sollte. Als man ihm sagte: „Mit offenen Armen,

er hat das Reich gerettet," wich er aus und ließ es bei einer steifen Begrüßung zu Pferde im Freien bewenden.

Kara Mustapha war außer sich vor Wuth und ließ mehrere Paschas als Feiglinge enthaupten. Dann stob er bis Belgrad zurück, wo ihn dasselbe Loos traf.

Bei dem Christenheere aber befand sich ein 19jähriger Jüngling, der sich in der Schlacht bei Wien ausgezeichnet hatte und dessen Name bald die Welt erfüllen sollte.

Der türkische Bann war gebrochen, der Harnisch hatte seine Lücken bekommen und energisch drang das Abendland hinein. Venedig nahm seine Revanche, seine Truppen landeten auf Morea, marschirten auf Athen und Theben. Damals geschah es, daß eine Bombe in den Parthenon schlug und die Akropolis in Trümmer fiel. Die marmornen Löwen des Piräeus stehen noch vor dem Arsenal zu Venedig. Auf österreichischer Seite zog Sobiesky mit Karl von Lothringen nach Ungarn. Waitzen wurde genommen, Ofen widerstand (1684). Im folgenden Jahre eroberte Karl von Lothringen Neuhäusel, die Bergstädte fielen, Tököly entfloh. 1686 erstürmte der Markgraf Ludwig von Baden endlich Ofen. Diesmal war unser junger Ritter sonder Furcht und Tadel sehr dabei.

Und abermals mißbrauchte Oesterreich seinen Sieg im Interesse der Kirche. Der junge Franz Rakoczy wurde in dem ominös gewordenen Munkacz gefangen und nach Wien geschickt, wo ihn die Jesuiten erziehen sollten. Dann wurde 1687 zu Eperies das christliche Blutgericht im Style Albas unter dem spanischen General Caraffa eingesetzt. Daß 1687 das Wahlrecht der Ungarn aufgehoben und die Erblichkeit der Krone decretirt wurde, war das Recht des Eroberers; daß aber nachträglich blutige Rache geübt und dann gewaltthätige und schleichende Bekehrung der Protestanten betrieben wurde: das war das verderbliche Erbübel; dafür hatten Polen und Sachsen, Franken und Schwaben nicht ihr Blut vergossen. Das anhaltende Kriegsglück und die tadellose Tapferkeit der Armee machten den tückischen Jesuitismus jedenfalls überflüssig. Denn

am 12. August 1687 schlugen Herzog Karl und Markgraf Ludwig von Baden die Türken bei Mohacz, 161 Jahre nach dem Ende des letzten ungarischen Stammkönigs. Croatien und Slavonien wurden genommen. Die Siegesnachricht brachte jener junge, jetzt 24jährige Mann nach Wien. 1688 unterwarf sich Siebenbürgen den Oesterreichern. Im September desselben Jahres wurde Belgrad erobert und Ludwig von Baden drang im folgenden Jahre in Serbien ein, schlug die Türken bei Patasch und Nissa und eroberte Widdin. Der Halbmond verfinsterte sich zusehends.

Der Horizont der österreichischen Politik hatte sich seit der Zurücktreibung der Türken von Wien mächtig erweitert; eine große Zielstrebigkeit hatte sich selbst der phlegmatischen und pedantischen Seelen bemächtigt. Man warf die Augen begehrend auf das gesammte untere Donaugebiet: Bosnien, Herzegowina, Serbien, ja Bulgarien, selbst Konstantinopel wollte man haben. Noch im Jahre 1688 überlegte Kaiser Leopold, ob es besser sei, Frieden zu schließen, oder ob man nicht auch Dalmatien nehmen, an der Adria festen Fuß fassen, sich der Moldau und Walachei bemächtigen sollte. Augenscheinlich hätte eine solche Expansion nach Osten den Einfluß im Westen ganz in Frage gestellt. Für die Doppelaufgabe reichten Oesterreichs Kräfte nicht aus.

Wer war jener junge Mann, der 1683 vor Wien so tapfer focht und der die Siegesnachricht von Mohacs überbrachte?

„Prinz Eugenius, der edle Ritter", war der jüngste Sohn des Grafen von Soissons aus dem Hause Savoyen-Carignan und einer der brillanten vielgeliebten Nichten des Cardinals Mazarin, der Olympia Mancini, die des blutjungen Königs Herz zuerst entflammt hatte. Er wurde geboren zu Versailles am 18. October 1663, präcis $1^1/_2$ Jahrhunderte vor der Schlacht bei Leipzig. Olympia machte nach ihrer Verheirathung ein Haus und gab Feste zu Ehren des Königs;

aber die Montespan stürzte sie und trieb sie sogar aus dem Lande. Die Kinder jedoch blieben in Versailles.

Der kleine magere Eugen mit der großen Nase, den dunkeln Feueraugen und den kurzen Oberlippen, welche zwei hauerartige Zähne hervortreten ließen — wie ihn uns die Palatine beschreibt — sollte Geistlicher werden, trug die Soutane und hieß der petit abbé. Der Prinz aber fühlte sich zu etwas ganz Anderem bestimmt. Die Wahl war freilich nicht groß. Jüngere Söhne mußten sich entweder für den Himmel oder für den Krieg entscheiden. Ein drittes gab es nicht.

Man kam also bei Louvois im Anfang der achtziger Jahre um eine Reitercompagnie für Eugen ein. Wie die Dinge bei Hofe standen, wurde der petit abbé ab- und zur Ruhe verwiesen. Louvois, der doch sonst mit der Vorsehung auf dem besten Fuße zu stehen glaubte, verkannte diesmal deren Absichten völlig. Er trieb den umgekehrten Richelieu durch seinen Bescheid außer Landes.

Der 19jährige Eugen ging 1683 nach Oesterreich und wurde sofort unter dem tüchtigen Herzog Karl von Lothringen gegen die Türken verwendet. Am 7. Juli stand er zum erstenmale bei Petronell im Feuer. In der Schlacht bei Wien vom 12. September zeichnete er sich aus; vor Jahresschluß wurde er Commandeur eines Dragonerregiments. Der streng methodische Markgraf Ludwig von Baden stellte ihn dem Kaiser mit den Worten vor: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit diejenigen erreichen, welche die Welt als große Feldherren betrachtet.“ In der That hat ihn die Kriegsgeschichte unter die 7 großen Helden eingereiht.

Zu Anfang September 1686 war Eugen bei der Belagerung von Ofen. Am 12. August 1687 (Mohacz) ließ er seine Dragoner absitzen und stürmte mit ihnen das feste Lager der Türken. Er wurde mit 24 Jahren Feldmarschall-Lieutnant und erhielt das Bild des Kaisers in Diamanten. 1688 belagerte er mit Max Emanuel die Festung Belgrad. Beide

Heerführer drangen zugleich in die Bresche; Eugen wurde am Fuße schwer verwundet.

Der Orleanskrieg stand vor der Thür und Eugen wurde als Diplomat nach Turin gesandt. Es gelang dem gewandten Mann, seinen Vetter, den Herzog Victor Amadeus, von Ludwig XIV. abzuziehen. Dann ging Eugen zur kaiserlichen Armee an den Rhein und belagerte Mainz, wo er eine Wunde am Kopfe erhielt. Die Feldherren waren damals immer vorauf und zahlten redlich mit ihrer Person.

Unterdessen ermannten sich die Türken. Die Familie der Köprili war noch nicht ausgestorben. Mustapha, ein Bruder Achmeds, wurde Großwessier. Er ernannte den Tököly zum Beherrscher Siebenbürgens und marschirte mit 80,000 Mann nach Serbien, nahm Widdin und Nissa, zog in das explodirte Belgrad ein und bedrohte von Semlin aus Ungarn. 1691 marschirte er auf Peterwardein. Ludwig von Baden aber vernichtete am 19. August bei Szalankemen das türkische Heer: 24,000 Türken und Mustapha selbst fielen. Siebenbürgen unterwarf sich abermals.

Der Orleanskrieg verhinderte indeß Oesterreich, diesen Sieg auszubeuten. Die Türken behaupteten ungestört Belgrad. Das gab dem Sultan Mustapha II. den Muth, selbst das Heil der Waffen zu versuchen. Er schlug die schwache österreichische Armee 1695 bei Lugos und rückte im folgenden Jahr gegen Temesvar. Prinz Eugen, der in Italien weilte und dort den Schmerz erlebte, daß sein herzoglicher Vetter wieder zu Frankreich abfiel, wurde jetzt nach Ungarn geschickt.

Hier lagen die Dinge zu Anfang 1697 sehr verwickelt. Der Kurfürst August von Sachsen führte den Oberbefehl; der Vertrag Oesterreichs mit dem Reiche ermächtigte ihn sich sofort zurückzuziehen, wenn die Stipulationen verletzt würden. Der österreichische Befehlshaber war nur ein Adlatus des Kurfürsten, der dem letztern aufzupassen hatte. Geld war wie gewöhnlich in Wien nicht vorhanden; von den nothwendigen 8 Millionen Gulden war kaum die Hälfte aufzutreiben. Erst

als Kurfürst August am 27. Juni zum Könige von Polen gewählt worden, bekam Eugen nach dieser Seite hin freie Hand. Immer aber blieb er durch den fatalen Hofkriegsrath in seinen Unternehmungen gehindert.

Mustapha II. hatte es wieder auf 100,000 Combattanten gebracht. Auch Tököly war bei der türkischen Armee. Prinz Eugen verfügte nie über 80,000 Mann, und jetzt hatte er die größte Mühe, die detachirten Truppentheile aus Oberungarn und Siebenbürgen heranzubekommen. Er schrieb an den Kaiser: „Dann erkühne ich mich, Ew. kaiserliche Majestät allerunterthänigst zu versichern, wann fernerhin nicht gleich im Anfang der Campagne Dero Armee beisammen sein wird, daß es allemal für ein Besonderes muß gehalten werden, wenn man ohne Unglück heraus kommt." Als endlich die 20,000 Mann aus Siebenbürgen in forcirten Märschen heranrückten, begann Eugen zu manövriren, und griff die türkische Armee, die eben einen Brückenübergang vom rechten auf das linke Theißufer vollzog, bei Zenta am 11. September 1697 an.

„Der Mond verliert den hellen Schein,
Ist ganz von Blut geröthet . . ."

Die Déroute der Türken war jammervoll: 10,000 Mann lagen todt, 10,000 Mann schwammen in der Theiß, kaum 2000 erreichten das andere Ufer. Der Sultan verlor den Großwessier, 4 Paschas, 70 Begs, Agas ꝛc.; 7 Roßschweife, 423 Fahnen, 80 Geschütze und das ganze Lager wurden erbeutet. „Nicht ein Einziger ist insgesammt, schrieb Eugen nach Wien, welcher, so viel ich weiß, nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan hat."

Und nach dieser glorreichen Waffenthat litt das österreichische Heer die bitterste Noth an den morastigen Ufern der Theiß. Vergebens klagte Eugen zu wiederholten malen nach Wien über die „unglaubliche Miseria" der Armee. Nicht daran denken konnte er, wie er wohl gemocht, auf Temeswar im Banat vorzurücken. Aber gethan mußte etwas werden. Der kühne Feldmarschall drang mit einem kleinen Theile seiner

Truppen in das unwegsame Bosnien ein und zeigte den Türken wie der Rajah, wer jetzt Herr geworden. Der merkwürdige Zug erstreckte sich bis nach Serajewo.

Der Kaiser, anstatt die Lage auszunutzen, vor allen Dingen das Banat zu säubern und Belgrad zu nehmen, ließ zunächst einen Waffenstillstand und dann im Januar 1699 den Frieden von Carlowitz mit der Pforte schließen. Die spanische Erbschaft war in Sicht.

Oesterreich erhielt ganz Siebenbürgen, das Land zwischen Donau und Theiß, einen großen Theil von Croatien und Slavonien. Den Türken blieb in Ungarn das Land östlich von der Theiß und Marosch. Venedig behielt Morea nebst den Inseln Maura, Aegina und Zante. Ragusa wurde eine selbständige Republik. Tököly starb als Fürst von Widdin und als guter Lutheraner im Jahre 1704.

So stand es bei Ablauf des Jahrhunderts um die kaiserliche Macht. Mit Hülfe der Fremden — Sobiesky, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Prinz Eugen — war es gelungen, die Türken zurückzutreiben und des Kaisers Besitz nach Osten zu erweitern und zu sichern, leider unter schmählicher Verletzung der edelsten Principien. Kaiser Leopold hatte allen Grund, das Heil Oesterreichs in einem „Miracle" der Vorsehung zu erblicken. Wenn Alles zu Ende zu gehen schien, so erhoffte er die Rettung von „Gott, der in Allem so übernatürlich vor das Haus Oesterreich operirt." —

Wirft man einen Blick auf die Besitz- und Rechtsverhältnisse im damaligen deutschen Reiche, so darf man sich schier verwundern, daß noch so bedeutende Hülfe vor dem bedrängten Wien anlangte.

Die feierlichen Reichstage hatten mit Ferdinand III. im Jahre 1653, wo der letzte „Abschied" erfolgte, ganz aufgehört; seit dem Jahre 1663 tagte zu Regensburg ein „immerwährender Reichstag", beschickt von den 314 Ständen, die nie

mehr selbst erschienen, der sich bis zur Katastrophe von 1806 hinschleppte. Es war nur eine Deputation oder Delegation der Territorialherren, ein wahrer Bundestag mit allen Anzeichen des Marasmus, der letztern ausgezeichnet hat. Und grade auf jenem letzten ordentlichen Reichstage von 1653 war den Fürsten das Recht zuerkannt worden, die Steuern zur Reichsvertheidigung selbst aufzulegen. Das Band zwischen dem Reiche und dem Volke war damit gänzlich durchschnitten. Daß die Lasten der Verträge und Bündnisse „gehorsamlich und unweigerlich" getragen würden, war die Conditio sine qua non, ohne deren Erfüllung keine „alten Freiheiten" der Landstände geltend gemacht werden konnten, Beschwerden beim Kammergericht gar nicht angenommen wurden. Das Reich gab die Landstände und das Volk der Willkür der Territorialherren preis. Johannes Müller sagt: „der (nunmehrige) Reichstag bestand aus Denen, über welche die Nation vorzüglich zu klagen hatte; im Reichskammergericht saßen von ebendenselben unterhaltene Assessoren". Die Freiheit der Herren war der Inhalt der deutschen Adelsrepublik geworden.

Die früheren, oft so schwer einzutreibenden „Römermonate", die auf die 10 Reichskreise gelegte Kriegssteuer des Reichs, waren aus dem Ganzen geflossen; als aber diese Römermonate 1672 zu Regensburg in „Beiträge der Kreise an die Reichsoperationscasse" verwandelt wurden, welche die einzelnen Herren erhoben, war es äußerst schwierig geworden, Geldmittel für Gemeinzwecke zu bekommen, da ja die Domanialbesitzer ihre eigenen Ressourcen durch solche Auflagen beeinträchtigt hätten. Deßhalb zankte man sich in Regensburg aufs heftigste, als die Türken bereits in Mähren ihr wüstes Wesen trieben.

Im Gebiete der Reichsstände legte man nur Gewicht auf die Reichserlasse prohibitiver Natur; diese Verbote und Strafandrohungen galten als das Maximum der „Freiheit", über welches gewiß keine Landesregierung hinausging.

Der Westfälische Frieden hatte zwar die Rechte der Landstände garantirt. Bald jedoch wurde ihnen untersagt, über

ordentliche und außerordentliche Steuern zu debattiren; die Fürsten verhinderten das selbständige Zusammentreten ihrer Stände, die allmählich außer Thätigkeit gesetzt wurden.

Seit dem 16. Jahrhundert war die Idee der Volkssouveränität, nicht ohne Einfluß der jesuitischen Literatur, aufgekommen. Diese Idee hatte jedoch nur in England eine Handhabe an den beiden Häusern des Parlaments. In Frankreich suchten sich die Gerichtsparlamente zwischen der unorganisirten Masse und der Krone einzuschieben; denselben Anspruch erhoben in Deutschland die privilegirten feudalen Stände. Parlamente und Stände haben zeitweilig zugleich mit ihrem Rechte das allgemeine Recht vertreten; aber in Frankreich wie in Deutschland waren beide nur noch Reste der Vergangenheit und wurden von dem stärkern Fürstenthum unterdrückt. Der bureaukratische Despotismus hielt den Platz frei für die wahren Berechtigten.

Die Wahlcapitulation verbot den Einzelnen wie den Landständen, sich um Rechtsschutz an den Kaiser zu wenden. Der Reichshofrath, an dem nichts gelegen war, verlor seine Competenz, man brauchte seinen Entscheidungen nicht mehr Folge zu leisten. Das hätte sich ertragen lassen, wäre das Reichskammergericht nur etwas werth gewesen.

Alles ging auf Sonderung, auf Einzelwillkür aus; alle Reichsstände, von den untersten bis zu den obersten, strebten nach Erhöhung ihrer Geltung und Selbständigkeit. Die äußeren Abzeichen der Etikette spielten dabei eine gewaltige Rolle. Wer „durchleuchtig" sei, wer „Durchlaucht", wie viele Maibäume den Gesandten der Fürsten, wie viele denen der Kurfürsten zukommen: das war zu Regensburg die „deutsche Frage". Allenthalben ein eitles Sichrecken und Emporstrecken, ein Wedeln um den Kaiser, der nur in der Verleihung von Titeln noch Macht und Finanzquellen besaß! Die altgräflichen Geschlechter wollten fürstlich werden; Leopold machte zu Fürsten: die Fürstenberg, Schwarzemberg, Öttingen, Waldeck (1667); die Thurn und Taxis und Dietrichstein (1689); die Nassau-Saar-

brücken und Usingen (1668); die Schwarzburg-Sondershausen (1697). Das nannte man die „Reputation". Wenn die alten und neuen Fürsten die Landstände nicht mehr um sich liebten, so umgaben sie sich dafür mit Kanzleien, Hofräthen, Geh. Räthen, Consistorien, Kirchenräthen, und Hofkammer-Juristen und Theologen beherrschten die deutsche Kleinwelt.

Der Kaiser, selbst ganz Etikette, zog seinen Vortheil aus der „Reputation"; der Preis für Rangerhöhungen war sein sicherstes Einkommen aus dem Reich. 1672 kostete ein Fürstentitel 12,000 Fl., eine fürstliche Durchlaucht 6000 Fl., ein Marchese eben so viel, ein Graf 4000, ein Ritter 300, Wohlgeboren — sehr heruntergekommen — 200, ein medicinisches Doctordiplom 60, eine Hofhandlung 80, die Gründung einer Universität 2000, eines Gymnasiums 1000, einer Druckerei 400 Fl.

Die Großen im Reiche wollten noch höher hinaus, noch größer werden. Der Kaiser langte mit ihren „Beiträgen zur Reichsoperationscasse" nicht aus; er mußte Subsidien zahlen, wie z. B. dem Kurfürsten von Sachsen, der schwere Rechnungen einreichte. Dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg wurde im Jahre 1692 die neunte Kurwürde (Hannover) verliehen; dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August II., war der Kaiser bei der Erlangung der polnischen Königskrone (1697) behülflich. Friedrich August, der Erbherr des Stammlandes der Reformation, wurde in Baden bei Wien katholisch, um der „Reputation" willen. Hier wuchs ein Reichsfürst völlig aus dem Reichsverbande heraus; glücklicherweise verlieh ihm der Wahlthron zu Warschau keine Machtverstärkung; im Gegentheil, das Kurfürstenthum schwitzte Blut für die polnische „Reputation". Viel bedenklicher für den Kaiser war der brandenburgische Ehrgeiz.

Wie locker die Reichsverhältnisse waren und wie wenig neuere Maßstäbe auf den damaligen „Patriotismus" passen, sahen wir längst bei Gelegenheit der Jülich-Cleve'schen Erbschaft, wo grade Brandenburg dem Bearner die deutsche Kaiser-

krone hinhielt. Nicht anders machte es der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Anfang der achtziger Jahre, Ludwig XIV. gegenüber. Seine Haltung war in diesem Punkte um nichts besser als die von Kur-Köln und Kur-Mainz. Als Friedrich III. um die preußische Königskrone warb, nahm der Kaiser Leopold Anstand. Ein Wahlkönig in Polen schien ihm noch annehmbar; aber ein erblicher König von Preußen, ein bleibender König in Berlin: das war ihm bedenklich. Als der Kurfürst sich durch diese Zögerung verletzt fühlte, schickte er einen außerordentlichen Gesandten nach Paris. Der spanische Erbfolgekrieg hing über dem Kaiser; die brandenburgische Kriegsmacht war nicht zu verachten; auf eine Bevölkerung von $1^1/_2$ Millionen Seelen 40,000 Mann — am 16. Nov. 1700 gab der Kaiser nach und der Kurfürst wurde — König von Preußen.

Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz innerhalb derselben Nation denken, als der im 17. Jahrhundert mit wachsender Deutlichkeit und Bedeutsamkeit hervortretende zwischen dem Habsburgischen Oesterreich und dem Hohenzollern'schen Brandenburg. Dort ein behagliches, fahrlässiges, spanisch-vornehmes Wesen; hier ein langsames, vorsichtiges, militär-strammes Aufstreben. Dort ein fatalistisches Ausruhen auf der breiten Tradition und ein hartnäckiges Beharren bei dem alten Glauben; hier eine stete Unruhe und kluge Accommodation an die neue Geistesrichtung. Dort die Speculation auf Wiederbelebung der katholischen Weltmonarchie unter dem Aushängeschild des Kaiserthums; hier das consequente Trachten nach Gründung eines neuen Staates und nach Durchbrechung der hergebrachten Reichsschranken. Dort eine ziemlich compacte Ländermasse, die mit Ausnahme von Vorder-Oesterreich geographisch leidlich zusammenhing; hier das unablässige Bestreben, das Entlegenste zu erwerben und durch den bloßen Staatsbegriff zusammenzuschweißen. Zusammenheirathen, Zusammenkaufen

und Zusammenerobern verstanden sie beide, in den Mitteln zum Zwecke war keins wählerisch; aber in der Ausnutzung des Erworbenen unterschieden sie sich himmelweit. Oesterreich verlor sich in lauter Mitteln, und diese waren oft so unpraktisch wie möglich; Brandenburg war durchweg zweckmäßig praktisch. Die Romantik hatten beide abgestreift; aber Oesterreich liebäugelte noch mit abgelebten Traditionen, während Brandenburg absolut nüchtern zu Werke ging. Wie wäre es sonst denkbar, daß die österreichische Hausmacht nicht Herrin über den zerrissenen Länderbesitz Brandenburgs geworden ist!

Die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen, durch eine Doppelheirath gesichert, realisirte sich 1618 beim Tode des blödsinnigen Herzogs Albert Friedrich; Kurfürst Johann Sigismund wurde Herzog. 1609, beim Tode Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Cleve-Berg hatte sich eine neue Erbschaft aufgethan, die mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zu theilen war. Johann Sigismund überwarf sich mit dem jungen Pfalzgrafen, der sein Schwiegersohn werden sollte; dieser heirathete die Schwester des bayerischen Maximilian und den Schutz der Liga. Johann Sigismund näherte sich den calvinistischen Holländern und wurde reformirt. Der Erbstreit wurde erst 1666 definitiv ausgeglichen, Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg.

Seit dem Kurfürsten Joachim 1539 war Brandenburg lutherisch gewesen, und zwar nach der strengen Observanz. Crucifixe, Altäre, Weihwasser wurden beibehalten; die lutherische Abendmahlslehre war unerläßlich. Alles reformirte Wesen wurde strengstens verpönt, unter Johann Georg am strengsten. Joachim Friedrich dachte für seine Person milder, mußte sich aber vor den Landständen und der Geistlichkeit hüten. Da wurde nun Johann Sigismund 1619 reformirt, Ranke sagt vorsichtig, „aus Ueberzeugung und aus politischen Gründen". Es wäre nicht allein die Rücksicht auf Holland gewesen, sondern auch das Streben nach Befreiung der landesherrlichen

Macht von den Einflüssen der ständischen und geistlichen Corporationen. Die lutherischen Geistlichen opponirten heftig, organisirten einen wahren Feldzug gegen die Reformirten; es erfolgte ein scharfes Edict wider die Kanzeln — vergebens. Vergebens versicherte auch der Kurfürst, jeden in seinem Gewissen unbehelligt zu lassen. Die Mark und das Herzogthum blieben steif lutherisch.

Am Ende des Jahres 1619 folgte der schwache Georg Wilhelm. Er wurde mit den Landständen nicht fertig und machte den katholischen Grafen Adam Schwarzenberg, der immer gut kaiserlich blieb, zum Kanzler, weil ein Katholik nicht so verhaßt war wie ein Reformirter. Gustav Adolf durchschaute sehr genau den Mißgriff. Der „Hort des Protestantismus" spielte im 30jährigen Kriege eine gar traurige Rolle.

Im schwedisch-polnischen Kriege wurde das Herzogthum Preußen verwüstet; im niederdeutschen Kriege suchten Mannsfeldt und Wallenstein die Mark heim. Gustav Adolf mußte sich den Durchzug mühsam erzwingen. 1635 trat der Kurfürst dem Prager Frieden bei, wofür die Schweden ins Land fielen und 12 Jahre darin hausten. Georg Wilhelm starb auf der Flucht in Ostpreußen, Brandenburg war eine Einöde, Berlin entvölkert.

1640 folgte der tüchtigste aller brandenburg-preußischen Herrscher, der wahre Grundleger der Monarchie, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Gustav Adolf, sein Oheim, hatte ihn schon 1631 erkannt, und der Oheim wurde des Neffen Ideal. Er lag in seiner Jugend emsig dem Studium ob und trieb auf der Universität Leyden ernstlich Geschichte und Sprachen. Im Haag, wo sein späterer Schwiegervater Friedrich Heinrich von Oranien als Erbstatthalter residirte, lernte er neben der holländischen Kriegskunst auch die Feinheiten der damaligen Staatskunst kennen.

Als Kurfürst schloß er Waffenstillstand mit den Schweden und beseitigte den fatalen Schwarzenberg sammt seinem nichtsnutzigen Anhange. Die Armee säuberte er bis auf 3000

Mann, den Kern eines zukünftigen Heeres. Im Jahre 1646 führte er seine Cousine Luise Henriette von Oranien heim, nachdem sich der hochpolitische Plan einer Verbindung mit der schwedischen Christine, zu beiderseitigem Glück, zerschlagen hatte.

Im Westfälischen Frieden drang der Kurfürst auf die Gleichberechtigung der Reformirten. Er strebte die Versöhnung zwischen den protestantischen Confessionen ernstlich an, traf jedoch auf unbeugsamen Widerstand bei den Lutheranern.

Schon seit dem Jahre 1655 hatte Friedrich Wilhelm seine militärisch-diplomatische Bedeutung gezeigt. Karl Gustav von Zweibrücken war der Königin Christine auf dem schwedischen Throne gefolgt. Verdrossen darüber, daß Johann Casimir von Polen, der Nachkomme des schwedischen Sigmund, seine Ansprüche auf die schwedische Krone nicht fahren ließ, vom Kriegs- und Eroberungsgeiste getrieben, überzog er Polen mit einer Armee und rückte bis Krakau vor. Friedrich Wilhelm, der sein Heer auf 26,000 Mann mit 72 Geschützen gebracht hatte, schloß ein Vertheidigungs-Bündniß mit den polnischen Städten in Westpreußen. Karl Gustav aber rückte vor Königsberg und zwang den Kurfürsten zur Lehenspflicht für das Herzogthum Preußen. Als das eine Mittel versagt hatte, warf sich der Kurfürst auf die andere Seite und schloß 1656 ein Bündniß mit Schweden. Die Schlacht bei Warschau wurde von den neuen Verbündeten nach dreitägigem Ringen gewonnen, und zum Dank hob Karl Gustav im Vertrage von Labiau das preußische Lehensverhältniß auf. Der Kurfürst war souveräner Herzog. Aber Polen hatte sein Recht noch nicht aufgegeben. Als daher Karl Gustav mit Dänemark Krieg bekam, warf sich der Kurfürst wieder herum und schloß 1657 mit Polen den Vertrag von Wehlau: Anerkennung der preußischen Souveränität gegen Herausgabe von Ermeland und Verzicht auf Westpreußen. Dann kam die Allianz mit Dänemark und Holland gegen Schweden. Zu Oliva (bei Danzig) erkannte Schweden 1660 auch den Wehlauer Vertrag an. Der Kurfürst hatte auf savoyische Art

seinen Zweck in den trüben Wassern gefischt. Polen entsagte allen Ansprüchen auf Schweden, verlor Esthland und fast ganz Lievland und gab die Kosaken auf. Das Königreich sank zusehends von seiner Höhe herab. 1667, im Frieden von Andrussow, ging Severien und Smolensk an Rußland verloren. Johann Casimir sagte auf dem Reichstage von 1661 die Zukunft fast wörtlich voraus: „Gott wolle, daß ich ein falscher Prophet sei; aber wenn Ihr Euch nicht beeilt dem Unglück abzuhelfen, welches Eure angeblich freien Wahlen über das Land bringen, wenn Ihr Euern persönlichen Privilegien (das liberum Veto eines Einzigen genügte, seit 1652, alle Beschlüsse des Reichstages nichtig zu machen), so wird dieses edle Königreich eine Beute der Völker werden. Der Moskoviter wird Euch Ruthenien und Littauen entreißen, der Brandenburger sich Westpreußens und Posens bemächtigen, und Oesterreich, loyaler als diese beiden Mächte, wird genöthigt sein es ihnen gleichzuthun, es wird Krakau und Polen nehmen." Es giebt eben Völker, bei denen Kassandra die Stelle einer Heroldin einnimmt. Bot doch schon Karl Gustav von Schweden dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Theilung Polens an, bei welcher der Kurfürst statt Hinterpommerns Polnisch-Preußen erhalten sollte.

Das Markten und Feilschen im holländischen Kriege ist uns bereits bekannt. Zuerst Einverständniß mit Holland und Frankreich, dann Frieden von Vossem; hierauf Betheiligung am Reichskriege, Einfall der Schweden in die Kurmark.

In dem Feldzuge gegen Schweden offenbarte sich eine ungeahnte militärische Kraft und Tüchtigkeit. Die in Brandenburg unter der Maske der Freundschaft eingerückten Schweden begannen sich dort häuslich einzurichten, erhoben Steuern und Contributionen. Die Bauern bewaffneten sich und führten einen Guerillakrieg. Die Schweden rückten vor Spandau und Berlin und zogen auf die Elbe zu, wo Hannover gleichfalls französisch gesinnt war. Da machte sich der Kurfürst am Rhein auf, zog durch Franken und den Thüringerwald und

schickte von Magdeburg aus einen Theil der Infanterie auf Wagen, begleitet von der Reiterei, voraus. Der Havelpaß wurde genommen, die beiden schwedischen Flügel waren getrennt. Die eigentliche Infanterie war noch zurück, aber der tapfere Landgraf von Hessen-Homburg griff am 28. Juni 1675 die doppelt starke schwedische Armee bei Fehrbellin an und vernichtete sie. Fast ganz Pommern wurde erobert. Stralsund, welches Wallenstein in Monaten nicht hatte nehmen können, ergab sich nach 14 Stunden. Die Insel Rügen wurde genommen.

Als der Frieden von Nimwegen bereits im Zuge war, fielen die Schweden von Livland aus in Ostpreußen ein. Der Polenkönig Sobiesky war im Einverständniß. Da flog der Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie vom Rhein in die Mark, mit 10,000 Mann heran. Er jagte die Schweden mitten im Winter über das Eis vor sich her bis auf zwei Tagmärsche von Riga. Im Februar 1679 war kein Schwede mehr im Lande. Aber zu Nimwegen hatten die „Federfuchser" Alles verdorben: der Kaiser, Braunschweig und Münster waren dem Kurfürsten abgeneigt; die Etappenstraßen standen den Franzosen offen, sie besetzten Cleve und Créqui stand in Minden. Am 29. Juni kam der Frieden von St. Germain en laye zu Stande; der siegreiche Kurfürst mußte den Schweden ganz Vorpommern bis auf einen schmalen Streifen an der Oder herausgeben.

Des Kurfürsten Feldherren waren neben dem Landgrafen von Hessen-Homburg der Generalfeldmarschall Christian Otto von Sparr, sodann der vom einfachen Reisläufer heraufavancirte ehemalige Schneider Derfflinger, General-Feldzeugmeister und Freiherr. Sein Militär-Diplomat war der aus Holland herübergenommene Graf Georg Friedrich von Waldeck. Dieser hatte zuerst die Idee einer preußisch-deutschen Union, die hundert Jahre später als „Fürstenbund" wieder auftauchte und abermals nach hundert Jahren das preußisch-deutsche Reich wurde.

Zu dem auswärtigen Kriege kam der innere, und zwar in doppelter Gestalt, als confessioneller und als ständischer Krieg. Die Lutheraner hielten noch immer keine Ruhe. Der Kurfürst, der die Universität Frankfurt a/O., die specifisch märkische Hochschule, reorganisirte und die reformirte Universität Duisburg gründete, verbot seinen Theologen den Besuch von Wittenberg. Von den Predigern verlangte er im September 1664 einen Revers, in welchem sie sich verpflichteten, auf der Kanzel nicht zu schmähen und keinen Streit über die Gnadenwahl zu erheben. Den Exorcismus bei der Taufe stellte er frei. Der Revers fand heftigen Widerspruch; wer ihm namentlich die Unterschrift verweigerte und sich in Rede und Schrift unbotmäßig äußerte, war kein anderer als der Fürst der geistlichen Liederdichter, Paul Gerhard, Prediger zu Berlin. Der Kurfürst entsetzte ihn seines Amtes. Dagegen petitionirten die Berliner Stadtverordneten und die Vorsteher von sechs Gewerken. Der Kurfürst rescribirte von Cleve aus: von Paul Gerhards „sonderbarer Frömmigkeit" sei ihm nichts bekannt; der Prediger möge den Revers unterschreiben. Später bezeigte sich jedoch der Kurfürst sehr milde, indem er den Widerspenstigen (1667) wieder in sein Amt einsetzte. Der streng orthodoxe Lutheraner wollte aber wissen, wie er die Restitution zu verstehen habe. Da verordnete der Kurfürst die Einladung von Probepredigern für die erledigte Stelle. Paul Gerhard wanderte aus, erhielt jedoch reichliche Unterstützung von vornehmen Glaubensgenossen, so ein Jahrgehalt vom Herzog von Sachsen-Merseburg, und starb 1676 zu Lübben.

Noch heftigere Opposition erhob sich gegen den Absolutismus des Kurfürsten von Seite der Stände, namentlich der zähen ostpreußischen. Die Zeit war, theils in Folge der Reichsverfassung, wie wir schon bemerkten, theils durch die allgemeine politische Constellation, dem ständischen Wesen nicht günstig. Die Restauration in England hatte das Parlament von seiner souveränen Höhe gestürzt; in Frankreich herrschte der Einzelwille; in Dänemark und Schweden wurden die

alten „Freiheiten und Privilegien“ gebrochen; in Holland stand den Hochmögenden das Oranierthum beschränkend gegenüber. Ganz natürlich mußten die Stände mit ihren alten corporativen Rechten der staatsgründenden Tendenz des Kurfürsten im Wege stehen, der vor Allem seine Souveränität wie einen Rocher de bronze stabiliren und die Sorge für das Ganze auf sich nehmen wollte. Im fertigen Militärstaate ist der Parlamentarismus stets das Mädchen aus der Fremde; wie unleidlich muß diese Erscheinung erst im werdenden sein! Und die Excesse der ständischen Vertretung in dem benachbarten Polen wirkten obendrein als abschreckendes Beispiel.

Fehler wurden in dem ostpreußischen Conflict auf beiden Seiten begangen. Der Kurfürst trat aus dem herkömmlichen Gesetz heraus, um sich beim Erfolge die Indemnität zu holen. Er umging die Stände. Diese protestirten; aber der ständische Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rhode, und der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein vergaßen sich so weit, bei dem Warschauer Hofe Hülfe zu suchen, der doch seit dem Frieden von Oliva gar nichts mehr drein zu reden hatte. In Königsberg sagte man grade wie in Ungarn: „es sei härter als türkisch regiert zu werden!“ Es kam zu stürmischen Debatten, die Drohung mit „Landespreisgebung“ wurde ausgestoßen. Rüstungen fanden statt; der Kurfürst umzingelte Königsberg, Polen wollte den Ständen zu Hülfe kommen.

Das war 1661. Im folgenden Jahre wurde Rhode gefangen und blieb bis zu seinem Tode 1678 im Kerker. Endlich gaben beide Theile nach, die „Assecuration“, das Compromiß, die Vereinbarung kam zu Stande. Bei der Huldigung fehlte Kalkstein, er wurde gefangen genommen, zu ewigem Kerker begnadigt und ein Jahr nachher, 1667, freigelassen. Er schwur Urfehde. Trotzdem begab er sich nach Warschau, wo auch der Sohn des Schöppenmeisters Rohde weilte. Der Kurfürst verlangte Kalksteins Auslieferung und zog sogar den Reichstag ins Mittel. Da es damit gute Wege hatte, so

ließ der preußische Resident in Warschau kurzer Hand den Kalkstein aufgreifen und schickte ihn nach Preußen, machte sich aber zugleich selbst aus dem Staube. Kalkstein wurde 1671 in Memel enthauptet.

Zu der großen Aufregung der Gemüther, welche diese Vorgänge hervorriefen, gesellte sich der steigende Unwillen über die Höhe der eingeforderten Steuern. Der Kurfürst brachte das Staatseinkommen auf $2^1/_2$ Mill. Thaler, bei einer Bevölkerung von $1^1/_2$ Mill. Seelen; die Hälfte ging auf die Armee. Zudem verwandelte sich die Soldatenwerbung allmählich in eine mehr oder minder gewaltsame Conscription, da der Kurfürst nur Soldaten aus dem eigenen Lande wollte und die Offiziersstellen meist mit seinem Adel besetzte. Auch das „Volk in Waffen" schwebte ihm bereits in roher Form vor.

Um den Städten ihre schweren Lasten zu erleichtern, verlieh ihnen der Kurfürst 1667 das Recht der Accise, jene von den Holländern aufgebrachte Ergänzung der directen Abgaben, welche nach dem Product noch einmal die Verzehrung des Productes trifft, und zwar im umgekehrten Verhältniß der Kaufkraft des Verzehrers.

Unermüdlich war im Uebrigen der absolute Herr von Brandenburg und Preußen, die Wunden des 30jährigen und des schwedischen Krieges zu heilen. Er betrieb die Volkswirthschaft als Haus- und Hofwirthschaft. Ackerbau, Gewerbe und Handel zu beleben, ließ er sich unausgesetzt angelegen sein. Sehr zu statten kam ihm dabei seine holländische Erfahrung und die Mitwirkung seiner vortrefflichen Gattin Luise Henriette. Er ordnete die Domänen und holte holländische Colonisten herbei, welche rationelle Agrikultur und Viehzucht einbürgerten. Er ließ desgleichen Baumeister, Zimmerleute, Stempelschneider, Maler und Bildhauer aus Holland kommen. Auch die classischen preußischen Verwaltungsbeamten sehen wir unter dieser Regierung schon auftreten, so in Cleve-Mark den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen.

Unter Friedrich Wilhelm wurde der Canal zwischen Spree

und Elbe gegraben. Obgleich ihm die Ostsee noch ziemlich versperrt blieb, dachte er doch an die Gründung einer Marine — auch die erste Idee zur preußisch-deutschen Flotte hat er gegeben. In den 70er Jahren erhielt der Holländer Benjamin Raule die Erlaubniß, Kaperschiffe gegen Schweden auszurüsten. An diesen Anfang schloß sich 1681 die Handelsspeculation auf Westafrika. 1682 ließ der Kurfürst zwei Fregatten bauen und sandte den Kammerjunker Otto v. d. Gröben zur Anlegung von Befestigungen an die Goldküste. In der Nähe des Berges Mamfort wurde Groß-Friedrichsburg gegründet, am 2. Januar 1683 die brandenburgische Flagge dort aufgesteckt. Die Eingebornen schwuren Treue und der Commandant gelobte ihnen Schutz. Die feierliche Handlung hieß „Fetisiesaufen". Der „Fetisie" war eine Schale Branntwein mit Schießpulver oder mit Wermuth und Violensaft. — Im Jahre 1720 überließ Friedrich Wilhelm I., der Präsident des Tabaks-Collegiums, den neidischen Holländern die erste und einzige deutsche Colonie. Sie war unglücklich genug gewählt, die Localfieber fraßen die Europäer. —

Der außerordentliche Mann interessirte sich sogar für — China. Ihm verdankt die gelehrte Welt die erste Sammlung chinesischer Werke, welche nach ihm vervollständigt wurde.

Friedrich Wilhelm brachte Berlin von 6000 Einwohnern auf 28,000; er legte die Linden und den Lustgarten an; unter ihm erschien die erste Zeitung in Berlin.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der russische Czar Peter sich den Großen Kurfürsten zum Muster nahm, als er sein barbarisches Volk und Land mit Gewalt zu civilisiren suchte. Sollte denn nicht, wenn ein energischer Einzelwille die Mark Brandenburg in ein gesittetes Land zu verwandeln vermochte, dasselbe in Moskovien möglich sein?

Fest in seinem protestantischen Glauben, fühlte der Kurfürst eine Cromwell'sche Regung in sich, als die Valdesier in Piemont so schmählich verfolgt wurden. Aber er stand ein ganzes Menschenalter höher als der englische Protector, indem

er auch für die bedrückten Katholiken in Livland, Groningen und Westfriesland eintrat. Er nahm die Socinianer, Arianer und Mennoniten aus dem jesuitisch gewordenen Polen auf; er bereitete 7000 hugenottischen Flüchtlingen aus Frankreich ein neues Heim. Das ererbte Jülich-Cleve'sche Gebiet ist nicht mit Unrecht ein „intereonfessionelles Kleindeutschland" genannt worden. Nicht einmal vor den Jesuiten fürchtete man sich in Berlin; die PP. Volta und Wolff gingen im Schlosse ein und aus und wurden zu diplomatischen Missionen verwendet. Der Kurfürst ließ auch zum erstenmale seit einem Jahrhundert wieder Juden zu. Wenn er die polnische Krone zweimal „um der ewigen Seligkeit willen" ausschlug, so waltete doch auch berechtigtes irdisches Bedenken gegen den Marterreif ob.

Noch aufgeklärter als der Kurfürst, ja naiv freigeistig zeigten sich die Bauern des Amtes Ragnit, als sie im Jahre 1663 bei der Besitzergreifung den Kurfürsten ersuchten, er möge doch das Kirchengehen und Beten nach der Zahl der Hufen umlegen und den Armen nicht so sehr beschweren wie den Reichen. Also eine progressive Frömmigkeitssteuer! —

Leider starb die Kurfürstin schon sehr früh und ihre Nachfolgerin, Sophie Dorothea von Holstein-Glücksburg, zog sich, wenig populär, in die Potsdamer Abgeschiedenheit zurück.

Der Abschluß des vielbewegten, thatenreichen Lebens des Kurfürsten gestaltete sich trübe. Seinen ältesten Sohn verlor er schon 1674. Mit dem nunmehrigen Kurprinzen, dem spätern Friedrich III., stand er nicht besser als Friedrich Wilhelm I. mit seinem Kronprinzen. Der Kurfürst dachte zuerst an Enterbung; der Kurprinz entfloh, wie später Kronprinz Friedrich. Ja der Kronfürst wurde so verstimmt, daß er fast die Mission seines Hauses aufs Spiel gesetzt hätte: die Bildung eines Sturmbocks gegen das morsche Reich. Trotz der Versöhnung mit dem Kurprinzen testirte er im Jahr 1686 die Theilung des Staates unter der Souveränität des künftigen Kurfürsten. Der Streit mit Oesterreich um die

schlesischen Besitzungen Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, stand grade damals auf der Tagesordnung. Friedrich Wilhelm war müde; er ließ Liegnitz, Brieg und Wohlau von Oesterreich einziehen und schloß am 22. März 1686 einen Vertrag mit dem Kaiser, worin dieser den Kreis Schwiebus gegen Jägerndorf abtrat, Brandenburg aber versprach, einen Erzherzog zum Kaiser zu wählen, in Spanien die Rechte der deutschen Linie Habsburg zu unterstützen und gegen Subsidien Hülfstruppen nach Ungarn zu senden. Das blieb vorläufig geheim, noch geheimer, daß der Kurprinz versprach, Schwiebus zurückzuerstatten, wenn er zur Regierung gelangt sein würde. Der Kurprinz hielt 1695 sein Wort. Das Testament des Vaters aber wurde nicht executirt.

Kurfürst Friedrich Wilhelm starb im Jahre 1688, nach 44jähriger Regierung. Er hatte sein Land von 1444 Quadratmeilen auf 2046 — das östliche Hinterpommern, Halberstadt, Minden, Cammin, Magdeburg, Erzstift und später die Stadt, waren hinzugekommen — die Einkünfte auf das Fünffache gebracht. Auch die Königsidee war in seinem Haupte entsprungen.

Auf ihn folgte Friedrich III., der Prächtige und der Glückliche. Weder im Cabinett noch im Felde zu Hause, wurde er doch Mehrer des Reichs und an seinen Namen knüpft sich die Einführung höherer Bildung, der Wissenschaft und Kunst in Preußen.

Er förderte den liberalen Staatsstreich des Oraniers in England, stand im Orleanskriege zum Kaiser, ärntete aber zu Ryswik Undank, wofür der stolze Minister Eberhard von Dankelmann zehn Jahre im Gefängniß saß. Die Herrschaft über den Kurfürsten und König übte von 1697 an der Pfälzer Karl von Wartenberg, zu dem sich später Wartensleben und Wittgenstein gesellten, so daß das Volk von einem „dreifachen Weh“ sprach.

Bei all' den Standeserhöhungen ringsum, von Warschau bis London, wollte der prächtige Friedrich nicht zurückbleiben.

Er verhandelte wegen des Königstitels für das Herzogthum Preußen. Der Sachse meinte, er solle den Papst angehen und dann katholisch werden! Der spanische Erbfolgekrieg und eine Insinuation nach Paris halfen. Der Kaiser gab nach und am 18. Januar 1701 wurde die Krönung zu Königsberg mit unerhörter Pracht vollzogen. Ueber dem rothen Adler erhob sich der schwarze, einst vom Kaiser den Deutschen Ordensrittern in Preußen verliehen. Den tapfern preußischen Truppen, die dem Kaiser reichlichen Dank abstatteten, werden wir demnächst begegnen.

Im Innern wurde die Agrikultur-Politik des Großen Kurfürsten weiter verfolgt. Der einsichtsvolle Christian Friedrich Luben von Wulffen begann mit der größern Parcellirung der Domänen und mit der Einführung der Erbpacht. Er beabsichtigte die Ablösung der sogen. Vorwerke durch die Pächter. Freie Bauern, mehr noch freilich die Vermehrung der Bevölkerung, war sein Ziel. Leider ging man im 18. Jahrhundert wieder auf die Zeitpacht zurück.

War es dem Kurfürsten und Könige mehr um Pracht und Prunk zu thun und hätte er sich zur Noth mit der Ceremonien-Poesie eines Herrn v. Besser begnügt, so glänzte seine Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover — Charlottenburg ist nach ihr benannt — durch tiefere und feine Bildung. Sie hatte von ihrer Mutter Sophie, der Correspondentin der Liselotte, eine vortreffliche Erziehung erhalten und suchte sich im Umgang und brieflichen Verkehr mit den größten Geistern der Zeit beständig weiter zu bilden. Sie darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn es sich von Kunst und Wissenschaft unter Friedrich III. und I. handelt.

1692 entstand zu Halle die wahrhaft preußische Staats-Universität. Sie machte Front gegen Wittenberg und Leipzig, gegen die Orthodoxie des Lutherthums wie gegen die verzopfte Juristerei; sie wurde die hohe Schule für aufgeklärte Geistliche und für staatsbewußte pflichtstramme Beamten. Thomasius und Hermann Franke, beide aus Leipzig vertrieben,

später Christ. Wolf, waren die Koryphäen des Katheders und der Kanzel.

In Berlin wurde eine Akademie der bildenden Künste und durch Leibniz die „Societät der Wissenschaften" gegründet. Mathematik, Physik und Sprachenkunde kamen in Aufnahme. Andreas Schlüter, der letzte Repräsentant des antiken Formenbewußtseins, gleich groß als Bildhauer wie als Architekt, gab dem jungen Königthum die Weihe der Kunst. Er gestaltete das Alte Schloß in großartiger Weise um; er schuf die imposante Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der neuen Langen Brücke; er schmückte das Alte Schloß mit herrlichen Reliefs und das von Nehring erbaute Zeughaus mit den Köpfen der sterbenden Krieger. Hat man noch den etwas spätern Rafael Donner in Wien genannt, so ist vorläufig von der Plastik das letzte Wort gesagt.

Als die Königin 1705 starb, bot der Gemahl alle erdenkliche Pracht zu Ehren der Verstorbenen und zu seinem eigenen Trost auf: 5 Monate lang wurde das Leichenbegängniß vorbereitet, der Katafalk allein kostete 80,000 Thaler.

Friedrich der Prächtige war Mehrer des Reichs. Im Jahre 1697 kaufte er die Schirmvogtei über das Stift Quedlinburg und die Stadt Nordhausen von Sachsen; Elbing, das ihm von Polen als Pfand versetzt war, nahm er 1698 mit Gewalt. Die Souveränität über Neuchâtel und Valengin, die ihm rechtlich nach dem Tode des Oraniers als Erben seiner Mutter zugefallen war, wurde ihm im Frieden von Utrecht förmlich zuerkannt. In Utrecht wurde ihm ferner Obergeldern zugesprochen. 1702 waren aus der Oranischen Erbschaft noch die Grafschaften Mörs, Lingen und Tecklenburg heimgefallen; das Fehlende wurde gekauft. Die Anerkennung der Königswürde endlich erfolgte gleichfalls zu Utrecht von Seiten aller Paciscenten; nur der Papst wartete bis — 1787.

So standen die Dinge in Deutschland, als der Weltkrieg um die spanische Erbschaft ausbrach.

Der spanische Erbfolgekrieg. Ludwigs XIV. Ausgang.

Der spanische Erbfolgekrieg ist von unserer säcularen Periode nicht abzutrennen, obwohl er chronologisch ganz ins 18. Jahrhundert gehört. Er bildet das Ende der Regierung Ludwigs XIV. und bringt keinen neuen Factor auf die Weltbühne, wie dies der große Nordische Krieg that. Uns interessirt er nach drei Seiten hin: einmal findet das französische Kriegsvirtuosenthum nicht nur seinesgleichen, sondern seine Meister; sodann richtet die absolute Einherrschaft das reichste Land Europas zu Grunde und bereitet durch ihre wahnsinnige Ueberstürzung auf die Begier nach neuen Dingen vor; endlich kündigen sich diese neuen Dinge, nicht etwa durch Réfugiés im sichern Auslande, sondern durch den Mund der loyalsten Männer des Inlandes an; die Kette der Lafontaine, La Bruyère und Fontenelle schließt sich.

Der wahre Grund des 13jährigen, längsten und blutigsten Krieges, den Ludwig XIV. geführt, ist das Streben nach Uebermacht, nach Präponderanz in Europa, nach Ausdehnung der französischen Gewalt bis an die Gränzen Afrikas und über den neuen Continent. Das verstanden schon damals die Börsen als meteorologische Stationen der Finanzwerthe. Die gesuchte und gefundene Veranlassung zum Ausbruch bot ein verwirrter und langweiliger Erbschaftsstreit.

Wir kennen den Heißhunger der Bourbons nach dem

Erbe der Habsburger schon längst. Die Verheirathung des knabenhaften Ludwigs XIII. mit der spanischen Anna, bald nach dem Tode Heinrichs IV., zeigte uns bereits die Richtung des Steuers. Mazarin wiederholte den Curs, als er die Infantin Maria Thereſe im Pyrenäenfrieden für Ludwig XIV. heimbrachte. Oesterreich versuchte vergebens den Schlag zu pariren, indem auch Leopold I. dieselbe Maria Thereſe, die älteste Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin begehrte.

Diplomatisch wird berichtet, daß die Verzichtleistung der Infantin auf die spanische Erbfolge nicht den spanischen Cortes vorgelegt worden sei, was ihre Rechtsgültigkeit invalidirt habe — zur Notiznahme für diejenigen, welche solche „Verfassungsmäßigkeiten" geringschätzen.

Kaiser Leopold heirathete im December 1663 die jüngere Infantin Margarethe, und in einem geheimen Vertrage hatte Philipp IV., kurz vor seinem Tode, die Erbschaft auf die Gemahlin des Kaisers übertragen, da auf seines eigenen Sohnes Leben oder gar auf dessen Nachkommenschaft gar nichts gegeben wurde.

Im September 1665 wurde dennoch Karl II. nomineller König von Spanien. Unter ihm hörte die Intrigue um die Erbschaft gar nicht mehr auf. Er lebte zwar bis zum Jahre 1700, aber kaum mehr als ein Scheinleben. Eine wahre Jammergestalt schlich und stolperte der Erbe Karls V. durch ein Vierteljahrhundert dahin. Der ziemlich phrasenhafte Castelar, der viel in Victor Hugo'schen Antitheſen macht, thut hier des Guten oder vielmehr des Schlimmen kaum zu viel, wenn er den letzten Habsburger also malt: „Karl konnte Scepter und Schwert kaum in verwitterten Händen tragen; er hatte eine geisterhafte Bläſſe im Antlitz, todtes Haar auf leerem Haupte, erloschene Augen; er war ein Schatten von Schatten, welche Gräber heimsuchen und von Hexen- und Zauberkraft gequält werden." Man vergleiche dazu das Bild von Juan Careño (Galerie Harrach zu Wien).

Nüchternere Autoren, wie z. B. Gädicke in der „Politik

Oesterreichs und der spanische Erbfolgekrieg" geben mit realistischen Mitteln ein noch packenderes Bild des letzten Habsburgers in Spanien: Geradezu dumm war der König nicht, aber eben so krank wie bigott. Heißhungrig verschlang er Alles; seine beiden Kinnladen paßten nicht auf einander, er kaute also nicht und verdaute nicht. Sein Schlund war so weit, daß er Magen und Leber eines Huhns auf einmal schluckte. Er litt an Kolik, Schwindel und Ohnmacht. Die Aerzte gaben ihm eine Zeit lang Hühner, mit Vipernfleisch gefüttert. Zu Zeiten erhob er sich gewaltsam vom Lager, um eine Procession mitzumachen, und fiel sich blaue Augen. In seinem Todesjahre noch ließ er einen Teufelsbanner aus Deutschland kommen, der ihm den bösen Geist austreiben sollte. Bei der Oeffnung der Leiche fand sich ein Herz groß wie ein Taubenei, die Leber fast verfault, darin ein Stein von der Größe einer gebrannten Kaffeebohne.

Fügen wir noch einzelne Züge aus Buckle's Schilderung hinzu: Mit 35 Jahren hatte Karl Haar und Augenbrauen verloren; er war vom Schlage gelähmt, epileptisch und impotent. Er sah aus wie ein faselnder Idiot. Er kannte die Provinzen und Städte seines Landes nicht einmal dem Namen nach. Er bedauerte die Engländer, daß sie Städte verlören, die doch in seinem Reiche lagen. Er ging nur mit seinem Beichtvater zu Bett, zwei Mönche mußten die ganze Nacht bei ihm wachen. Die Dynastie endete im sterilen Blödsinn.

Gleich nach Philipps IV. Tode machte Ludwig XIV. das „Devolutionsrecht" für Flandern und Brabant geltend, woraus sein erster Krieg entstand, dem die Tripelallianz ein Ziel setzte. Aber gleichzeitig mit dem Aachener Frieden schloß auch Ludwig den Theilungsvertrag mit Oesterreich ab, wodurch sich der Kaiser eine gewaltige Blöße gab.

Als sich Oesterreich, besser berathen, im holländischen Kriege gegen Frankreich erklärte, veröffentlichte Ludwig den Theilungsvertrag, der in Spanien natürlich böses Blut machte.

Durch den Frieden von Nimwegen wurde eine Prinzessin von Orleans die erste Gemahlin Karls II. Die französischen Chancen stiegen wieder; aber die Königin machte sich gründlich verhaßt und wurde vom Nationalhasse der ärgsten Dinge beschuldigt.

Als die „Reunionskammern" ihre Pflicht gethan und die Spanier Luxemburg verloren hatten, heirathete die Tochter des Kaisers, Maria Antonia, im Jahre 1685 den tapfern Max Emanuel von Bayern. Auch sie verzichtete auf die spanische Erbschaft. Max Emanuel aber steckte sich hinter die Königin-Mutter von Spanien und wurde im Jahre 1691 Statthalter der spanischen Niederlande, wo er in pompöser Popularität regierte. König Karl war ihm überaus gewogen.

Unterdeß war der Oranier König von England geworden und der Gedanke seines Lebens: das französische Uebergewicht zu brechen, trieb ihn schon im Jahre 1689 zu einem Vertrage mit Oesterreich, worin dem zweiten Sohn des Kaisers die spanische Erbschaft garantirt wurde. Hätte der Kaiser nur bessere Diplomaten, Truppen, Entschluß und — Geld gehabt!

Im Jahre 1692 gebar die von ihrem Gemahl getrennte Kurfürstin Maria Antonia in Wien einen Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand. Sie starb im selben Jahre, verzichtete aber vor ihrem Tode noch einmal feierlich auf alle spanischen Erbansprüche für sich, ihre Kinder und Nachkommen. Sie handelte österreichisch.

Dessen ungeachtet wuchs in Madrid eine bayerische Partei heran; Oesterreich war dort weniger durch seinen Gesandten als durch die zweite Gemahlin des Königs, durch Marie Anna von Pfalz-Neuburg vertreten. Sie war schön und unternehmend, aber ebenso hochfahrend und unstet; sie beherrschte natürlich den König, wurde aber dafür wieder durch die Gräfin Berlepsch und den Tiroler Pater Gabriel geleitet. Ihre Krankheit benutzte die bayerische Partei, um ein Testa-

ment des Königs zu Gunsten des bayerischen Kurprinzen zu erlangen. Als die Königin genesen war, zerriß sie das Testament und verlangte die Zusage ihres Gemahls, daß der Erzherzog Karl mit 10—12,000 Mann nach Madrid kommen dürfe. Es kamen aber keine Truppen, aus guten Gründen.

Während des Orleanskrieges kreuzten sich die Cabalen in Madrid im bunten Wechselspiel. Die Corruption in der spanischen Hauptstadt war aufs Höchste gestiegen. Ein bayerischer Agent schrieb an den Minister Prielmayer nach München, wo der kleine Kurprinz lebte: „Ew. Excellenz haben von Madrid gar keine Wissenschaft; man kann es so schwarz nicht malen, es ist an sich selbst noch viel schwärzer."

Mit dem Ryswiker Frieden bekam Ludwig XIV. freie Hand. Im Frühjahr 1698 erschien zu Madrid der französische Gesandte Marquis d'Harcourt, der jedoch mit seinen 300,000 Livres unter dem Hofpöbel wenig ausrichtete. Aber Ludwig rechnete auf die Fahrlässigkeit und Unentschlossenheit des Kaisers. Leopold that nichts und schickte nicht einmal seinen Sohn Karl, geschweige eine Armee, nach Madrid.

Den Kurfürsten hatte Ludwig schon vorher abzufangen versucht, indem er ihm Neapel und Sicilien anbot, die Länder zwischen Inn und Donau versprach und die deutsche Kaiserkrone in Aussicht stellte. Das wurde vom Kurfürsten zurückgewiesen. Der gekrönte Diplomat sann daher auf eine neue Intrigue.

Am 11. October 1698 ließ sich Ludwig, um die Karten recht zu mischen, zu einem Theilungsvertrag mit England und Holland herbei: der Dauphin bekommt Neapel und Sicilien, sammt den spanischen Pyrenäenabhängen; der Kaiser Mailand, der Kurprinz von Bayern Spanien, Indien und Niederland. Als Karl II. Kunde davon erhielt, machte er im November sein Testament zu Gunsten des Kurprinzen von Bayern als des Universalerben und berief denselben zu sich nach Madrid.

Da erkrankte der sechsjährige Kurprinz Joseph Ferdinand, der bei seinem Vater in Brüssel war, heftig und starb am

6. Februar 1699. Die Sachlage war gänzlich verschoben und vereinfacht; es konnte sich nur noch um Frankreich und Oesterreich handeln. Finstere Gerüchte gingen um, das abscheuliche Wort: Poudre de succession wurde laut. Der Verdacht fiel auf den Kaiser, den erst die neueste Quellenforschung gänzlich davon befreit hat.

Jetzt diplomatisirte Ludwig mit dem Kaiser und mit den Seemächten, bot bald diesen, bald jenen Modus der Vertheilung. Als der Oranier vorschlug, dem Erzherzog Karl Spanien, die Colonien und die Niederlande, dem Dauphin Neapel und Sicilien zu geben, nahm Ludwig das an, der Kaiser nicht. Unterdeß arbeitete Ludwig still und nachhaltig zu Madrid an einem letzten Testament. Als er dieses durchgesetzt hatte und sein Enkel Philipp von Anjou am 3. October 1700 zum Universalerben eingesetzt war, hatten die Unterhandlungen mit den Mächten natürlich ein Ende, obgleich die Gesandten noch bis zum November 1700 zu Versailles amusirt wurden. Das Abkommen mit den Seemächten war in Ludwigs Augen nichtig, da der Kaiser es verworfen hatte.

Oesterreich war in Paris so schlecht bedient wie in Madrid. Der junge Graf Sinzendorff hatte weder Instruction noch Instructionen und tappte förmlich im Dunkeln. Als Karl II. am 1. November 1700 gestorben war, wurde Philipp V. unter lautem Jubel in Madrid zum König ausgerufen. Philipp begab sich sofort nach Spanien; beim Abschiede sagte ihm Ludwig: Dorénavant il n'y a plus de Pyrénées!

Jetzt wollte Oesterreich unterhandeln — zu spät! In London war die Verblüffung ungeheuer. Die Tories hatten die Armee so verkürzt, daß Wilhelm alle Lust verloren, länger in England zu bleiben. Und jetzt wurde der König aufs heftigste angeklagt, das Interesse des Landes verwahrlost zu haben.

Zum erstenmale ging ein Papst mit dem König Ludwig. Dieser hatte es mittlerweile durch seine Kirchenpolitik

wohl verdient, daß Innocenz XII. sich in Madrid für den Herzog von Anjou entschied. Mehr jedoch als auf die geistliche, verließ sich wohl Ludwig auf seine eigene weltliche Macht.

Seine Miliz- oder Provinzialregimenter, 30 an der Zahl, waren so einexercirt, daß sie vollständig in den Rahmen der Feldarmee paßten. Von 1701 an wurde die Loosung allgemein, der Loskauf kostete 75 Livres. Nur die Cavallerie bestand aus Geworbenen. Die französische Armee umfaßte 250,000 Mann Garden, Infanterie und Cavallerie, ein Regiment Royal-Fusiliers, 70 Compagnien Artillerie, 14 Compagnien Royal-Bombardiers, 2 Compagnien Mineurs; dazu 90,000 Mann fremde Truppen: 33,000 Schweizer, 17,000 Irländer, 13,000 Italiener, 12,000 Deutsche, 8000 Wallonen, im Ganzen 340,000 Mann. In diesem Punkte war die neueste Zeit angebrochen!

Madrid jubelte, wie gesagt; es gehörte nicht viel dazu, das Andenken an die letzten Herrscher zu verwischen und den Spaniern den Glauben beizubringen, daß sie jetzt „glücklich gemacht" werden sollten. Elender konnten sie nicht wohl werden.

Alles was wir früher vom spanischen Niedergange erfuhren, war in der letzten Zeit weit überboten worden. Das Land sah ungefähr aus wie Karl II., ein Gespenst ehemaliger Größe. Ein unverhältnißmäßiger Reichthum in wenigen Händen, der unverschämteste und massivste Luxus auf einzelnen Höhepunkten; in der ganzen weiten Ebene der wörtlichste Bettelstolz. Jeder Handwerker wollte ein Hidalgo sein, d. h. keine Steuer bezahlen, und ließ sich als Don Ramdo Colubrados adeln.

Von den 8 Millionen Einwohnern des Jahres 1600 waren noch 5,700,000 übrig. Die ungeheure Anzahl der Bisthümer, Klöster, Bruderschaften, Civildiener und Beamten war seit den Tagen Philipps II. noch bedeutend gestiegen. Ein Drittel der Bevölkerung faulenzte im Dienst der Kirche, ein Drittel des Jahres war Feiertag.

Von Industrie kaum noch die Rede. Die feine Wolle ging aus dem Lande und kam verarbeitet zurück. Der Colonialhandel war fast ganz in fremden Händen; nicht einmal den innern Verkehr besorgte die Nation selbst. Die Silberflotte war beständig zum voraus verschrieben, wie heute die türkischen Staatsgefälle. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse kosteten enorme Summen. In Madrid lebten 60,000 Menschen unter 150,000 von Almosen.

Die Soldaten bettelten, weil sie keine Löhnung erhielten; eine Armee war nicht mehr zusammen zu bringen. Kriegsschiffe gab es eigentlich nicht mehr. Le chapelet d'Espagne défilait. . . .

Kaum hatte sich England zu beruhigen angefangen, weil ja Frankreich selbst nichts von der ungeheuern Beute erhielt, vor Allem nicht Neapel und Sicilien, wie es in dem Theilungsplane gelegen, als Ludwig XIV. diesen Traum zerstörte. Er ließ zur Unterstützung seines Enkels marschiren, zugleich im Norden und im Süden. Der Kurfürst von Bayern lieferte ihm die Niederlande geradezu aus. Ludwig besetzte Belgien, Mantua und Mailand und stipulirte in Madrid große Handelsvortheile für Frankreich, zum Schaden der Seemächte; in Frankreich bildeten sich bereits Handelscompagnien zur Ausbeutung der spanischen Colonien; das Mittelmeer stand in Gefahr ein mare clausum zu werden. Zudem erklärte Ludwig öffentlich: der neue König von Spanien behalte seine Anwartschaft auf den französischen Thron, d. h. die Pyrenäen könnten möglicherweise abgetragen werden!

Da Ludwig zugleich den Exkönig Jakob II. unterstützte, so entstand große Aufregung in England. Energische Petitionen wurden ans Parlament gerichtet; in einer derselben hieß es: „Die Freisassen von England sind Eure Obern!" Auf solche der echten Volkssouveränität entstammende Worte erweichte sich der harte Sinn des Parlaments; es gewährte dem König Wilhelm die Mittel zur Aufrechterhaltung der „Freiheit Europas." Als Ludwig die geringste Entschädigung für den Kaiser

ausschlug, wurde die „große Allianz" zwischen England, Holland und dem Kaiser geschlossen, 7. September 1701. Preußen, Hannover, Dänemark, Kurmainz, Kurtrier und Pfalz traten bei. Auf Ludwigs Seite standen Bayern, dem Ludwig alles von Oesterreich zu Erobernde sammt der Rheinpfalz versprach, Kurköln, Braunschweig-Wolfenbüttel, Savoyen.

Der ursprüngliche Plan der „großen Allianz" war gar nicht so gewaltig; er stellte nur die Nothwendigkeit der Abwehr gegen die Weltmonarchie dar. Italien, so wurde stipulirt, müsse dem Kaiser gehören; die spanischen Colonien sollten an die Seemächte fallen. Dabei konnte Philipp V. ganz ruhig König von Spanien und Herr der Niederlande bleiben und noch dazu eines Tages König von Frankreich werden. Erst später nahm der Kaiser Leopold das ganze Erbe für seinen zweiten Sohn Karl in Anspruch.

Wilhelm von Oranien starb schon 1702, im zweiten Jahre des Krieges, nach langem Kränkeln, kinderlos. Fast immer besiegt, stand er dem französischen Willkürherrscher unbesiegt gegenüber, zäh wie sein Vorfahr, der Schweigsame, gegen Philipp, muthig wie Coligny gegen die Medici, principientreu wie Washington.

Der Krieg, welcher sich jetzt eröffnete, zeigte bald, daß es mit der französischen Siegesgewißheit trotz der colossalen Armee und ihrer musterhaften Organisation nicht mehr so stand wie früher; daß die französischen Marschälle kaum noch die Waffenehre aufrecht zu halten vermochten; daß es noch gewaltigere Taktiker und Strategen gab und daß unter solcher Führung auch andere Truppen „Verve", „Elan" und die glänzendste „Bravour" zu entfalten wußten.

Die beiden größten Kriegshelden der Zeit, die Condé und Turenne im Anfang des 18. Jahrhunderts, waren Prinz Eugen und Marlborough, die Verbündeten und Befreundeten. Den Prinzen Eugen haben wir auf einem frühern Kriegstheater kennen gelernt. Der mit Lorbeern bedeckte Held zählte jetzt 37 Jahre, hatte sich auf dem schwierigsten Terrain

wie im Cabinett ausgezeichnet und sollte bald auch als Organisator und Administrator seine glänzende Probe ablegen.

Wie mochte Ludwig XIV. es bedauern, daß er das große Genie einst verächtlich von sich gestoßen, daß er dem Habsburgischen Gegner alle jene Tugenden und Eigenschaften zugewiesen hatte, an denen dieser so großen Mangel litt!

Ganz anders geartet war Eugen's Genosse und Freund. John Churchill, Herzog von Marlborough, den wir aus der englischen Geschichte kennen, war 13 Jahre älter als der Prinz Eugen und hatte bei Beginn des Erbfolgekrieges schon eine große, wenn auch nicht schöne politische Rolle gespielt. Er war sowohl Hofmann als Soldat, genial, von schönem Aeußern, mit leuchtenden Radaugen, beredt, das was die Engländer nothgedrungen mit fremdem Worte a Beau nennen. Habsüchtig, wie so viele französische Marschälle, zeichnete er sich obendrein durch die rücksichtsloseste Undankbarkeit aus. Eine Mischung von Condé und Luxemburg, führte er den Krieg heldenhaft für seinen Ruhm und sein Interesse; er beherrschte nicht nur das Kriegstheater, sondern auch das politische an der Themse, und als Wilhelm III. 1702 gestorben war, dominirte die ihrem Gemahl ebenbürtige Gemahlin, Lady Sarah Marlborough, die befreundete Königin Anna und das Land.

Dem Prinzen Eugen gereicht es zum nicht geringen Ruhme, daß er die guten Seiten Marlboroughs herausfand und sogar dessen stark gefährdete Privatehre als Freund zu retten bemüht war, daß er den englischen Luxemburg mit der Bravheit Vaubans zu decken suchte.

Prinz Eugen eröffnete den Krieg mit einem Hannibalszuge über die tridentinischen Alpen, sprengte Felsen, wenn auch mit Pulver, statt mit Essig, schleppte das schwere Geschütz mit je 20—30 Ochsen über die Berge und schob auf der Südseite der „überstiegenen Unmöglichkeit" den Marschall Catinat nach dem Treffen bei Carpi (7. Juli) aus Italien hinaus. Dann ging er über den Mincio, schlug den Marschall

Villeroy am 1. September bei Chiari, nahm ihn zu Cremona gefangen und schickte ihn nach Wien. Das Glück schien die Franzosen zu verlassen; aber auch nur Eugen konnte das möglich machen was geschehen war. Seine Truppen waren niemals in diesem Feldzuge kriegsfähig ausgerüstet. Nach dem Siege bei Carpi flehte der Feldherr förmlich um Mittel. Vergebens. Auch der Sieg von Chiari half zu nichts. Als Eugens Hülferufe nach Wien gelangten, war der Kaiser im Gebet versunken. 18,000 schlecht oder gar nicht genährte Soldaten mit unbezahlten Offizieren standen gegen 80,000 wohlequipirte Franzosen! Alle Wunder erfindungsreicher Defensive mußten aufgeboten werden, und dennoch trug Eugen den Sieg von Luzzara davon.

Jetzt, Ende des Jahres 1702, begab sich der Prinz nach Wien, um persönlich Rath zu schaffen. Es war klar, daß die österreichische Heeresmacht nicht nur bedeutend zu vermehren, sondern gründlich zu reorganisiren sei, und daß die oberste Leitung in eine kundige und feste Hand kommen müsse. Im Juni 1703 wurde Eugen Präsident des Hofkriegsraths. In Italien blieb Starhemberg in der Defensive; Vendôme behauptete Savoyen und die Lombardei.

Die Lage war äußerst kritisch. In Ungarn brach der heftige Aufstand unter Rakoczy aus; auf dem nördlichen Kriegstheater ging alles schief. Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte den Franzosen die spanischen Niederlande ausgeliefert, seine eigene Armee auf 40,000 Mann gebracht und war auf dem Marsche gegen Oesterreich begriffen. Der kaiserliche General Styrum war bei dem bald nachher so berühmten Höchstädt geschlagen. Max Emanuel hätte ohne Beschwerde nach Wien vorrücken können. Glücklicherweise wurde ein anderer Plan beliebt. Der Kurfürst fiel in Tirol ein; Vendôme sollte an der Etsch hinaufrücken und ihm am Brenner die Hand reichen. Schon zog der Kurfürst in Innsbruck ein und schrieb: „dem Hause Oesterreich ist der Todesstoß versetzt.“

Da meldeten sich jene fast elementaren Gewalten der Tiroler Volksnatur und lieferten das ziemlich unbekannte Vorspiel zu der Empörung des Jahres 1809, das eine wie das andere mal gegen Bayern und Franzosen. Es ist das hohe Verdienst der neuesten österreichischen Geschichtsschreibung, daß uns dieser Aufstand des Jahres 1703 in allen Einzelheiten bekannt geworden ist.*)

Ueber den Tiroler Aufstand erfahren wir, daß die Bewegung zuerst sich gegen die lässigen und muthlosen Landesbehörden und kaiserlichen Beamten richtete, ja die Geistlichkeit selbst nicht verschonte, so daß es hieß: „die Bauern sind gefährlicher als die Bayern". Prächtig wird die Feuersbrunst in Kufstein geschildert, wo der Brand in das Schloß gerieth, Bomben, Granaten und Carcassen mit einem Getöse in die Luft prasselten und einen solchen Lärm in den Felsschluchten wachriefen, wie von zwei Kriegsflotten in der ärgsten Seeschlacht.

Max Emanuel war schon von Innsbruck über den Brenner gedrungen, eine Heeresabtheilung Vendômes bis nach Trient. Aber die Brixener Nonne hatte recht gesehen, als ihr in einer Vision ein Schwert erschien, welches vom Himmel herab zwei verbundene Hände trennte. Sie konnten sogar nicht zusammen kommen, der Aufstand hackte sie ab, ehe sie sich verbanden.

Das tapfere Hall am Inn fiel über die fremden Truppen her und erschlug ihrer 3000; 14 Geschütze wurden genommen. Der Kurfürst mußte vom Brenner zurück. Die Franzosen

*) Wir nennen mit wahrer Befriedigung die „Feldzüge des Prinzen Eugen, herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs," in zwei Serien: 1) von 1697—1707, 2) von da bis zum Schlusse der Laufbahn des Prinzen. Diese hochwichtige Publication, die noch bei der ersten Serie steht, enthält im 5. Bande den „Feldzug von 1703, nach den Feldakten bearbeitet" von Alphons Danzer, k. k. Oberlieutnant, Wien 1878. Dieser junge Militärschriftsteller liefert ein plastisches Bild des Tiroler Kriegs.

zogen gleichfalls ab, da Savoyen von Frankreich abzufallen drohte. Nach ihrer Gewohnheit ließen sie um den Gardasee eine Wüste hinter sich; sogar die Oelbäume hieben sie ab. Der Kurfürst aber entwich über Partenkirchen nach Bayern.

Piemont fiel wirklich ab. Vendôme ließ auf der Parade 3400 Piemontesen entwaffnen und behielt 700 Pferde käuflich. Der Herzog von Savoyen ergriff Repressalien zu Turin. In dem Bündnißvertrage mit Oesterreich aber besagte ein geheimer Artikel: die Eroberungen in Franche-Comté und Burgund fallen an das Haus Habsburg, die im Dauphiné und der Provence an Savoyen; Toulon ist für die Engländer. So weit gingen die österreichischen Hoffnungen.

Prinz Eugen, der zu Wien den Kopf und alle Hände voll Arbeit hatte, mochte wohl zu solch' wilden Speculationen lächeln. Italien war in Feindeshand, kaum daß sich Starhemberg mit allen Wundern der Strategik nach Nizza rettete — ein Rückzug, der ihm den „Feldmarschall" eintrug —; in Deutschland richtete der bedächtige Markgraf Ludwig von Baden, trotz der Kriegserklärung des Reichs, nichts aus.

Der Prinz, wie wir aus dem erwähnten gediegenen Werke jetzt genau wissen, arbeitete unaufhörlich an der Organisation der Armee und führte die Anfänge Montecuccolis mit eiserner Consequenz durch. Er schuf die Einheit der Heereskörper, ordnete die taktische gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffengattungen, wies der Cavallerie ihre große Rolle an. Durch ihn wurde der eigentliche Militärgeist, der in Frankreich schon seine Früchte getragen, in der kaiserlichen Armee eingebürgert. Der Soldat lernte sich als etwas Positives und Besonderes fühlen. Allerdings waren auch der Kastengeist, die Anmaßung und der Frevelmuth, selbst in Freundesland, damit verbunden. Mit dem althergebrachten Stellenkauf, selbst in der activen Armee, hatte Eugen große Noth. Unbarmherzig wurde die Disciplin, barbarische Strafen bedrohten die militärischen und die gemeinen Vergehen. Neben Schwert, Galgen,

Rad und Scheiterhaufen blieb die Tortur der „Carolina" in Geltung; selbst wer ungerecht torquirt worden war, blieb durch die Berührung mit dem Henker ehrlos. Das „Gliederstutzen" war eine gewöhnliche Operation. Das „Gassenlaufen" wurde als Milderung eingeführt, da das „Prügeln", wobei häufig durch Schläge auf den Kopf Blödsinn und Epilepsie hervorgerufen wurden, „zum Herrendienst untauglich mache".

Hexerei, Zauberei, Amulete waren in hohem Schwange; der Soldat bedurfte ihrer zum Glück im Spiel, in der Schlacht und in der Liebe. Wie niedrig damals noch das Niveau des Offizierberufes stand, geht aus einem Vorschlage zur Bildung einer Militärakademie hervor, wonach der Antragsteller den Rath ertheilte, die verwahrloste und vagabundirende Jugend von der Gasse, hinter Zaun und Hecke wegzuholen und sie zu Cadetten zu machen!

Die neue Disciplin erfuhr der Feldmarschall-Lieutnant Graf Arco, der, als er 1703 die Festung Altbreisach leichtsinnig übergeben hatte, ohne Gnade enthauptet wurde, während man den Vicecommandanten für infam erklärte.

Dazu, daß eine Vermögens- oder Einkommensteuer auf die österreichischen Lande blutwenig eintrug, konnte der Präsident des Hofkriegsraths nichts. War doch ein Steuersystem überhaupt nicht vorhanden, hatte man doch gar keinen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Unterthanen. In dem Erblande zählte man die Feuerstellen, in dem verheerten Ungarn die Hausthore, die deßhalb meist im innern Hofe angebracht wurden. Die Länder der böhmischen Krone mußten allein zwei Drittel der Auflagen aufbringen!

Der aus Tirol vertriebene Kurfürst von Bayern operirte in Süddeutschland, die Franzosen boten ihm von Westen her die Hand. Von Passau aus war Wien bedroht. Ohne englische Hülfe war Deutschland verloren. Marlborough mußte einschreiten. Finanziell hatte er das schon gethan. Vor Ausbruch des Krieges war er in Wien gewesen und hatte durch *seinen* Credit dem Kaiser 100,000 Pfd. Sterl.

bei dortigen Bankiers verschafft! Aus London flossen sodann größere Summen. Jetzt stand der Herzog mit englischen Truppen in Holland; die holländischen Streitkräfte schlossen sich ihm an; in Deutschland konnte er die Kaiserlichen und die Reichstruppen aufnehmen. Aber er mußte den kühnsten und genialsten aller Märsche vor Holland wie vor dem Kaiser geheim halten; schwerlich hätte er von beiden die Zustimmung erlangt.

Von Bedburg im Jülicher Lande marschirte der große Stratege am 19. Mai 1704 auf Bonn und Koblenz. Maastricht blieb seine Operationsbasis. Die Franzosen erwarteten ihn zu Trarbach; sie meinten, er würde moselauf in Frankreich eindringen. Er aber ging über den Main und Neckar nach Stuttgart und weiter nach Ulm. Der Kurfürst zog von dort ab und rückte donauaufwärts nach Donauwörth, wo er sich auf dem Schellenberge verschanzte. Markgraf Ludwig, der neben Marlborough commandirte, zögerte nach seiner Art, den Schellenberg anzugreifen. Da die beiden Feldherren jedoch im Commando abwechselten, nahm Marlborough seinen Tag und stürmte die Position. Der Markgraf wurde zur Belagerung von Ingolstadt detachirt und Marlborough behauptete das Feld allein. Zu gleicher Zeit rückten jetzt Marschall Tallard mit einer französischen Armee durch den Schwarzwald und Eugen mit einer österreichischen zum Succurs heran. Die Vereinigung fand auf beiden Seiten statt. Bei Höchstädt oder bei Blindheim, woraus die Engländer Blenheim machten, in der Nähe von Donauwörth, wurde am 13. August 1704 die entscheidende Schlacht geschlagen. Von 60,000 Franzosen und Bayern lagen 20,000 todt oder verwundet auf dem Platze; Villars selbst mußte sich mit 11,000 Mann ergeben. Unter der Führung Marlboroughs hatte auch das preußische Hülfscorps mannhaft seine Pflicht gethan. Die Franzosen aber wußten jetzt, was es zu bedeuten hatte: Marlbrouck s'en va-t-en guerre.

Der Kurfürst Max Emanuel floh über München nach

Brüssel. Ganz Bayern stand zur Verfügung der Verbündeten. Nur die Bauern thaten es jetzt den Tirolern nach; sie versuchten, empört über die Excesse der fremden Soldateska, namentlich über die österreichische Soldatenpresse, unter Anführung eines Studenten Meindl eine Weile den Guerillakrieg.

Joseph I., der im folgenden Jahre Kaiser wurde, gedachte Bayern in Stücke zu reißen und erklärte den Kurfürsten Max Emanuel sammt seinem Bruder Joseph Clemens von Kurköln in die Reichsacht.

Das Volk sang auf die glorreiche Schlacht bei Höchstädt:

„Der Hahn (Gallus) ist sehr frech und trutzig darzu,
Kräht gern auf fremder Misten;
Eugenius aber legt ihn zur Ruh
Vor sein raubgier'ges Gelüsten."

Den Tallard aber ließ es in einem Gespräch zwischen dem Kurfürsten, Eugen und Tallard klagen:

„Ach seyn ich erst angekommen
Ibel bei dem dollen Mahl!
Man hat mich gefangen genommen,
Darzu meine Mätressen all."

Der Refrain am Schlusse der Strophen lautet beständig mit ironischer Bosheit:

„Nudel und Stearz, Nocken und Blünten
Seynd der Bayer vier Elementen."

Wie seltsam großartig stand da dem französischen Marschall der Prinz Eugen gegenüber, der doch italienisches Blut in sich trug und der in Frankreich aufgewachsen war, den aber schon die Venetianer „Mars ohne Venus" genannt hatten!

Im selben Jahre 1704 begann auch der Krieg in Spanien selbst, zu Lande wie zu Wasser. Der Thronprätendent Erzherzog Karl landete in Portugal und zog mit portugiesischen Truppen nach Spanien. Catalonien und Valencia erkannten ihn als König an. Die englische Flotte nahm Gibraltar — für immer. Die Portugiesen besetzten Madrid, Philipp V. floh nach Burgos.

Unterdeß starb der Kaiser Leopold (1705) und sein Sohn Joseph I. folgte ihm. Joseph, ein Mann von fast weiblicher Schönheit, war durch einen Weltpriester antijesuitisch erzogen und erweckte auch für die Verwaltung seiner Erbstaaten die schönsten Hoffnungen. Leider waren ihm nur sechs Regierungsjahre zugemessen.

Ludwig XIV. bot den Frieden an, aber den Verbündeten war mit seinen Anerbietungen nicht gedient.

Marlborough zog in die Niederlande und schlug am 23. Mai 1706 bei Ramillies, südlich von Löwen, den Marschall Villeroy, der jetzt von beiden Helden gezüchtigt war, mit einem Verlust von 20,000 Mann, so daß Spanisch-Niederland völlig in die Hände der Verbündeten fiel.

Eugen hatte unterdeß in Oberitalien vollauf zu thun. Persönlich erlitt er eine Niederlage bei Cassano, wagte aber dennoch den Sturm auf Turin. Am 7. September 1706 kam es zur grimmigen Schlacht. Auf österreichischer Seite focht auch der Herzog Leopold von Dessau, der später so berühmte „alte Dessauer", ritterlich an der Spitze der preußischen Hülfstruppen. Gegenüber befehligte nominell der Herzog von Orleans, der Sohn der Liselotte, deren geplagtes Herz zwischen Gefühlen der Blutsverwandtschaft und andern Sympathien ein langes Martyrium erduldete. Der glänzende Sieg gehörte dem Prinzen Eugen. Ganz Oberitalien jubelte dem Sieger entgegen; die Franzosen hatten die Halbinsel, mit alleiniger Ausnahme von Neapel, verloren.

In dem ganz verlotterten Spanien, dessen Provinzial-Gegensätze fröhlich unter der Doppel-Invasion gediehen, wurden im Jahre der Schlacht von Turin die Franzosen wieder Meister; im October zog Philipp von Anjou zum andern male in Madrid ein. Als der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, des Erzherzogs kräftigste Stütze, gefallen war, trug im Jahre 1707 der Marschall Berwick den Sieg von Almanza davon; jetzt behielt der Erzherzog nichts mehr als die Stadt Barcelona. In demselben Jahre belagerten Prinz

Eugen und der Herzog von Savoyen Toulon: Frankreich hatte den Krieg im eigenen Lande. Auf eine Drohung Karl XII. von Schweden, der 1706 den Altranstädter Frieden geschlossen, wurde jedoch die Belagerung aufgehoben.

Unerschöpflich schien die waffenfähige französische Bevölkerung zu sein; die Armeen wuchsen aus dem Boden, natürlich auf Kosten desselben Bodens, der ohne Arbeitskraft blieb. Die Finanzschraube ächzte bei diesem kostspieligen Kunststück. Colberts Nachfolger hatten keine Ader von ihm. Zuerst war der leichtsinnige Graf Pontchartrin gekommen, nach diesem Chamillard, endlich Desmarets. Schon Chamillard hatte den Bogen aufs Aeußerste gespannt. Auspressung der Finanzpächter, abermalige Kopf-Classensteuer, Geldverschlechterung, Ausgabe von nichtsnutzigen Staatsbons, die auf ein Viertel ihres Nominalwerths sanken: Alles war versucht. In den ersten 8 Jahren des Erbfolgekrieges hatte Chamillard ein Budget von 1462 Millionen Ausgaben und von 387 Millionen Einnahmen! Er machte Anleihen, die bis 30% Zinsen kosteten. Als er, selbst erschöpft, mit Tode abging, widmete man ihm den bissigen Nachruf:

Ci-gît le fameux Chamillard,
De son Roi le Protonotaire,
Qui fut un héros au billard,
Un Zéro dans le ministère.

Nur daß er die Nullen hinten hinsetzte. Als Desmarets ans Ruder kam, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er die spanische Flotte mit 300 Millionen Livres an Gold und Silber wegnahm und die geprägten Münzen obendrein verschlechterte. Dann machte er unter den lockendsten Versprechungen eine letzte Anleihe und erpreßte mit dem äußersten Druck eines Kriegszehnten noch 24 Millionen Livres.

König Ludwig warf noch einmal 100,000 Mann nach den Niederlanden; sie wurden von dem tüchtigsten Marschall, Vendôme unter dem Obercommando des ältesten königlichen Enkels geführt. Aber das Heldenpaar Eugen und Marl-

borough war zur Stelle und schlug am 4. Juli 1708 in der Schlacht von Oudenarde an der Schelde das französische Heer gründlich. Die Verbündeten rückten zum andern male in Frankreich ein und belagerten Lille. Es war ein großes fürstliches Rendez-vous vor der Stadt. Die Rollen hatten gänzlich gewechselt. Lille und Gent wurden genommen.

Dazu kam in Frankreich eine Mißernte; die Zustände des Landes waren desperat. Der König bot demüthig den Frieden an. Er verzichtete auf die ganze spanische Erbschaft, mit Ausnahme von Neapel und Sicilien. Die Verbündeten forderten nicht nur diese, sondern Elsaß und Straßburg dazu. Als Ludwig sich auch dazu bereit erklärte, verlangte man, er solle helfen seinen Enkel aus Spanien verjagen!

Das ging dem königlichen Stolze, der bisher die Welt gemeistert hatte, doch zu nahe. Die Marschälle Villars und Boufflers rückten mit einer neuen Armee in die Niederlande ein. Die Dioskuren faßten sie am 11. September 1709 bei Malplaquet an der Schelde, unweit Tournai, und schlugen sie in der blutigsten Schlacht des Jahrhunderts. Auf dem Schlachtfelde lagen 42,000 Mann todt oder verwundet. Das Friedensbedürfniß hatte den höchsten Grad erreicht: Ludwig bot eine Million Livres monatlicher Subsidien zum Kriege wider seinen Enkel. Wohin war der Mann gekommen, den einst die Schmeichler angesungen:

Vous êtes monté si haut,
Que l'éloge et l'encens ne vous sauraient plus joindre!

Draußen wurde das Hahnengeschrei immer lauter:

„Ein Hähnlein wollen wir rupfen,
Ist stolz und wohlbekannt;
Schneeweiß mit bunten Tupfen,
Es soll uns nicht entschlupfen . . ."

„Eugenius
Tritt auf den Fuß
Dem Hahn,
Damit er nicht —
Wie's sonst geschicht —
So schnelle laufen kann."

Die Verbündeten verloren die politische Fassung, als sie sich auch jetzt nicht befriedigt erklärten. Sie vergaßen ganz, daß ihrer mehrere waren und daß ein Einzelner in solchem Falle immer größere Chancen hat. Prinz Eugen, der sich von allen Siegen nicht zum Uebermuth verleiten ließ, warnte vergeblich vor einer größern Demüthigung des Gegners. So weise wie tapfer bat er, „den Bogen nicht zu straff anzuziehen". Man hörte ihn nicht.

In Spanien wechselten die Loose: zuerst wurde Philipp besiegt und Karl zog in Madrid ein; dann aber siegte Vendôme in der Schlacht bei Villaviciosa am 10. December 1710, und Philipp war oben.

Das Schlimmere aber war der Sturz der Whigs in England. Die Tories waren des Krieges und Sieges müde, besonders aber der hochfahrenden Lady Sarah und ihres Einflusses auf die Königin Anna. Sie setzten alle möglichen Hebel an, sprachen von Gefahr der Hochkirche, lamentirten über die 53 Millionen Pfd. Sterl. Staatsschuld, poussirten die Abigail Hill und verheiratheten sie hinter dem Rücken der Lady Marlborough mit Samuel Masham. Endlich brachte das berühmte „Glas Wasser" die stolze Herzogin sammt ihrer ganzen Politik zu Falle. Robert Harley (Graf Oxford) und Henry Saint-John (Lord Bolingbroke) wurden Minister; sie hatten schon vorher Separatverhandlungen mit Frankreich eingeleitet. Alle Gegenbemühungen des Kaisers und des Prinzen Eugen blieben vergeblich. Die Königin Anna fühlte sich erleichtert; im Herzen war sie gut toryistisch-katholisch, sie hoffte auf die Restauration ihres Bruders, Jakob III.

Die Tories, einmal fest im Sattel, griffen jetzt dreist den leider nicht makellosen Privatcharakter Marlboroughs an, bezichtigten den gewaltigen Feldherrn der Erpressung (1711) und entsetzten ihn aller seiner Aemter (1712). Umsonst war Eugen als treuer Freund nach England geeilt; er erzielte nichts als die Niederschlagung des Processes. Marlborough wurde exilirt.

Englands Politik befand sich in anderem Fahrwasser, und in Oesterreich war Kaiser Joseph I. 1711 gestorben.

Dieser Tod war ein großes Unglück für Oesterreich. Kaiser Joseph I. war ein selbständiger Charakter, der auch antipäpstlich zu sein wußte. Clemens XI. hatte den Anjou in Spanien anerkannt; die Kaiserlichen aber besetzten Neapel, Ferrara und Bologna; die preußischen Truppen Parma und Piacenza, zwei Kirchenlehen. Die Geistlichen in den besetzten Ländern mußten Steuern bezahlen. Der Papst that die Steuererheber collectiv in den Bann. Die Kaiserlichen besetzten Comacchio im Kirchenstaate; der päpstliche Legat wurde nach Wiener-Neustadt verwiesen, der österreichische Gesandte von Rom abberufen. Clemens drohte mit dem Banne. Auf das betreffende Breve erwiderte Joseph: „des heil. Vaters Vorgehen sei ein fast des Lachens werthes Beginnen." Der Papst gab nach und erkannte Karl III. als König von Spanien an.

Kaiser Joseph schloß noch in seinem Todesjahre aufrichtig Frieden mit den Ungarn zu Szathmar. Temeswar im Banat nahm jedoch Prinz Eugen erst 1716; es war 165 Jahre in türkischem Besitz gewesen.

Josephs Nachfolger war sein Bruder Karl, als spanischer König Karl III., als deutscher Kaiser Karl VI., der Vater der großen Maria Theresia. Die Idee oder die Maxime des politischen Gleichgewichts wurde auch ihm gegenüber geltend gemacht: ein deutscher Kaiser und Herr der österreichischen Lande, auch noch im Besitz der spanischen Monarchie — das hätte geheißen, die Weltmonarchie Karls von Gent herstellen!

Wie die Interessen sich separirt hatten, so waren jetzt auch die Friedensverhandlungen separat. Zu Utrecht wurde 1713 zwischen Frankreich, England, Holland, Savoyen und Preußen pactirt. Philipp V. blieb König von Spanien und Herr von Indien. Die protestantisch-hannoversche Thronfolge in England wurde anerkannt; England behielt Gibraltar und die Insel Minorka, bekam von Frankreich Neuschottland, Neufundland und die Hudsonsbailänder, und schloß den abschen-

lichen Asientovertrag, in welchem Spanien der Einführung von jährlich 5000 Negersklaven in seine Colonien „zustimmte". Holland wurde mit Handelsvortheilen abgespeist und erhielt in Gemeinschaft mit Oesterreich das Besatzungsrecht in den belgischen Gränzfestungen (Barrièren). Brandenburg ließ sich die neue preußische Königswürde bestätigen und legte sich Obergeldern, Neuchâtel und Valengin in der Schweiz zu. Der Herzog von Savoyen bekam einen Streifen der Lombardei und die Insel Sicilien, die er jedoch 7 Jahre später mit dem unwirthlichen Sardinien vertauschen mußte, wonach er den Titel König von Sardinien führte.

Der Kaiser befand sich thörichterweise noch im Kriege mit Frankreich, aber ohne Bundesgenossen; die Reichstruppen wollten nicht viel besagen. Eugens Scharfblick durchschaute rasch die Situation, der Frieden war absolut nothwendig. In Rastadt kamen die beiden Kriegsfürsten Eugen und Villars zusammen.

Für seine isolirte Lage trug Oesterreich noch genug davon: es erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien, statt des letztern später sogar Sicilien. Im selben Jahre 1714 trat das Reich zu Baden im Aargau dem Frieden bei, mußte Landau opfern und abermals unter dem Caudinischen Joch der Ryswiker Clausel hergehen: was die Franzosen gewaltsam katholisch gemacht hatten, blieb katholisch. Hannover wurde als neunte Kur anerkannt; Kurbayern und Kurköln kamen an ihre frühern Herren zurück.

Ludwig XIV. zählte 76 Jahre und Frankreich lag in Ruinen. Ein entsetzliches Sterben in der Königsfamilie verdüsterte noch die letzten Lebensjahre des finstern und devoten Königs. Der Dauphin starb; der hoffnungsvolle Sohn desselben, der Herzog von Burgund, starb; die Herzogin von Burgund starb; der älteste ihrer Söhne, ein Urenkel des Königs, starb. 1715 starb der König selbst, und auf den Trümmern aller Pracht und Herrlichkeit lag ein fünfjähriges, schwäch-

liches Kind, ein zweiter Urenkel, seines Zeichens der fünfzehnte Ludwig, bestimmt zum Könige der Verwesung.

Frankreich aber seufzte unter der Last einer Schuld von einer Milliarde Thaler oder 3 Milliarden Livres — hatten doch nach Lemontey's Berechnung die beiden letzten Kriege allein 4000 Millionen Livres gekostet! Und Fénélon schrieb die Moral dazu nieder: „Allerdings wirkt der Despotismus, so lange er sich im Ueberfluß befindet, mit mehr Schnelligkeit und Nachdruck, als irgend eine gemäßigte Verfassung. Wenn er aber erschöpft, kraftlos, verschuldet, ohne Credit und bankerott ist, werden da wohl die käuflichen Seelen, die er mit dem Blute des Volkes gemästet, sich zu Grunde richten wollen, um ihn aufrecht zu erhalten?" —

Das arme Spanien, um welches der höllische Krieg geführt worden war, gewann blutwenig durch den Thronwechsel. Philipp V. litt ebenfalls unter den Folgen der steten Wechselheirathen zwischen Bourbon und Habsburg; er ging dem Wahnsinn entgegen. Zu seiner Bigotterie gesellten sich früh ein weibischer Eigensinn und eine trostlose Unselbständigkeit. Er wurde Hypochonder und verfiel endlich der irrsinnigen Vorstellung, daß er todt und eine Leiche sei. Er sowie sein Sohn Ferdinand VI. endigten im Blödsinn. Hofdamen und Abenteurer richteten das schöne Land immer weiter zu Grunde; kein Politiker sprach mehr im Ernste von Spanien.

Auch nicht die geringste Aufklärung brachte der Dynastiewechsel in die spanische Finsterniß. Die grausame Inquisition war und blieb dort national. Philipp V. trug von seinem Namen zu viel Phlegma in sich, als daß er sich nicht durch eine Junta von Theologen von der Heiligkeit und Heilsamkeit der Institution hätte überzeugen lassen sollen. Er regierte 40 Jahre und in dieser Zeit verbrannte das heilige Gericht 1554 Opfer leibhaftig, 782 in effigie.

In Frankreich hatte die Maintenon, grade zu Anfang des letzten Krieges, mit den Beichtvätern des Königs in ihrer Weise die Ketzerei ausgerottet. Was in Spanien der Holzstoß that, das verrichteten in Frankreich Musketen, Kanonen, Rad und Galgen. Von 1702—1705 tobte in den Cevennen der wilde Rache- und Vertilgungskampf mit den Camisarden. Die Bewohner jenes Gebirges, in denen der uralte valdesische Geist sich mit unheimlicher Verzückung paarte, trugen weiße Blousen oder Kittel, nach denen sie benannt wurden. Der furchtbare Aufruhr begann mit einem Racheakt der Bedrückten.

Der Abbé du Cheyla, ein Bekehrungsmissionär, galt für den Ohrenbläser und Aufreizer des königlichen Intendanten Lamoignon de Bâville; in seiner Wohnung, in der Abtei von Pont du Montvert, sollte er eine Anzahl von Hugenotten eingekerkert halten, die er auf ihrer Wanderschaft nach Genf aufgegriffen.

Mitten im Gebirge kamen die Verschwörer nächtens zusammen, voll von dem Fanatismus eines Pierre Brousson, des grimmigsten unter den „Propheten der Wüste", und eines Jurieu, der nicht minder das „Wetterleuchten aus einer höhern Welt" betrieb. An ihrer Spitze standen Pierre Séguier und später der bekanntere Jean Cavalier. Séguier war der Mann der schonungslosen Rache, der darauf ausging, alle katholischen Priester umzubringen. Cavalier war ein hübscher, blauäugiger, blondgelockter Hirtenknabe von 17 Jahren mit militärischem Talent.

Am 24. Juli 1702 sammelte sich die Schar bei den „drei Buchen" am Fuße des Berges Les Bouges. Es waren ihrer 50 bewaffnete Männer, bereit, „Gottes Geheiß" zu vollführen. In der Abtei von Montvert herrschte laute Fröhlichkeit und festlicher Jubel.

Sie umzingelten das Haus, du Cheyla ließ Feuer geben, sie sprengten das Thor. Einer der Führer fiel, ein zweiter Camisard rief sterbend: „Kinder Gottes, gebraucht Eure

Waffen nicht; verbrennt, verbrennt unter ihrem eignen Dache die Priester und die Satelliten Baals!"

Das Haus ging in hellen Flammen auf; du Cheyla, der sich in ein Gewölbe gerettet hatte, ließ sich an Bettüchern zum Ufer des Tarn hinab, wurde aber entdeckt: „Bitte nicht um Dein Leben, keine Gnade, der Herr fordert Tod!" Und jetzt versetzte ihm Jeder einen Todesstreich: „Nimm das für meinen Vater, der auf dem Rade starb!" — „Und das für meinen Bruder, den Du auf die Galeeren geschickt!" — „Und das für meine Mutter, die Du durch Kummer getödtet hast!" — „Und das für meine Schwester, für meine Freunde, die im Exil, im Kerker, in Qualen endigten!" Von 52 Wunden waren 25 tödtlich.

Nach der Rache knieten Séguier und die Seinen neben den Leichen nieder, dem Herrn für ihren Sieg zu danken. Die ganze Nacht sangen sie Psalmen. Daneben prasselten die Flammen und rauschte der Sturm. Am Morgen zogen die Camisarden unter Psalmsingen in ihre Höhlen und Felsennester zurück.

Séguier wurde gefangen, vor Gericht berief er sich auf den Geist Gottes in ihm, erkannte keinen andern König an als den im Himmel, und auf die Frage, ob er Reue empfinde, antwortete er: „Meine Seele ist ein Garten voll Schatten und Brunnen." Zuerst hieb man ihm die rechte Hand ab und verbrannte ihn dann lebendig. Von zwei getreuen Freunden wurde der eine gerädert, der andere gehenkt.

So war der Anfang der Rebellion, und dieses Bild mag genügen, eine Vorstellung des entsetzlichen Krieges zu geben, der drei Jahre lang den Südosten Frankreichs, nicht allzu fern vom Schauplatz der Albigenser, verwüstete. Solche Wuth auf beiden Seiten, solch' fanatischen Haß und gottseliges Morden hatte der englische Bürgerkrieg nicht aufzuweisen. Derartige Scenen kündigen den Anfang oder das Ende einer Religion an.

Auf Séguier folgte Laporte als „Oberst der Kinder

Gottes". Sein Neffe Roland, ebenso inspirirt, ebenso verwegen, hatte zugleich das Zeug zur Organisation und politischen Leitung. Er glaubte fest, den König zum Widerruf des Revocationsedicts zu zwingen. Von Savoyen war doppelte Hülfe gekommen. Als Victor Amadeus 1703 von Frankreich abgefallen war, rächte er sich für die Entwaffnung seiner Truppen durch Unterstützung des Aufstandes. Er ließ 4000 bewaffnete Valdesier, dort auch Barbets genannt, in die Cevennen ziehen und warb 6000 Schweizer zu demselben Zweck. Die Seemächte schickten reichlich Geld. Die Catalonier reichten die Hand durch Languedoc. Ludwig XIV. sollte im eigenen Lande beschäftigt werden.

Leider herrschte keine Einigkeit zwischen Roland und dem jungen Cavalier. Dieser war ein geborner Guerillachef, erfindungsreich, rasch und geschickt; aber er war nicht der intransigente Fanatiker, sogar der Schmeichelei zugänglich.

Roland führte den Defensivkrieg gegen erfahrene Marschälle eine gute Weile mit Glück. Die königlichen Armeecommandanten waren oft selbst nicht einig unter sich, und obgleich Montreval zuletzt über 60,000 Mann verfügte und die Ausrottung aller Camisarden frischweg zum System erhob, so waren doch Roland und Cavalier, der mit einer Prophetin, der „Großen Marie" umherzog, noch immer die Herren der Rouergue und des Vivarais. Da kam der Marschall Villars, und seiner Diplomatie gelang es, den Cavalier von Roland zu trennen. Cavalier wurde begnadigt, vom König empfangen, ging aber, da man ihn mit Mißtrauen behandelte, mit andern Camisarden in englische Kriegsdienste. In der Schlacht bei Almanza focht er gegen den Marschall Berwick. Er starb 1740 zu Chelsea als englischer Offizier a. D.

100,000 Menschen hatte die Empörung in den Cevennen und deren unbarmherzige Niederwerfung gekostet; 10,000 davon waren gehenkt, gerädert und verbrannt worden. Und während dieser Greuel hatte die Maintenon geschrieben: „Die Unruhen in den Cevennen haben wenig zu bedeuten.

Es ist unnöthig, daß sich der König um die Vorfälle in diesem Aufstande bekümmere. Es würde das Uebel nicht heilen, ihm aber viel Aerger bereiten!" — Der Aufstand war das letzte Aufblitzen des hugenottischen Geistes. Von da an wandten sich die Gedanken auf Anderes.

Mit der Aufräumung der Jansenisten hatte die jesuitische Clique leichteres Spiel. Im Jahre 1685 war der P. Quesnel nach Holland entwichen und hatte dort eine Uebersetzung des Neuen Testaments gefertigt, die sogar den Papst Clemens XI. entzückte. Aber der Jesuit Letellier schlug Lärm, und derselbe Papst verdammte die Uebersetzung als „aufrührerisch, ketzerisch und jansenistisch." Nicht einmal das Papstthum war mehr frei.

Die kümmerlichen Reste von Port-Royal de Paris blieben bei dem allgemeinen Kehraus nicht unbeachtet; 1713 wurde das Kloster zerstört, die Gräber riß man auf, verunehrte die Leichname, und das Alles ließ man sanctioniren durch die gradezu dumme Bulle Unigenitus, in welcher sogar Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern verdammt werden. Der Jansenismus, die letzte Regung religiöser Opposition innerhalb des Katholicismus, war ausgetreten; das Element des Pietismus in ihm artete in „Convulsionarismus", in krampfhafte Verzückung aus. Die Parole war von oben herab gegeben: entweder ganz katholisch oder absolut irreligiös. Während anderswo aus der Freiheit der Schriftforschung sich die Forschung der Vernunft entwickeln sollte, wurde Frankreich vor die reine Negation gestellt. Man weiß, welche Wahl es im 18. Jahrhundert getroffen hat.

„Die Heiligen", meinte Göthe, „und die Ritter stehen jedem Ungewitter und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn". Wir haben das allerdings an den Marschällen der Kirche und den Bischöfen der Armee gesehen. Wie dann aber, wenn diese „würdigen Stützen" des Thrones zu wanken beginnen, wenn „selbst die festen Felsen beben?" Und so geschah es in

der That. Der „heilige" Fénélon und der echte „Ritter" Vauban versagten den Glauben an die Allmacht des willkürlichen Königthums. Von den ungnädigen Strahlen der untergehenden Versailler Sonne getroffen, sprachen sie beide das Todesurtheil über die fluchwürdige Willkür eines bigotten Despoten aus. Wie tief mußte ihre Ueberzeugung von dem Elende des Volkes und von der Ursache dieses Elends gewurzelt sein, daß sie ihrer tadellosen Loyalität den Aufschrei der Empörung abrangen!

François de Salignac de Lamothe Fénélon (1651—1715), aus der Dordogne, war doch von Haus aus zu keiner Opposition angelegt. Sein friedlicher, sanfter, etwas schwärmerischer Charakter eignete ihn durchaus zum Priester im besten Sinne des Wortes. Was bei den Andern Politik, Geschäft, weltliche Absicht war, die Mission und Bekehrung, das war ihm innerster Beruf. Früh schon richtete sich sein Sinn auf Missionsreisen nach Canada und Griechenland, wo einst Sokrates und Paulus gepredigt hätten. Er war ein überzeugter Katholik und beförderte, so viel an ihm lag, die Einheit der Religion im Staate; aber milde und durchaus lehrhaft ging er zu Werke, jede Gewaltmaßregel widerstrebte seinem humanen Wesen. Protestantische Mädchen erzog er zu seinem Katholicismus, und aus seinem Traité de l'Education des filles ließe sich noch heute manches lernen. Auf Turenne's Rath wurde er zur Hugenottenbekehrung nach Poitou und Saintonge geschickt; aber die Dragoner verbat sich der fromme Abbé ernstlich als Unterstützung seiner katholischen Lehre, was ihm sogar die Achtung seiner Gegner eintrug.

Wie die Maintenon auf den Gedanken kam, grade Fénélon zum Erzieher des jungen Herzogs von Burgund vorzuschlagen, ist nicht wohl zu begreifen. Der König, der ihren Rath befolgte, ist nie dem ernsten würdevollen Weisen näher getreten; dieser war für ihn eine bedenkliche Erscheinung aus einer fremden Welt. Der Ehre halber ernannte er ihn zum Erzbischof von Cambrai.

Fénélon wird uns also geschildert: Ein schlanker, hoher Mann von eleganter sicherer Haltung; im Gesichte romanische Züge, große Augen, hochgewölbte Stirn; gewinnend und doch überlegen; geschlossener Mund, wie bei allen großen Rednern. Fénélon war auch in der neuen Stellung unfähig zur Liebedienerei. Wahrscheinlich übergab er der Maintenon den berühmten Brief an den König, worin er diesem seine Selbstsucht vorhält. Der König, heißt es da, denke nur an sein Vergnügen und seinen Vortheil, während Frankreich verarme. Ein ungerechter Krieg werde nie ein gerechter, ein erzwungener Frieden daure nicht. Der König solle sich endlich einmal vor Gott erniedrigen und seine ungerechten Eroberungen zurückerstatten. — So hat wohl nie ein Prinzenlehrer mit einem absoluten König gesprochen.

Welcher Art die moralische Unterweisung des künftigen Königs von Frankreich war, geht aus den „Fabeln" Fénélons, aus den politisch-moralischen „Todtengesprächen" und am besten aus den Aventures de Télémaque hervor, die freilich gegen Fénélons Willen dem König unvollständig bekannt wurden und 1699 im Haag erschienen. Daß der Hof an tausend Dingen darin Anstoß nahm, daß Alles und Jedes empfindlich gedeutet wurde, wenn der Verfasser auch ganz allgemein den Despotismus verurtheilte, Mäßigung empfahl, die Grotte der Kalypso schilderte: das war bei den herrschenden Zuständen und Personen kein Wunder. Warum glich Ludwig XIV. dem Idomeneus, der wegen seiner Tyrannei verjagt wurde? Weßhalb war für den Thronfolger — auf Ithaka die Göttin der Weisheit als Mentor nöthig? Der König war erbittert, nannte den Verfasser hinterlistig und undankbar und verwies ihm den Hof.

Noch mehr hatte sich Fénélon in der officiellen Welt durch seine religiöse Richtung geschadet. Der Kirchenmarschall Bossuet war ihm anfangs freundlich entgegengekommen, wie Allen, die in der königlichen Gunst standen, z. B. auch der Fontanges. Sobald er jedoch Spuren von Jansenismus bei

Fénélon zu entdecken glaubte, betrachtete er ihn mißtrauisch. Die Sache wurde noch schlimmer, als Fénélon sich dem Quietismus zuneigte. Seine beschauliche, durchaus nicht militante Auffassung des Christenthums fühlte sich angeheimelt durch die Richtung des Spaniers Michael Molinos, der im Jahre 1675 die Vernichtung des persönlichen Seins und das völlige Aufgehen in Gott gelehrt hatte. Der P. Lachaise betrieb die Verfolgung des Molinos in Rom, der auch wirklich im Jahre 1687 dort verdammt wurde und zehn Jahre darauf in einem Klostergefängniß starb. Madame Lamothe, verwittwete Guyon, nahm des Molinos Ideen in Frankreich auf und schrieb: Les Torrents. Sie wurde mehrmals verhaftet und wieder freigelassen. Es war ein Zinzendorf'sches Wesen, was da zu Tage trat: die gläubige Seele vermählte sich mit dem blutigen Bräutigam Christus; die Guyon „machte dem Herrn immer neue Kinder." Diese sehr unschuldige, höchstens der Kritik verfallende Schwärmerei fuhr dem Bossuet wider die Haare. Fénélon, obgleich solcher Excentricitäten unfähig, war doch insofern einverstanden, als auch er die Frömmigkeit durchaus nach innen verlegte: er schrieb die Maximes des saints. „Auslegung der Maximen der Heiligen über das innere Leben." Darin war zu lesen: „es gebe schon in diesem Leben einen Stand reiner Liebe, in dem das Verlangen nach dem ewigen Leben nicht mehr stattfinde," und: „im Zustande reiner Liebe sei die Seele gleichgültig gegen ihre eigene Vervollkommnung." Darüber gerieth Bossuet in Harnisch, der König verbannte den Erzbischof von Cambrai in seine Diöcese; dann betrieb er die Verdammung der Maximes in Rom, welche Fénélon ganz ruhig von der Kanzel verlas. Er unterwarf sich seinem Charakter gemäß: „Nie werde ich mich schämen von dem Nachfolger Petri zurechtgewiesen zu sein." Und dem Papste war es gar nicht einmal rechter Ernst gewesen!

Der Herzog von Burgund, über dessen Charakter die Quellen auseinandergehen, indem die Einen ihn als die Hoffnung Frankreichs, die Andern als leidenschaftlich und böse

darstellen — er starb übrigens 1712 — unterhielt bei all' diesen Fährlichkeiten die Verbindung mit seinem Lehrer und empfing fortwährend politische Anweisung von ihm. Schon seit 1670 war der Gedanke an die Generalstaaten in Frankreich lebendig geworden; die Soupirs de la France von jenem Jahre sprechen das Verlangen deutlich aus. Fénélon theilte dem Herzog einen Plan zu einer förmlichen Verfassung mit: in jedem Bezirke müsse ein Mann des alten Adels und ein Anderer aus dem dritten Stande gewählt werden; die so zusammentretenden Stände sollten mit legislativen Rechten ausgestattet sein.

Fénélons Ansichten über die Verödung Frankreichs seit dem Orleanskriege sind uns bekannt. Den spätern Regenten, Herzog von Orleans, belehrte er über die richtige Auffassung der Religion, so ziemlich nach Cartesischen Principien, und suchte ihm das Gefühl seiner persönlichen Verantwortlichkeit beizubringen.

Fénélons politisches Testament ist die Direction pour la conscience d'un Roi — nebenbei schon im Titel ein starkes Epigramm auf die Directeurs de la conscience royale — welche jedoch erst 33 Jahre nach seinem Tode bekannt wurde. Hier eröffnete er würdig das politische Jahrhundert, indem er nachdrücklich von den „Rechten der Unterthanen" sprach, von denen bis dahin keine Rede gewesen. Ganz im Anschluß an jenen Brief über des Königs persönliche Fehler, nur viel kategorischer ausgedrückt, heißt es da: „die Liebe des Volkes, das öffentliche Wohl, das allgemeine Interesse der Gesellschaft, ist das unwandelbare oberste Gesetz der Souveräne. Dieses Gesetz geht jedem Vertrag voraus; es ist auf die Natur selbst gegründet, es ist die Quelle und die sichere Regel aller andern Gesetze. Wer regiert, muß zuerst diesem Urgesetze gehorchen. Der gemeinsame Vater der großen Familie will, daß ein einzelner Mann durch seine Weisheit das Glück so vieler Menschen besorge, und nicht, daß so viele Menschen durch ihr Elend dem Stolz eines Einzelnen schmeicheln. Der

tyrannische Despotismus der Fürsten ist ein Attentat auf die Rechte der menschlichen Brüderlichkeit. Die schrankenlose Gewalt ist ein Wahnsinn, der ihre eigene Autorität ruinirt. Man kann die Freiheit des Volkes mit dem Gehorsam vereinbaren und die Menschen zugleich zu guten Bürgern und treuen Unterthanen machen, unterwürfig ohne Sklaven, und frei ohne zügellos zu sein . . ." — Fénélon verlebte seine letzten Jahre in stiller Betrachtung und unausgesetztem Wohlthun in seiner Diöcese zu Cambrai, und starb 1715, im selben Jahre mit dem König.

Nicht minder unerwartet, aber ebenso charakteristisch war das Auftreten des genialen Marschalls Vauban. Er war geboren zu Morvan in Burgund, im Jahre 1633. Im Verlaufe der Kriegsgeschichte ist er zum öftern erwähnt worden. Man hat ihm nachgerechnet, daß er 33 neue Festungen gebaut und 300 alte hergestellt, 53 Belagerungen geleitet und 140 Schlachten theils geliefert, theils mitgemacht habe. In diesem vollendeten Kriegsmanne hatte jedoch der Ingenieur den Menschen vor dem Soldaten gerettet. Noch unter Louvois besaß er mit Andern den Muth, gegen die Hugenottenverfolgung zu reclamiren, und neben der Menschlichkeit hatte er die Einsicht, daß der Staat durch die massenhafte Auswanderung von Menschen und Capital, von Fleiß und Kunstfertigkeit, den bittersten Schaden erleide. In der That wurden auch zu Anfang der 80er Jahre einzelne der schroffsten Maßregeln auf Colberts und Baubans Verwendung gemildert.

Nach dem Frieden von Ryswik, als Frankreichs Elend offen zu Tage lag, verfaßte der alte Marschall eine höchst bedeutsame Schrift unter dem Titel: Projet d'une Dime royale, „der königliche Zehent", welche 1707, zur Zeit des höchsten Unglücks, im Druck erschien. Man kann sagen, dieser Ingenieur hat die Statistik geschaffen, die Finanzpolitik angebahnt und zugleich mit Fénélon das allgemeine Wohl als Ziel der Staatskunst aufgestellt. Das Alles freilich noch rudimentär, aber mit vollstem Bewußtsein und aus edelstem Antrieb.

Vauban führte aus, daß von den $^{10}/_{10}$ der französischen Bevölkerung $^{1}/_{10}$ bettle, $^{5}/_{10}$ keine Almosen geben könnten, $^{3}/_{10}$ in schlechten Verhältnissen voller Schulden und Processe lebten. Das machte zusammen $^{9}/_{10}$ des Volkes. Zum letzten Zehntel rechnete er die Männer vom Degen und von der Robe, den weltlichen und geistlichen Adel, Beamte, Handelsherren, Rentner: zusammen nicht 100,000 Familien von 19 Millionen Seelen! Der ganze französische Boden befinde sich in 19,000 Händen!

Und an diesen abscheulichen Zuständen sei wesentlich das verrottete und ungerechte Steuersystem schuld. Wie später Chaptal, rechnete schon Vauban heraus, daß der Lohnarbeiter nicht leben könne, daß daher seine Existenz ein Räthsel sei.

Zur Abhülfe des Mißstandes schlug nun der Verfasser seinen „königlichen Zehnten" vor: Alle Steuern sollen bestehen aus dem Zwanzigsten bis Zehnten von allen Fruchternten, und zwar in natura, und von allem Geldeinkommen; Domänen und Feudalprivilegien haben feste Abgaben zu entrichten; auf das Salz ist eine mäßige Taxe zu legen. Also Gleichheit vor der Steuer, Aufhebung der Exemtionen, Schonung des niedern arbeitenden Volkes!

Im Zorn über die Privilegirten und den schnöden Mißbrauch, den sie mit ihrer gesellschaftlichen Stellung trieben, ruft der Ehrenmann aus: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, das arme leidende Volk den Händen jenes Otterngezüchtes zu entreißen, das zu nichts gut ist als die Galeeren zu füllen, und das doch in Paris so herausfordernd einherschreitet, als habe es den Staat gerettet!"

Das prophetische Buch wurde auf Befehl des Königs confiscirt, verdammt und öffentlich vernichtet. Kurz darauf verschied der greise Marschall, vom tiefsten Schmerz durchschüttert.

Die Zustände zur Zeit des Ryswiker Friedens gaben einem hohen Finanzbeamten ein anderes Buch ein. Boisguillebert (Lieutenant-général au bailliage de Rouen)

griff auch in seiner allgemeinen Bildung ins folgende Jahrhundert über, indem er kurzweg sagte: La nature qui n'est autre que la Providence. Er beantragte eine totale Reform der Grundsteuer, die künftig Jeden treffen müsse, die Aufhebung der indirecten Abgaben und der immer noch vorhandenen innern Douanen. Die 1697 erschienene Schrift war betitelt: Détail de la France sous le Règne de Louis XIV. Als man sein Buch wenig beachtete und gar leichtfertige Einwände dagegen erhob, schrieb Boisguillebert 1707 — ganz parallel mit Vauban — das Factum de la France, worin er den allgemeinen Zehnten von allen Immobiliar- und Mobiliar-Einkommen, aber in Geldform, vorschlug. Chamillard, der Finanzverwüster in der ersten Hälfte des Successionskriegs, schützte den Krieg vor und wollte erst den Frieden abwarten. Da schrieb Boisguillebert ein Supplément au Détail de la France, worin er höhnisch frug, ob man den Frieden abwarten solle, bis alles bankerott sei?

„Es sind die Völker selbst, welche in diesen Memoiren sprechen, 15 Millionen gegen höchstens 300 Personen, die sich am Ruin des Königs und der Völker bereichern." — „Was beständig wahr ist, würde dadurch nicht gewisser, wenn auch alle Heiligen des Paradieses es bezeugen kämen; es ist ganz sicher ebenso unzweifelhaft, daß die Seine durch Paris fließt, als wenn die Engel es beschwüren." „Kopernikus wurde im vorigen Jahrhundert mit allem Feuer der Theologie bedroht, als er sein System veröffentlichte, welches heute allgemein angenommen ist." Welche Sprache im Munde eines Beamten! Daß die Arbeit alle Güter erzeugt, war ihm ausgemacht. Bescheidener und zugleich schärfer konnte man sich nicht ausdrücken, als wenn Boisguillebert sagt: Das Volk verlange nichts als die Erlaubniß zur Arbeit und zum Tausche der Producte.

Einen Monat nach der Verurtheilung der Dîme royale erfuhr das Factum de la France dasselbe Ge-

schick; Boisguillebert wurde abgesetzt und in die Auvergne verbannt.*)

Das waren die Prediger in der Wüste. Die Regentschaft erbte von dem großen Könige 3 Milliarden Schulden und hauste fröhlich darauf los. Die Bevölkerung Frankreichs ging von 19 Millionen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, unter Ludwig XV. auf 16 Millionen herab.

Der ehrliche Abbé de St. Pierre, ein Fackelträger in der Nacht der Verwüstungen, verweigerte zuerst dem gestorbenen Könige den Beinamen des „Großen" und wurde dafür 1718 von der Akademie ausgeschlossen. Sein Platz blieb leer und später durfte Maupertuis nicht sein „Eloge" halten. Jetzt nennt den König Niemand mehr den Großen, auch nicht in Frankreich.

Wir haben in allem Vorhergehenden die Ausdrücke: Despotismus, Tyrannei, Gewaltherrschaft, Willkürherrschaft, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend, als synonym verwendet. Und doch besteht ein großer Unterschied zwischen Gewalt und Willkür, zwischen Tyrannei und Despotie. Gewaltherrschaft und Tyrannei sind Phasen der Entwickelung der Völker; Gewalt ist bisweilen nöthig, um das Recht einzusetzen oder herzustellen; Tyrann heißt etymologisch nichts Anderes als Herr, Gebieter, von dem schon Homer sagt: nur Einer dürfe es sein. Willkürherrschaft fußt dagegen nicht auf der Nothwendigkeit der Sachlage, sondern schaltet nach subjectiven Einfällen und Launen; das griechische Wort Despot bezeichnet den dominus, den Hausherrn, der über Familien und Sklaven nach Gut-

*) Man verdankt diese Détails den Memoiren des spätgeborenen Herzogs von Saint-Simon. Dieser vornehme Duc et Pair mit scharfem Auge und scharfer Feder kam erst 1675 zur Welt und starb 1755 als Achtzigjähriger. Maßgebend ist er daher nur für den Ausgang des 14. Ludwig. Erst die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts hat seine kostbaren Aufzeichnungen benutzen können; 3 Bände erschienen 1788, vollständig liegen sie vor seit 1830.

dünken verfügt, vor dem die Menschen lediglich Sachen sind. Tyrannei kann in Despotismus ausarten; Despotismus ist stets verdammlich. Wollen wir das auf Frankreich im 17. Jahrhundert anwenden, so war Richelieu ein Tyrann, ein Gewaltherrscher; Ludwig ein Despot oder Willkürherrscher.

Der Despotismus richtet jedes Gemeinwesen auf die Dauer zu Grunde, und der Despot steht immer außer dem Gesetz. Die Tyrannis dagegen hat schon oft wohlthätig gewirkt, wenn sie die Hindernisse gewaltsam aus dem Wege schafft, welche die gedeihliche Entwickelung des Staates geradezu unmöglich machen. Daß Richelieu dem hohen Adel, auch dem hugenottischen, die Masten kappte, war kein politisches Verbrechen; daß aber Ludwig XIV. seine Creaturen mit dem Blute des Volkes mästete, daß er dieses Volk zertrat, war eins. Richelieu ließ Jeden seines Glaubens leben und verbat sich nur tyrannisch die Einmischung religiöser Corporationen in den Staat. Ludwig war zugleich Staats- und Glaubensdespot; er verfügte willkürlich über Körper, Beutel und Empfindung seiner Unterthanen.

Der Unterschied wird noch klarer, wenn man die beiden skandinavischen Reiche zur Vergleichung mit Frankreich heranzieht.

In Schweden war nach Gustav Adolfs Tode (1632) dessen 6jährige unmündige Tochter Christine Königin geworden. 12 Jahre lang stand sie unter Vormundschaft des adligen Reichsraths, an dessen Spitze Arel Oxenstjerna regierte; dann herrschte sie 10 Jahre als souveräne Königin. Während der Vormundschaft beutete der Adel den Staat aus, Bürger und Bauern wurden vom Reichstage ausgeschlossen, der Bauer trug die Lasten, er war schier leibeigen. Die Königin veräußerte Krongüter, um ihre Privatliebhabereien zu befriedigen. Im Jahre 1654 dankte sie zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav von Zweibrücken ab, ging ins Ausland, wurde in Innsbruck katholisch und starb 1689 arm und verbittert zu Rom.

Karl X. Gustav schon sah sich genöthigt adlige Güter zurückzunehmen. Er führte tapfer den polnischen und dann den dänischen Krieg, drang zweimal bis vor Kopenhagen und eroberte die südschwedischen Gebiete Schonen, Bleckingen und Halland zurück.

In Dänemark war auf Christian IV. Friedrich III. gefolgt. Beide standen unter der Botmäßigkeit des aristokratischen Reichsraths. Schweden und Dänemark schlossen 1660 nach dem Tode Karls X. den Kopenhagener Frieden.*) Noch im October desselben Jahres stürzte der dänische König Friedrich III. die unausstehliche Adelsverfassung des Landes um.

Dänemark war bis dahin ein Wahlreich gewesen, wie das unglückliche Polen. Der König mußte bei seiner Wahl eine Capitulation unterschreiben, wonach er selbst nichts, der adelige Reichsrath Alles war. Jede Wahl war mit der Veräußerung eines großen Theiles des Nationalgutes, mit neuen Exemtionen und Privilegien verbunden. Grade im letzten Kriege, als es galt, die Hauptstadt gegen die Schweden zu retten, hatte sich der Adel in schnöder Feigheit jedes Anrechts auf Schonung begeben; von den Schulden des Krieges wollte er nichts auf sich nehmen, und doch besaß er zwei Drittel des Bodens! Es war daher eine Wohlthat, daß der Bischof von Seeland, Hanns Suane, in Verbindung mit dem Bürgermeister Nansen von Kopenhagen, auf dem Reichstage von 1660, wo die Bauern bereits fehlten, darauf drang: der König solle seine Domänen zurücknehmen und eine allgemeine Accise ausschreiben, bei der sich der Adel in erster Linie zu betheiligen hätte. Am 13. October boten die Stände dem Könige die erbliche Krone, am 14. die Dictatur. Selbst der Adel stimmte zu, er glaubte so vor „Freiheit und Gleichheit" herzukommen, die bereits

*) Nach Abschluß dieses Friedens mußte der romantisch vielverwendete Korfiz Ulfeldt, den der Schwedenkönig in Dänemark restituirt hatte, abermals und für immer entfliehen. Die Einzelheiten dieser und ähnlicher Geschichten gehören in die Propyläen des 18. Jahrhunderts, wo die Nordischen Reiche darzustellen sind.

mehr als ein Jahrhundert vor der französischen Revolution laut wurden.

Die treibenden Kräfte der Revolution waren die Königin Sophie Amalie von Braunschweig-Lüneburg und der „Kammerschreiber" oder Cabinetssecretär Gabel, ein Deutscher. Der dritte Stand hatte schwerlich die Absicht, eine Absolutie zu gründen; er sprach sogar von einem permanenten Vereinigten Ausschuß. Aber in der Hitze des Kampfes griffen die Führer zu den stärksten Mitteln, um den Trotz des Adels zu beugen. Der König wurde, unter Aufhebung der frühern Capitulationen, zum erblichen, unumschränkten Dynasten erklärt und diese Erklärung durch einen also nicht so ganz neuen „Appel ans Volk" oder durch das „Referendum" bestätigt. Adel, Geistliche und Municipien unterschrieben die Akte persönlich: für Dänemark d. d. 10. Januar 1661, für Norwegen 7. August 1661, für Island 28. Juli 1662, für die Färoer 14. August 1662. Der Tag der dänischen Unterschriften gilt für das Datum des „Kongelov" oder Königsgesetzes (lex regia).

Man beging den Fehler, dem Könige die absolute Souveränität beizulegen, anstatt die Verfassung mit ihm zu berathen. Friedrich III. hat zwar den Fehler nicht selbst ausgebentet; dies that erst der Nachfolger Christian V., der von 1670 bis zu Ende des Jahrhunderts regierte. Aber der Adel in Dänemark hatte seine privilegirte Stellung für immer verloren, die Bürger und Bauern kamen auf.

Die Agrarreform wurde eingeleitet, die betrügerische Domänen-Verpachtung cassirt, die allgemeine Steuer umgelegt. Das Gesetz, welches die neue Erbfolge sanctionirte, stammt von 1665, wurde aber erst 1670 beim Regierungsantritt Christians V. veröffentlicht.*)

In Schweden ahmte Karl XI. (1660—97) die dänische

*) Der Urheber des revidirten Königsgesetzes, auch Stifter des Danebrog, welcher die absolute Gewalt organisirte, war der Kanzlei-Secretär Schumacher, Graf von Greifenfeld. In 25jähriger Kerkerhaft erfuhr er den Absolutismus an sich selbst.

Revolution von oben zwanzig Jahre später nach, und zwar ging er noch gründlicher zu Werke als Friedrich III. Er verband sich mit der Geistlichkeit, mit Bürgern und Bauern gegen den Adel. Er nahm für die verarmte Krone zurück, was der Adel an sich gerissen hatte, und zwar seit der Reformationszeit, ließ die Staatsschulden untersuchen und ermäßigen, zur Hälfte auch tilgen, schränkte die Befugnisse des Reichsraths ein, ließ aber die Stände bei ihrem Bewilligungsrechte. Sein Berather war Johann Gyllenstjerna.

Fast ergötzlich ist es zu sehen, wie die schwedischen Stände bei ihren Debatten sich gegen einander verhielten und jeder dem andern am Zeuge zu flicken suchte. 1682 behauptete der Adel, daß auch Ursprung und Rechtstitel der geistlichen und städtischen Besitzungen und Einnahmen untersucht, entbehrliche Posten eingezogen, besonders die geistlichen Gehälter neu festgesetzt werden müßten. Die Bauern fanden ein strenges Vorgehen gegen Geistliche und Bürger ganz in der Ordnung, beschwerten sich aber über die Erhöhung der Verzehrsteuer und der Kriegslasten.

Doch brachten die Geistlichen und Bauern gemeinschaftlich das Meiste gegen den Adel durch. Der König konnte lange ruhig zusehen und that es auch. Als jedoch Alles im guten Zuge war, beantragte er, daß auch Lehen als Eigenthum verliehen und dennoch zurückgenommen werden könnten, was ihm die drei andern Stände zugaben.

Endlich überstürzten sich alle vier Stände in der Erklärung: der König sei gar nicht gebunden, die Stände um ihre Meinung zu fragen; nur möge er bei ganz allgemeinen Gesetzen ihre unvorgreiflichen Gedanken anhören.

Das hieß sich selbst aufgeben, und der Propst Boethues erfuhr dies, als er sich erkühnte gegen den Absolutismus zu schreiben. Er wurde zum Tode verurtheilt und ihm obendrein die ewige Seligkeit abgesprochen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich ließ man ihn auf Lebenszeit im Gefängniß.

Dieselbe Ueberstürzung hatte sich übrigens auch in Däne-

mark gezeigt. Ein Professor Wandal schrieb dort ein Buch nach dem alten Testament über das Recht des absoluten Königs. Es war wie ein Echo des „Patriarchen" von Filmer. Wandal erklärte: kein Widerstand sei gegen den Monarchen gestattet, nur Bitten seien am Platze. Der König sei mit Gott mystisch verbunden. Adam sei der erste König gewesen.

Bei der Eintreibung der königlichen Gerechtsame ging es sehr scharf zu. Die Strafen überstiegen oft den Werth der Güter. Der König erbte vor allen Gläubigern, ja die Rechnungen wurden bisweilen derart gemacht, daß der Gläubiger als Schuldner dastand. Beim Reichsadmiral Steenbock wurde alles inventarirt, auch sein sammtner Rock mit goldenen Knöpfen. Der Feldmarschall Banér wurde von seiner Schwiegermutter ernährt, sonst hätte er armuthshalber umkommen müssen.

Und doch gestand ein so hochgestellter Mann wie der Feldmarschall Axel Sparre: „Ich und meine Familie haben durch Rücknahme der Krongüter viel gelitten; aber ich behaupte doch, daß Karl XI. dadurch mehr Heil über Schweden gebracht hat, als hundert Reichstage zusammen."

Der hochconservative Fr. von Raumer bemerkt zu diesen Vorgängen*): „Jedenfalls ergab sich, daß, wenn ein Theil der Einwohner eines Staates durch lange Zeiträume hindurch seinen vorherrschenden Einfluß eigennützig geltend macht, kein Buchstabe des Rechts das zweideutig Erworbene gegen unausbleibliche Angriffe schützen kann, sondern ein neues Recht gefunden werden muß, wenn der Staat nicht in innere Kriege versinken oder ganz zu Grunde gehen soll."

In Dänemark wie in Schweden war der Despotismus legal geworden; der legale Despotismus ist der Absolutismus, denn es muß Einer absolvirt, vom herkömmlichen Recht losgesprochen sein. Auf der Universität zu Upsala mußte der Absolutismus vorschriftsmäßig gelehrt werden. Der Reichstag selbst hatte Karl XI. zum „Staate" erklärt, weßhalb auch

*) Raumer: „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts."

Karl XII. jeder Zügel abging. Doch zum Herrn über die Geister wollte sich Karl XI. nie aufwerfen. Als die protestantischen Theologen auf Bannung der Cartesischen Philosophie — des weitestverbreiteten unter den damaligen neuen Systemen — antrugen, ging ihr bescheidenes Gesuch an die philosophische Facultät. Diese erklärte: „Es ist gar kein Wunder, daß ein alter Professor, welcher an die 20 Jahre den Studenten die philosophiam aristotelicam dictirt und sich dadurch ein venerables hohes Ansehen erworben, vor Eifer fast bersten will, wenn er sieht, daß ein junger Cartesianer auftritt und seine graubärtige Weisheit für lauter Lapperei und einen nichtsnutzigen Bettellumpenkram ausruft und bei der Jugend Gehör und Zulauf findet." König Karl XI. ließ die neue Philosophie, deren Stifter einst bei seiner Vorfahrin Christine ein willkommener Gast gewesen war, unbehelligt.

Deutsches Kulturleben.

Ueber deutsche Art und Kunst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist nicht viel Erfreuliches zu melden. Der 30jährige Krieg setzte Deutschland gegen England und Frankreich um ein volles Jahrhundert zurück. Nur ganz im Hintergrund, abseits der großen Straße, regt sich das Eigenthümliche und Zukunftverheißende. Den ganzen Vordergrund und die Mitte des Schauplatzes füllt das Fremde, Französisches und Italienisches.

Die tonangebenden Klassen gallisirten sich um die Wette, Fürsten und Adel bezogen die hohe Schule zu Paris. Was nicht aus Frankreich stammte, hatte keinen Anspruch auf Geschmack, kam nicht zur Geltung. Vom Hofcavalier bis zum Tanzmeister herab verschrieb man sich Alles von jenseit des Rheins: Lustschlösser, Gartenanlagen, Kleidermoden und Sprache mußten französisch sein. Die Mätressen-Wirthschaft machte reißend Propaganda. Die Duodez-Fürsten spielten die kleinen Louis XIV. und sogen ihre Ländchen aus. Wie sich die Schweden mit Behagen die „Franzosen des Nordens" nannten, so waren die sächsischen Kurfürsten die eifrigsten Nachäffer des Thronkünstlers von Versailles: Johann Georg II. (1656—80), noch mehr Johann Georg IV. (1691—94), am ärgsten Friedrich August der Starke mit der Aurora von Königsmark, der Cosel, der Dönhof und zahllosen Kebsen zweiten Ranges — rechnet man doch diesem „Vater des Vaterlandes" 354 uneheliche

Kinder nach! Friedrich August ruinirte sein armes Land, gerade wie sein erhabenes Vorbild das seinige; dann verdarb er noch was an Polen zu verderben war. Eberhard Ludwig von Würtemberg (1693—1733) baute seiner Grävenitz das Ludwigsburger Versailles. Der Kurfürst Joseph Clemens von Köln hatte 150 französische Kammerherren. Kaiser Leopold, der selbst stark in italienischer Ausländerei machte, gerieth auf den „patriotischen" Einfall, die französischen Bedienten im Reiche zu verbieten! Er hätte mit einem Schock hoher Herren anfangen müssen.

Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm hielt sich hausväterlich einfach; sein Sohn Friedrich holte aber das Versäumte reichlich nach. Wiederum waren es die deutschen Handelsstädte, die dem verderblichen Strom am kräftigsten widerstanden: Augsburg, Nürnberg, Ulm behielten ihre alte Tracht bei und führten keine Fremden in Privathäusern ein. Man besuchte sich in der Herberge.

Von der bildenden Kunst in Deutschland ist in dieser Periode sehr wenig zu sagen. Durch das ganze Jahrhundert grassirte die Nachahmung der Italiener, die geradezu fürchterlich wurde, wenn philisterhafte Stümper sich an Michel Angelo vergriffen. Gegen die allgemeine Zerfahrenheit reagirten nur Wenige, und auch diese nur in Ausläufen der großen Kunst, im Porträt, im Genre, im Thierstück und höchstens in der Landschaft. Die reproducirende Kunst stand weit höher als die Schöpfung. Merkwürdigerweise gruppirt sich das künstlerische Streben zumeist um die Stadt Frankfurt a./M.*) Matthäus Merian, ein Baseler, kam 1624 nach Frankfurt und stach biblische Scenen, topographische Schilderungen, eine Menge Städte, darunter Frankfurt selbst, in Kupfer. Er hinterließ 2212 Platten. Auch Gustav Adolfs Einzug in Frankfurt ist von ihm. Sein Schüler Wenzel Hollar

*) S. Gwinner: „Kunst und Künstler in Frankfurt a/M.," Frankfurt 1862.

(1621—87) ist einer der größten Kupferstecher und Radirer des Jahrhunderts. Joachim Sandrart (1606—88), ein Schüler des berühmten Kupferstechers Egid Sadeler zu Prag, zeichnete die ganze Galerie Giustaniani zu Venedig für den Kupferstich; 1650 malte er, höchst akademisch, das Friedensmahl zu Nürnberg mit 50 Personen sammt den Speisen. Auch Karl Gustav von Schweden zu Pferde ist sein Werk. Matthäus Merian d. J. (1621—87) ist sein Schüler; dieser malte zu Nürnberg die verschiedenen hohen Offiziere beim Vollzugs-Congreß. Sein Sohn Joh. Matthäus von Merian malte den Prinzen Eugen; eine Tochter von ihm heirathete einen Schweden von Göthe, so daß unser Dichter doch von den „Gothen" abzustammen scheint. Dieser Göthe, Hofbaudirector zu Berlin, stürzte den großen Andreas Schlüter durch Intrigue. Auch der Landschafter Lingelbach, (1622—87) der das italienische Volksleben so trefflich darstellte, war ein Frankfurter. Eben so Abraham Mignon (1649—70), ausgezeichnet in Blumen und Früchten. Die Blumen- und Insectenmalerin Marie Sibylle Merian, Tochter des älteren Merian, war seine Schülerin. Neben Lingelbach ist noch zu nennen: Joh. Heinr. Roos (Rosa di Tivoli, 1585—1657), der ganz vorzüglich Thiere malte und ausgezeichnet im Porträt war. Die technische Fertigkeit Sandrarts schloß in dem vielbestaunten Balthasar Denner ab, der als zeichnender und malender Gesichtercopist so „sprechende" Bilder machte, die jedoch nichts zu sagen haben. In ihm wurde die Kunst Handwerk. —

In der Literatur war das Ausland so maßgebend, daß man heimische, herzentsprungene Klänge nur noch für eine Weile aus dem geistlichen Gesange und dem Volksliede heraushört, während die Kunstpoesie jener Zeit nicht im Stande ist, ein einziges Echo in unserer Brust zu wecken. Neben den Passionsblumen, den Heckenrosen und Gelbveiglein des Chorals, der Liebes- und Handwerkslieder, erscheint uns die ganze übrige Flora papieren oder tulpenhaft stinkend. Wie echt ertönt es aus dem bedrückten Herzen Paul Gerhards:

„Befiehl Du Deine Wege,"
„Wach' auf mein Herz und singe,"
„Nun ruhen alle Wälder."

Wie patriotisch verfolgt das Volkslied das Franzosenthum:

„Der nit kann französisch lügen,
Wird wohl keine Charge kriegen."

„Vormals als man kurze Haar'
Und ein' langen Bart getragen,
Als zu Hof kein Franzos war,
Thät man nach Landskinder fragen.
Aber jetzo ist es aus,
Man hält nur mit Wälschen Haus."

Leider meldet sich auch im Volksliede der Sprachverderb noch stärker als in der obigen „Charge".

„Teutschland thät vor (dem) guberniren,
Gab Gesetz manch' fremdem Land;
Jetzt muß es sich submittiren,
O der übergroßen Schand!"

Ganz volksliedlich ist auch noch hin und wieder ein namhafter Dichter, Aßmann von Abschatz, aus der zweiten schlesischen Schule (1646—96):

„Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.

Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke,
Zur Son (Saône) und Seine schicke!"

Oder:

„Fremde Kleider, falsche Haare.
Falsche Treu', verfälschter Wein,
Glatte Worte, falscher Schein,
Sind anjetzt die beste Waare."

Gegen das Ende des Jahrhunderts ging übrigens auch dem Volksliede der Athem aus.

Die Kunstdichter lebten auf französischem Fuße und von französischen Recepten, oder sie verkamen in italienischem Zier-

schwulst. Die Prosa-Epik ahmte den von den Franzosen selbst schon nachgeahmten Schäfer- und Ritterroman noch einmal nach. An der Spitze steht seit 1645 Philipp von Zesen mit der „Adriatischen Rosamund", der gleich in der Vorrede prahlt: daß Spanien, Welschland und Frankreich jetzt nicht mehr allein solche Liebesgeschichten hätten. Auf der Spur der Scudéry entstanden die oberflächlichen Schilderungen fremder Länder und Sitten: des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig „Aramena", die „Syrierin" und „Octavia"; des Andr. Heinr. Buchholz „Herkules und Vladisca", „Herkules und Herkuladisla", durch die der braunschweigische Hofprediger den „Amadis" verdrängen und den Roman christianisiren wollte! Dann trat Anselm von Ziegler und Kliphausen mit der „Asiatischen Banise, oder blutiges und doch muthiges Pegu" in die Schranken. Happel, der Fruchtbare, docirte in seinen Romanen geradezu Geographie. Unter allen diesen reichte Keiner dem Grimmelshausen das Wasser.

Am berühmtesten in dieser Gattung wurde einer der Gründer der sogenannten zweiten schlesischen Schule, der kaiserliche Rath und Syndicus von Breslau, Daniel Kaspar von Lohenstein (1635—83), dessen Muster der zierschwülstige Neapolitaner Marino war, besonders durch seinen Roman: „Großmüthiger Feloherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda" (erst 1689 erschienen, mit Kupfern von Sandrart), 4 Bände. Unnatürliche, langweiligste Erhabenheit, und dennoch besserer Styl als bei den Zeitgenossen, auch historische Anlage nicht zu verkennen. Christian Gryphius, der Sohn des Andreas, pries in seinem Ehrengedicht auf Lohenstein dessen Patriotismus:

„Auf Deutschland, kannst Du noch der fremden Schmach vertragen?
Fällt Dir Quintilius und Drusus noch zu schwer?
Ist das verhaßte Joch noch nicht entzwei geschlagen?
Auf Deutschland, rüste doch ein auserles'nes Heer!"

Noch schwülstiger, vor Bombast oft ganz unverständlich,

sind Lohensteins „Tragödien", von denen die „Agrippina" noch die am wenigsten unerträgliche sein dürfte. Was aber der Geschmack der Zeit mit sich brachte, ersieht man aus einer Scene, worin der persönlich züchtige kaiserliche Rath die Agrippina ihren Sohn Nero emphatisch zur — Blutschande auffordern läßt! Wir Neuesten werden zwar eben wieder durch das „Kunstwerk der Zukunft" und durch gewisse Effectstücke an solche Dinge gewöhnt; historisch muß man sich aber doch erst erinnern, daß selbst ein Leibniz der Kurfürstin von Hannover Besser's „Schooß der Geliebten" vorlas, welche Zote dann die gebildete Kurfürstin weiter verbreitete!

Den Opitzianern hatte man nachgesagt, sie besäßen weder Phantasie noch Sinnlichkeit, was auch in der Wahrheit begründet war. Da habt Ihr beides, konnte neben Lohenstein auch Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) sagen, der gleichfalls Rathsherr in Breslau, von Person eben so ehrenwerth wie sein College war. Das Schlechteste der französisch-italienischen Lüstlinge brachte Hoffmannswaldau in seinen „Heroiden" (Liebesbriefen) über die Feder, und natürlich mit deutscher Bärenhaftigkeit. Die Zeitgenossen aber, nicht etwa nur das große Publikum, stellten den Lohenstein nicht nur über Seneca und Corneille, sondern über Aeschylus und Sophokles! Die Höhe des Parnasses war mit Hoffmannswaldau und Lohenstein erreicht. Selbst Thomasius, ästhetisch freilich sehr incompetent, meinte, die Beiden könnten es mit Virgilius aufnehmen!

Da wurde denn doch die trockenste Boileau'sche Schulmeisterei zur wohlthätigen Nothwendigkeit, damit dieses Geschlecht beim ästhetischen ABC wieder anfange. Der Bakel wurde, in Erwartung Gottscheds, von dem Zittauer Rector Christian Weise (1642—1708) pedantisch genug geschwungen. Weise war ein wässeriger Poet, ohne Salz und Schmalz in seinen geistlichen Liedern und Schulkomödien; daß er aber das Bessere fand und billigte, bewies er schon durch seine Anlehnung an den „Simplicissimus" in dem volksthümlichen Roman:

„Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt“ (1673). Daß er, wie auch Lohenstein, auf der Spur des Andreas Gryphius einherging und historische Stoffe, ja Ereignisse seines Jahrhunderts dramatisch zu gestalten suchte, verrieth wenigstens ein richtiges Streben. So verfaßte Weise: den „gestürzten Marschall von Ancre“, den „Neapolitanischen Rebellen Masaniello“, den „Spanischen Favoriten Olivarez“.

Seine pädagogische Stellung nahm er sehr ernst; es soll ihm unvergessen sein, daß er das Deutsche auf den Gymnasien einführte, wo bis dahin sogar in den Spielstunden lateinisch gesprochen werden mußte! Auch das war richtig getroffen, daß er theoretisch die Poesie und Beredtsamkeit vom „Galanten“ auf das „Naturelle“ zurückverwies, wenn er auch als hausbackener Magister das „Natürliche“ in der gemeinen Natur suchte und es sogar auf Unfläterei ankommen ließ.

Aehnlich, aber mit mehr Geist reagirte der Hamburger Christian Wernicke in seinen „Ueberschriften“ (Epigrammen) um die Wende der Jahrhunderte vom Boileau'schen Standpunkte aus gegen die lascív-schwülstigen Nachtreter des Marino, die schlesischen Marinisten und Manieristen.

Ein Resultat dieser Cur war zunächst kaum zu bemerken. Niemand wird heutzutage den Freiherrn v. Canitz für einen Dichter erklären. Er war zu Berlin 1654 geboren, hatte sich zu Versailles den Boileau und die feine Sitte einverleibt und schrieb gegen „Zibeth und Ambra“ der Schlesier, sowie gegen Weise'sche Bettelsuppen. Sein Freund Joh. v. Besser, ein Kurländer, im selben Jahre geboren, war Ceremonienmeister bei Friedrich I. von Preußen, fiel in Ungnade, ging als Geh. Kriegsrath nach Dresden und lieferte dort Festbeschreibungen. J. Ulrich König, die formelle Leere, erzählte aufs genaueste „August im Lager“, die Beschreibung einer Revue!

Erst jenseits der Schwelle des Jahrhunderts dämmert das Bessere auf. Heinrich Brockes (1680—1747) nahm sich den Engländer Thomson zum Muster und zeigte den etwas holperigen Weg zur Natur. Die ersten wahren Herzenslaute,

aus der Tiefe der Verkommenheit und Zerknirschung, ließ Joh. Christian Günther (1695—1723) hören, wie das der Pansoph Göthe richtig angemerkt hat.

Die französische Literatur in ihren bedeutenden Erscheinungen ging ziemlich spurlos an den Deutschen vorüber; kaum daß Corneille und Molière dürftig übersetzt wurden. Die Schauspielergesellschaften, zu Anfang des Jahrhunderts aus Studenten und Meistersingern zusammengewürfelt, z. B. die von Pauli, wurden durch den langen Krieg zerstäubt. Die Veltheim'sche Truppe war in den 70er Jahren zu Nürnberg und spielte hier Molière'sche Stücke. Erst gegen Ende des Jahrhunderts kommen stehende Schauspielertruppen bei uns vor. An den fürstlichen Höfen führte man eine Art von „Masks" mit extemporirten Scenen, den sogenannten „Wirthschaften" auf. Oper und Ballet überwucherten Alles. Endlich nahm sich das Bürgerthum, z. B. in Hamburg, der Schaubühne an, und gar lustige Dinge wurden dort aufgeführt: „Seigneur Schelmuffsky et l'honnête femme Schlampampe", die „Schadenbringende Alchymisten-Gesellschaft" u. s. w.

Die Literarhistoriker klagen noch mehr über den Verfall der Prosa in dieser Zeit als über die jämmerliche Poesie. Und zwar mit Recht. Das Gesetz der Accentuirung und die Opitz-Boileau'schen Regeln gaben der poetischen Form allmählich eine gewisse Correctheit; in der Prosa dagegen hatte selbst das deutsche Wort Mühe sich einzubürgern. Das Gelehrten-Latein, die Ausdrücke des römischen Rechts, die französischen diplomatischen Wendungen, der Italianismus, ja in Oesterreich das Spanische, erdrückten das Deutsche, brachten es in Vergessenheit. Die Zeit des Moscherosch war noch lange nicht vorüber.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist sogar das kindliche Ringen Jakob Böhme's mit der Sprache anzuerkennen. Der Prediger Joh. Arnd (starb 1621) folgte noch der guten Luther'schen Tradition. Dann gab es keine gute und reine Prosa bis auf die Hallischen Pietisten. Thomasius, der viel für die deutsche Sprache that, schrieb selbst bei weitem nicht rein.

Leibniz, der das volle Bewußtsein von der Sache hatte, ließ es bei Versuchen, verfaßte aber seine Hauptwerke lateinisch und französisch. Erst Christian Wolf brachte ein verständliches Philosophen-Deutsch auf. Grade am Ende des Jahrhunderts vollendete der fromme und gelehrte Gottfried Arnold aus der Hallischen Schule seine „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", das beste deutschgeschriebene Geschichtswerk des ganzen Jahrhunderts.

Die Katholiken, wenn sie deutsch schrieben, mißhandelten die Prosa noch mehr als die Protestanten; namentlich die Jesuiten, z. B. der Elsässer Jakob Balde, waren kaum genießbar. Und doch erklärte ein Jesuit unter dem Kaiser Leopold: in Oesterreich sei die deutsche Sprache in einem fremden Lande.

Unumgänglich war die Erneuerung des Bewußtseins von der Sprache. Dazu gehörten etymologische, lexikographische und grammatische Studien. Das Wort mußte erst wieder in seinem Urwerthe empfunden werden. Diese Bestrebungen wurden eingeleitet durch das große Werk von Schottelius: „Ausführliche Arbeit von der deutschen Haubt-Sprache" (1663), worin Etymologie, Syntax und Versbau methodisch vorgetragen waren. 1665 wurde zu Dortrecht der Codex argenteus, die gothische Evangelien-Uebersetzung, gedruckt. Dann kam die Grammatik der altgermanischen Sprachen an die Reihe, und Johann Schilter schrieb seinen großen Thesaurus.

Leibniz, mit diesen Studien vertraut, verfaßte 1679 seine „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu gebrauchen" und 1697 seine „Unvorgreiflichen Gedanken." Er beschäftigte sich mit der Idee eines deutschen Glossars, in welchem der deutsche Sprachquell sprudeln sollte, und beklagte im Interesse der einheitlichen Sprachgesetzgebung den Mangel einer Hauptstadt und einer literarischen Akademie.

Um aber deutsch schreiben zu lernen, bedurfte die Nation deutscher Gedanken, einer Verdeutschung der Gelehrsamkeit.

Bis zum Ende des Jahrhunderts wurden alle akademischen Vorträge lateinisch gehalten. Hier griff Thomasius ein, der die Reform Christian Weise's auf die Universität übertrug.

Christian Thomasius (1655—1717) war der Sohn des Leipziger Professors Jakob Thomasius, zu dessen Füßen auch Leibniz gesessen. Er war Jurist und Staatsrechtslehrer. Im Jahre 1681 kündigte er als Professor zu Leipzig Vorlesungen in deutscher Sprache über Hugo Grotius und seinen Lehrer Pufendorf an. Die Neuerung war so verblüffend, daß sich kein einziger Hörer meldete. 1688 veröffentlichte Thomasius das erste Heft seiner deutschen wissenschaftlichen Monatsschrift: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand nützliche und lustige Bücher und Fragen ꝛc. ꝛc." Der Titel legt Zeugniß von der ungewohnten Schwierigkeit des Unternehmens ab, da die Kritik selbstredend bis dahin gleichfalls in lateinischer Sprache geübt worden war. Hatte doch Otto Menken seine Zeitschrift: Acta eruditorum nicht lange vorher erst gegründet. Bei vielfachem Mangel der Form zeigte jedoch Thomasius Energie und sogar Geist. Bekämpfen wollte er vorzüglich Pedanterie, Heuchelei und Servilismus. Das Beste, was Thomasius geschrieben hat, ist der Aufsatz: „Roman von dem Leben des Aristoteles und dessen Curtesien"; hier wird der scholastische Heilige und theologische Kirchenvater in heitersten Weise als moderner Hofmann und eleganter Ritter, so zu sagen als „auch ein Mensch" dargestellt.

1690 entfloh Thomasius vor einem drohenden politischen Processe nach Berlin und hielt dann in Halle mit Erlaubniß des Kurfürsten Friedrich Privatvorlesungen. Als die Universität Halle bald darauf gegründet wurde, wirkte Thomasius in Gemeinschaft mit Spener und Francke gegen das „eiserne Joch" des Lutherthums, welches man für das „hölzerne" des Papstthums eingetauscht habe, und für deutsch-wissenschaftliche Sprache und Schrift. Er machte den Hexenprocessen den Proceß und erstrebte die Abschaffung der Folter. —

Die Pietisten sind bereits als Förderer der Prosa erwähnt worden. Vorab ist es nöthig, über den Namen ins Klare zu kommen, der ursprünglich weit davon entfernt war, ein Spitzname zu sein und durchaus nicht den Wupperthaler Beigeschmack hatte. Der Prediger Phil. Jakob Spener aus Rappoldsweiler im Oberelsaß (1635—1705) hielt zu Anfang der 70er Jahre in der Katharinenkirche zu Frankfurt a/M. Erbauungsstunden, die den Titel Collegia pietatis führten. Seine Zuhörer und Anhänger, die Pietisten, waren also einfach die Frommen. Die Frömmigkeit faßten sie, im Gegensatz zu der starren Orthodoxie und dem gelehrten Klauben, als innere Bewußtseinsthat auf. Ihr Christenthum sollte ein selbsterworbenes, nicht ein dogmatisch mitgetheiltes, ein in jeder Persönlichkeit lebendiges sein, das sich in thätiger Liebe zum Nebenmenschen äußerte.

Es war nichts Neues was sie lehrten. So dachte man sich die älteste christliche Gemeinde; so hatten die Mystiker des 14. Jahrhunderts gelehrt, der große Johann Tauler zu Straßburg, Heinrich Suso in Konstanz und Ulm, Johann Ruysbroek, der Niederländer. Diese Mystiker oder „Gottesfreunde" waren dem officiellen Katholicismus so widerwärtig gewesen, daß der Papst sie bannte. Ruysbroek, der die Versenkung in Gott das „höchste Sein" nannte, war der Vorgänger des protestantischen Theologen Bullinger im 16. Jahrhundert, der französischen Jansenisten des 17. Jahrhunderts, die wir längst als „katholische Pietisten" bezeichneten, des katholischen Spaniers Molinos, von dem wieder Fénélon mit seinen „Maximen" abstammt.

Der Pietismus ist sonach nichts wesentlich Protestantisches; er eignet auch innerhalb des Protestantismus nicht specifisch dem Lutherthum, obgleich er grade in Martin Luthers tiefem Gemüth eine seiner Wurzeln hat. Eine andere Wurzel aber hat er im Calvinismus, und zwar schon in den Puritanern, die sich angesichts des Geheimnisses der Prädestination in mystische Selbstbetrachtung vertieften. Die Puritaner Baxter und besonders Bunyan sind reformirte Pietisten. Als die

strenge Prädestinationslehre auf der Dortrechter Synode 1618 gesiegt hatte, bildete sich auch in Holland die praxis pietatis aus. Gisbert Voëtius wurde der Träger dieses holländischen Pietismus, und Anna Maria Schuermann seine Prophetin. Der gelehrte Coccejus behandelte, grade wie die deutschen lutherischen Pietisten, die Bibel nicht als dogmatischen Beweis-Apparat, sondern als Entwicklungsgeschichte des Gottesbegriffs, was aller spätern Bibelkritik eine erwünschte Handhabe bot.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts betrat der milde und fromme Lutheraner Johann Arnd mit seinem „Wahren Christenthum" die Bahn der christlichen Selbstbetrachtung, auf welcher ihm Spener und Francke folgten.

Die Befreiung der Gemüther vom Banne der Orthodoxie war noch keine Befreiung der Geister; aber die Spontaneität der Empfindung, selbst in abgesteckter Sphäre, war ein nicht zu verkennender Fortschritt. Und diese Spontaneität, dieses Selbstempfinden und Selbstproduciren der religiösen Wahrheit, bedurfte auch des spontanen Ausdrucks. Die Orthodoxie, die dogmatische Theologie mochten lateinisch schreiben; sie hatten es mit fertigen Begriffen und Schablonen zu thun. Wer aber ins Herz greifen wollte, wer das Herz zu eigener Empfindung zu erwecken strebte, der mußte dies in der angebornen Muttersprache thun, weil er nur so wirken konnte. Auch die Mystiker des 14. Jahrhunderts schrieben deutsch. Luther gründete eine Sprache; Arnd, Spener, Francke schrieben deutsch und förderten mit der Frömmigkeit die deutsche Prosa.

Der Pietismus brachte zugleich eine wohlthätige Bewegung im deutschen Universitätssumpfe hervor. Die Stagnation war hier fast ebenso arg geworden wie in vorlutherischen Zeiten. Die Wissenschaft überhaupt, von der Theologie so abhängig wie vordem, hatte sich zur Scholastik verknöchert. An einer lutherischen Universität war kein Tanz- oder Fechtmeister, der nicht auf die symbolischen Bücher vereidigt gewesen wäre. So ging es zu Altdorf, Erfurt, Gießen, Greifswald, Jena, Helmstädt, Kiel, Königsberg, Leipzig, Rinteln, Rostock, Straßburg,

Tübingen und Wittenberg. Namentlich Wittenberg war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steif orthodox, grimmig gegen Pufendorf und Thomasius. Eine Ausnahme machte Calixtus zu Helmstädt; er schmähte nicht die Rationalisten und hatte Spener'sche Anwandlungen vor Spener. Die symbolischen Bücher seien nicht ewig, erklärte er. Ein schweres Wort, welches Entsetzen verbreitete. Doch war man in dem so gläubigen Jena nicht abgeneigt, auf solche Dinge einzugehen.

Reformirt waren die Hochschulen zu Heidelberg, Marburg und Frankfurt a/O., zu denen der Große Kurfürst Duisburg gesellt hatte. Was der Kurfürst praktisch anbahnte, die Union, das lehrte Spener als Theologe, indem er erklärte: Mit Ausnahme des Abendmahls könnten sich die Lutheraner gar wohl mit den Reformirten vereinigen. Der Lärm, der darüber entstand, war das sicherste Zeichen, daß es mit der Union noch gute Wege hatte.

Die werkthätige Liebe des Pietismus bewies der Lübecker August Hermann Francke (1663—1727) durch die Erbauung des Hallischen Waisenhauses 1698. Rauchs Meisterhand hat sein Standbild errichtet.

Kein Umstand charakterisirt wohl besser das Wesen der Pietisten als ihre Freundschaft mit den scheinbar entgegengesetzten Rationalisten. Und doch hatten beide denselben Ausgangspunkt vom Wesentlichen; nur daß die Einen das Wesentliche mit dem Verstande zu fixiren, die Andern es in der innern Anschauung zu erreichen suchten. Und wie nahe kamen sie sich im weitern Verlauf der Entwickelung! Konrad Dippel (1673—1734) ging vom Pietismus aus und leugnete die dogmatische Ansicht von der Wirkung des Todes Christi; die Sacramente waren ihm Menschensatzungen. Wenn einmal das Unwesentliche zur Seite geschoben wird, so gestaltet sich die Frage immer spitziger: Was ist das Wesentliche?

Die Keckheit des scheidenden Jahrhunderts war groß; sie kündigte, wie in der Literatur so in der Kritik, das folgende

Zeitalter deutlich an. Nach der neuesten Forschung verdankt die berufene Schrift: De tribus impostoribus (Moses, Christus, Muhamed), welche man früher bis auf Kaiser Friedrich II. zurückdatirte, ihre Entstehung dem Ende des 17. Jahrhunderts, und der Geschmack an solchen pikanten Verwegenheiten war so verbreitet, daß der Prinz Eugen auf einer Versteigerung 80 Thaler für die Rarität zahlte.

Die Gemüthsbewegung des Pietismus werden wir noch auf einem andern Felde wirksam sehen.

Die Musik war in Deutschland, wie so ziemlich überall, eine dreigetheilte: volksthümlich, gelehrt und opernhaft. Die volksthümliche Musik war traditionell und selbstverständlich durchaus national. Die gelehrte Musik war kosmopolitisch und kam auf ihrer Wanderung zumeist aus Italien nach Deutschland. Die Opernmusik war rein italienischen Ursprungs.

Das Volkslied und der Choral hatten sich seit Luthers Tagen verquickt; manche Volksweise war in die Kirche übergegangen, manches Volkslied hatte eine fromme Umwandlung erfahren. Der Choral war in den Ländern der Reformation volksthümlich geworden. In den schlimmsten Zeiten des 30jährigen Kriegs hatte sich das Volk an profanen und geistlichen Gesängen aufrecht erhalten, sich die beschwerte Brust leichter gesungen. Leibniz verstand genug von der Kunst der Töne, um sie als eine „Uebung der Seele, welche nicht wisse, daß sie zähle" zu erklären. Das war freilich nicht ausreichend; mit dem Zählen und Rechnen werden erst die Töne und Intervalle begründet, keineswegs deren Folge und Wechsel, der Inhalt der Musik. Aber Leibniz wußte desto besser die Wirkung der Kunst, ihre Kulturbedeutung zu schätzen. „Die unglaubliche Wichtigkeit der Musik können nur diejenigen verkennen, welche nicht wissen, mit welch' innigem Entzücken selbst das niedrigste Volk durch sie erfüllt wird, und wie es keinen Handwerker und keine Kindermagd giebt, die nicht durch Gesang sich Arbeit und Mühe würzen."

Hettner in seiner trefflichen „Literaturgeschichte des 18. Jahr-

hunderts“ spricht von den „schlichten deutschen Cantoren, welche still und unbemerkt die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinnes nährten.“ Diese Cantoren waren allerdings in ihrer äußern Erscheinung und Position sehr „schlicht“; wenn sie aber den Choral pflegten und selbst componirten, so war das ein Akt der gelehrten Musik auf volksthümlichem Boden. Solcher Cantoren wie die des 17. Jahrhunderts giebt es heute nicht allzu viele.

Die gelehrte contrapunktische Musik, welche grade im 17. Jahrhundert die eigentliche Fuge schuf, hatte eine doppelte Berührung mit dem Volke: einmal durch die Orgel, das bis dahin maßgebende Instrument, und den Choral, den Ausdruck der gemeinsamen religiösen Stimmung; sodann durch kunstvoll gesetzte weltliche Lieder und Tänze. Darin übertrafen die Deutschen bald ihren römischen Meister Frescobaldi.

Leider wurde der deutsche Liedertext immer schlechter, des wenigen Guten immer weniger. Bier-, Kaffee- und Tabakslieder konnten schwerlich einen Componisten reizen. Die Kunstlyrik bot keinen Ersatz; es ist nur durch den elenden Zustand der Lyrik zu begreifen, daß so viel Sprachgemengsel und fade Schäferei ihren Weg in die Musikbücher fanden. Erst im Singspiel, der eigentlich deutschen Oper, gingen Musik und weltlicher Text so ziemlich in einander auf. Der Meister des Singspiels war Reinhold Kaiser (1673—1709), der im Anfang des neuen Jahrhunderts zu Hamburg, der regsamen deutschen Stadt, drei Aufführungen in der Woche veranstaltete.

Geschah das auf weltlichem Gebiete, so entwickelte sich auch die religiöse Musik zu weiterer Harmonie mit der Volksstimmung. Der Choral ging in die Cantate, von da ins Oratorium über, und das religiöse Musikdrama trieb seine höchste Blüthe in der Passion, der wir schon zu Anfang des Jahrhunderts bei Heinrich Schütz begegnen und die ein Jahrhundert später ihre großen Triumphe feierte. Das mittelalterliche Misterium hatte seinen classischen musikalischen Ausdruck gefunden, wie die Gothik ihre tönende Erklärung in der Fuge.

Auch die musikalischen Formen modernisirten oder vielmehr acclimatisirten sich im Laufe des Jahrhunderts. Die gelehrte Musik war ihrem Ursprung nach Kirchenmusik, katholisch, die Tonarten die sogenannten Kirchentöne. Lange fügten sich die protestantischen Fugisten diesem fremden Wesen; unmerklich, halb unbewußt, dem deutschen Ohre und Gefühle folgend, prägten sie die neuen Tonarten aus, während sie die alten vorzeichneten. Diese Reformation dämmert auf in Scheidt, wird bestimmter in seinem Schüler Kerl und durchsichtig in dem Egerer Johann Pachelbel (1653—1706). Bei Pachelbel erkennt man unbestreitbar unser D moll, G moll, F dur und G dur. Von Pachelbel führt der Schleswiger Nik. Bruhns direct zu Johann Sebastian Bach, dem großen Gesetzgeber aller neuern Musik, die den Namen verdient, zu der fleisch- und blutgewordenen Logik der Tonkunst, der blühenden Regel des musikalischen Satzes, dem polyphonen Weltgesetz.

Vortreffliche Orgeln wurden im 17. Jahrhundert gebaut; die berühmtesten von den Silbermanns. Die Familie stammt ursprünglich aus Grafenstein in Böhmen. Andreas Silbermann, geb. 1678, ging nach Straßburg und verewigte sich dort im Münster. Von ihm rühren überhaupt 30 große Werke her; von seinem Bruder, der nach Freiburg und Dresden ging, 94.

Sollte die Musik wirklich populär werden, so mußte auch das maßgebende Instrument nicht nur für die Gemeinde sein, sondern in die Gemeinde verpflanzt werden. Die Orgel fand im 17. Jahrhundert ihren Absenker am Clavier. Das ins Hackbrett übertragene Monochord, Clavicord, dann Clavicymbalum oder Gravicymbalum genannt, in den Niederlanden Spinett, in England Virginal (wie Virginien), in Deutschland schlechtweg „Instrument", oder „Flügel", auch „Schweinskopf" — zu Anfang des Jahrhunderts $4^1/_2$ Octaven umfassend — übernahm allmählich die Leitung der Musik im häuslichen und engern Kreise; es demokratisirte die Tonkunst. Noch vor Ausgang des Jahrhunderts erhielt es, bei größerer Ausdehnung, die „gleichschwebende Temperatur," d. h., die durch

Summirung von 12 Quinten gegen die Octave sich ergebende Differenz wurde auf die 12 Tonstufen der Octave vertheilt.

Bei der wachsenden Bedeutung der Instrumentalmusik wurde immer größere Wichtigkeit auf die Geige oder Violine gelegt, die mit der Trompete die Melodie leitete. Zu Anfang des Jahrhunderts zeichneten sich die Amati, ein Cremoneser Product, vor allen aus. Guarnerio, gleichfalls in Cremona, regte den Anton Stainer zu Absam bei Hall in Tirol an, und jetzt wetteiferte Deutschland im Geigenbau mit Italien. Hier wieder erzeugte Guarnerio den Stradivario. —

Der bis jetzt verzeichnete Entwicklungsgang der Musik wäre ein ganz normaler gewesen, hätte sich nicht die italienische Oper, einestheils fördernd, größtentheils verderbend, eingeschoben.

Wie sich in der Landschafterei die subjective Stimmung geltend machte, wie diese Stimmung sich zum Schaden der reinen Form in die Plastik einschlich, so sprengte sie in der Musik selbst die kanonische Mehrstimmigkeit und erzeugte den Sologesang, die Arie. Die Persönlichkeit sollte sich kundthun; das was sie empfand, allein empfand, verlangte seinen individuellen Ausdruck. Und da diese subjective Stimmung in sich selbst Unterschiede und Entwicklungsphasen hat, so genügte auch nicht der Einzelgesang des Liedes, in welchem alle Strophen nach derselben Weise gesungen wurden. Die Arie wurde ein cyklisches, dreitheiliges Lied, die dialektische Entwicklung einer Stimmung.

Diese Individualisirung kam auch der ernsten, der religiösen Musik zugute: die Arie ging in die Cantate, das Oratorium und die Passion über. Und mit der Arie zugleich das Recitativ. Ein gewisses Arioso war allerdings beim Einzelvortrag von Bibelversen in der Kirche üblich gewesen; jetzt aber kam auch hier ein „Sprechen in fixirten Tonhöhen auf einfachster Harmonie-Grundlage" auf.

Das war das Gute und Förderliche der neuen Mischgattung, deren Schattenseiten leider sehr dunkel sind. Schon

das Aeußere, die Erscheinung der Oper, war ein Hohn auf das arme gedrückte Volk in Deutschland. Sie war und blieb mit ihrer prächtigen Ausstattung, ihren reichbezahlten Capellmeistern, Instrumentalisten, Sängern und Sängerinnen, mit ihrer verschwenderischen Kostspieligkeit in Wien, Dresden und anderswo, ein giftiger fremder Tropfen in unserm Blut. In einer Zeit fürstlicher Machtherrlichkeit und Prunksucht, angesichts der Knechtung und Verwahrlosung des Volkes, erreichte sie ihren Höhepunkt. Mit allen Mitteln sinnlicher Erregung, wollüstigen Kitzels ausgestattet, stand sie, lärmend und blendend, im selben Gegensatze zur Volkswohlfahrt und Volksbildung, wie das Schloß von Versailles und der unverschämte Luxus fürstlicher Hofhaltungen. Die Oper ist im 17. Jahrhunderte die Signatur der herzlosen Staatsraison, der lusttrunkenen despotischen Willkür.

Alles sollte sie den erschlafften Nerven der Mächtigen und Duodez-Cäsaren auf einmal bieten: eine Verbindung von Poesie, Musik, Malerei und Architektur — Tanzkunst und Mechanik darf man hinzufügen — war schon damals das von ihr zu lösende Problem. Beispiele sind bereits bei Frankreich erwähnt worden.

Bartsch erzählt in seiner Bearbeitung Kobersteins: Ein Thurm steigt aus der Erde, Götter erscheinen in Wolken oder Luftwagen, Geister kommen und verschwinden, Menschen verwandeln sich in Blumen oder Adler. Zu Hamburg kostete der Tempel Salomonis 15,000 Thaler. 1696, in „Heinrich dem Löwen", schreibt ein Zeitgenosse, „kam ein Seesturm fast surprenant heraus", „durch die Luft eine transportable Maschine, welche einen schönen Lustgarten mit Alleen, Fontänen, Parterre und Gebäuden vorstellte." An Zweideutigkeiten fehlte es nicht, besonders war die Opera buffa das Feld der schnödesten Concetti.

Die Oper war in der That ein Auszug aus sämmtlichen Künsten der Zeit: von der Architektur nahm sie die perspectivischen Künsteleien zur Vorspiegelung riesiger Dimensionen;

von der Plastik die üppige Manierirtheit in den auftretenden Personen, besonders der Sängerinnen und Tänzerinnen; die Arie entsprach der naturalistischen Erregtheit der Malerei; die Coloratur war nichts anderes als die Schnörkelei an Gebäuden und Bildsäulen, ins Vocalische übersetzt.

Selbst Kaiser Joseph I. setzte in diesem Punkte die Liebhaberei seines Vaters fort. Er baute ein großartiges neues Opernhaus, welches vollen Raum für Entfaltung der Prachtcostüme, der Umzüge, Decorationen und Ballette bot und ließ jährlich 12—14 Novitäten, jede mit neuer Ausstattung, aufführen. Die Oper „Alcina" allein soll 30,000 Pfd. Sterl. gekostet haben! Doch vergaß er dabei auch nicht seinen steirischen Compositore, den gelehrten Theoretiker J. Fux, der zugleich Capellmeister bei St. Stephan geworden, und erhöhte dessen Gehalt auf 2000 Gulden. Die Soprane und Tenore, sowie die Beine der Tänzerinnen erhielten freilich ganz andere Gagen. Nur bis zum Capellmeister und Operndirigenten brachte es Joseph nicht; das war seinem Bruder Karl, dem Erkönige von Spanien, vorbehalten.

So verdunkelte und hemmte der Italianismus eine Weile die natürliche Entwicklung der musikalischen Begabung der Deutschen; die Mode riß sogar große Genien in ihrem rauschenden Strome mit sich fort. Händel, im selben Jahre 1685 mit Bach geboren, fröhnte ihr in seiner Jugend und schrieb eine Reihe jetzt gänzlich vergessener und verlorener Opern im italienischen Sinne. Der Hamburger Hasse (1699—1783) wurde gar in Italien selbst als der Meister der höfischen Oper gefeiert und allgemein il caro Sassone genannt. Selbst Gluck (1714—87), der spätere Antagonist, arbeitete sich erst durch 40 italienische Opern hindurch, ehe er sein „classisches" Musikdrama schuf.

Was die Deutschen durch diese Invasion lernten, war neben der erwähnten formellen Ausbildung der Einzelstimmen die immer größere Selbständigkeit des Orchesters. Diese Selb-

ständigkeit führte sie später zur unbestrittenen Meisterschaft in der Instrumentalmusik.

Der Samen, den Volksgesang und musikalische Theorie gestreut, wartete nur auf die warme Luft einer echten und tiefen Empfindung, um zu herrlichen Blüthen und reifsten Früchten aufzugehen. Bach war kein Pietist, Händel noch weniger, auch nicht im besten Sinne des Wortes; aber was sie mit dem Pietismus theilten, war das persönliche Ergriffensein von jener typischen Geschichte des Menschenthums, von der bangen Unruhe und deren endlicher Befriedigung, wie sie in den Büchern der beiden Testamente dargestellt werden. Georg Friedrich Händel, von episch-lyrischem Geiste beseelt, bemächtigte sich des Alten Testaments, der heroischen Vorgeschichte, und führte sie bis zur Erfüllung aller Prophetie im „Messias" durch — ein Herrscher und König im Reiche der Töne, der seine Wunderthaten mit den einfachsten Mitteln vollführte. Joh. Seb. Bach, von lyrisch-dramatischem Genie, objectivirte in wahrhaft plastischer Gestalt das evangelische Mysterium des Heils durch den Gottes- und Menschensohn — ein Hoherpriester mit dem Mosisstabe, der alle Strahlen der Vielstimmigkeit aus dem Felsen sprudeln ließ. Die Spener-Francke'sche Richtung war insbesondere bei Bach die bahnbrechende Vorbedingung der musikalischen Schöpfungen und ihres vollen Verständnisses. Der zuckersüße Schwulst der Herrnhuter, das anstößige Liebeln mit dem Heiland, das Girren der „Kreuzvöglein", war ihm in innerster Seele zuwider; aber in der ernsten Erfassung und Durchdringung der Heilswahrheiten, neben denen auch eine Gavotte, eine Gigue, eine Chaconne, ein Hupfauf lustig springen durften, war er ganz Luther, der musikalische Luther.

„Wer die Tiefe des Wesens unseres Volkes erkennen, und wer die Zeit am Beginn des 18. Jahrhunderts kulturhistorisch würdigen will, muß auf die Erscheinung Sebastian Bach's sein Auge richten, die, als noch Alles ringsum todt und öde war, wie ungeahnt und durch einen Zauber hervorgerufen kam, der

Wasserlilie gleich, die aus geheimnißvoller Tiefe über die graue und einförmige Fläche des Sees heraufgesendet wird, ein prangendes Zeugniß des nie ersterbenden Lebens im Schooße der Natur und der Zeiten. Nach einer Periode tiefster Gesunkenheit des deutschen Volkes ist Sebastian Bach die erste beseligende und volle Bürgschaft eines neubeginnenden geistigen Frühlings."

„Joh. Seb. Bach" von Philipp Spitta. Leipzig, 1873, I. 175.

Es ist nicht unsere Sache, hier das „Ungeahnt und wie durch einen Zauber" zu beanstanden. Wir müßten dazu Spitta gegen Spitta ins Feld führen, der doch selbst, von Heinrich Schütz anhebend, die verschiedenen Bach's, namentlich Joh. Christoph, den Joh. Pachelbel, den Georg Böhm, den gediegenen Buxtehude, den genialen Froberger, den Joh. Gottfried Walther, unter den Italienern besonders Frescobaldi, Corelli, Albinoni, von den Franzosen die Erfinder der Suite so trefflich würdigt und als eben so viele Sprossen darstellt, auf denen sich Joh. Sebastian zu seiner staunenswerthen Höhe emporschwang.

Genug, und das ist die Hauptsache: zum ersten male in der ganzen Kulturgeschichte trat die Kunst der Töne an die Spitze des Eroberungszuges in das Land der großen Trias: Schönheit, Wahrheit, Freiheit; zum ersten male verrieth die Menschheit in Sang und Klang, wohin es sie treibe. Die Verherrlicherin der Siege und Triumphe siegte und triumphirte jetzt selbst, allen anderen Künsten weit voraus.

Die Kulturgeschichte darf und muß wohl auch ein Wörtchen von den Nahrungs- und Genußmitteln sagen, die eingewanderten Thiere und Pflanzen und deren Vernutzung, ihren Einfluß auf das sociale Leben eines Volkes oder Erdtheiles in Betracht ziehen. Nur mit Widerstreben haben wir einen Excurs über Küche und Keller in Frankreich unterdrückt, um nicht gar zu weitläufig zu werden. Hier nun, bei Deutschland,

wollen wir wenigstens die allgemein-europäische Wandlung kurz andeuten, die sich im Gebiete der Ernährung und des Genusses im Laufe des 17. Jahrhunderts vollzog. Auch unter diesem Gesichtspunkt, grade wie im Glauben und Denken, wie in der Wissenschaft und in der Politik, stellt sich das 17. Jahrhundert als Brücke und Uebergang zwischen seinem Vorgänger und seinem Nachfolger heraus.

Wenn der Satz L. Feuerbach's: „Der Mensch ist was er ißt" nicht etwa bedeuten soll: der Beefsteak-Esser wird ein Ochse, der Liebhaber von Fischen verliert die Sprache, so wird wohl dem Ernährungsprocesse ein großer Einfluß auf das geistige Leben der Völker nicht abzusprechen sein; es wäre denn, daß der Mensch allein von dem „Worte" lebte, das „aus dem Munde Gottes kommt". Für eine realistische Geschichtsbetrachtung wird es vorläufig dabei bleiben: Je nachdem der Mensch ißt und trinkt, ist und denkt er, wenigstens der Mensch in Masse. Man sollte sich doch hüten, die Erhaltungsweise ganzer Völker mit der Diät Einzelner, besonders in hochcivilisirten Ländern zu verwechseln, und nothgedrungene oder freiwillige Abstinenz der Armen und der Stoiker als Beweisgründe gegen eine allgemeine Wahrheit verwenden zu wollen.

Ein Volk, das noch ein Geschäft aus der Jagd macht, nimmt andere Nahrung zu sich als ein durchweg ackerbauendes Volk mit Fruchtwechsel und Stallfütterung. Bei dem letztern wird die Jagd zum Sport, das Wildpret zum Leckerbissen. Der Wildbraten als durchgängige Fleischspeise wirkt ganz anders an- und aufregend als der Mastochse und der gezüchtete Hammel. Im 17. Jahrhundert war die Jagd auf hohes, mittleres und niederes Gethier noch sehr im Schwange; in Deutschland kam sie durch die Verwüstungen und Verödungen des Krieges wieder auf. Wenn in Thüringen 1686 — in den österreichischen Alpenländern ein ganzes Jahrhundert später — der letzte Bär erlegt wurde; wenn der sächsische Kurfürst Johann Georg eigenhändig 208 Bären erlegte: so aß man eben bis dahin noch Bärenschinken in Deutschland. Edel-

und Dammhirsche waren damals nicht gehegt, sondern in allen Wäldern zu jagen. Die Luft wimmelte noch von Wildgänsen und Wildtauben, das Gewässer von Fischen aller Art.

Es war auch höchst nöthig, daß es Wild und Fische gab; denn die Viehzucht war nirgends hoch entwickelt, in Deutschland sogar bedeutend zurückgegangen. Selbst England wußte das Hausthier nicht über den Winter hinaus zu bringen; man schlachtete und pökelte dort im Spätherbst. Das berühmte allgemeine Fleischessen der Engländer, bei welchem die Phantasie der Optimisten auch heute noch stark betheiligt ist, fand damals durchaus nicht statt; „zwier in der Wochen" war die Regel des Mittelstandes.

Frische Gemüse waren lange nicht so verbreitet wie später, und das Surrogat für Fleisch und Gemüse, die Kartoffel, wagte sich erst aus den botanischen Gärten sporadisch hervor, um als exquisites Nahrungsmittel zu dienen.

Das Trinken, mehr noch als das Essen, wirkt bestimmend auf den Kulturgang ein. Es beeinflußt das Nervensystem viel directer und acuter.

Die Nationaleigenschaft der Deutschen ist bekannt. Im Mittelalter sagte man: madidus Saxo, der feuchte Sachse. Giordano Bruno spricht von der bibace Germania, dem trinksüchtigen Deutschland. Luther meinte, der deutsche Teufel müsse ein Weinschlauch sein und „Sauff" heißen. Karl V. sagte, man könne den Deutschen eben so wenig die Gurgeln verschließen, als den Spaniern die Hände binden. Wir haben aber auch die Trunksucht am Hofe Jakobs I. gesehen und die Prinzessinnen zu Versailles bei der Branntweinflasche entdeckt.

Ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts schien man sich in Deutschland zu besinnen: die Temperanzorden kamen auf. Aber wie groß mußte das Uebel sein, wenn die Statuten eines solchen Ordens, die der gelehrte Landgraf Moritz von Hessen entwarf, besagten: Man verpflichte sich vorläufig auf zwei Jahre, täglich nur bis zu 14 Ordensbechern Wein zu trinken, weiteren Durst aber mit Bier oder Sauerwasser zu löschen!

Ein Kurfürst von Sachsen war es, der den Trinkspruch vorschrieb:

„So hatten es auch — die Alten im Brauch:
Sie schenkten voll ein — und tranken so rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt' auf dem Nagel proben."

Drei andere Teufel kamen aus fremden Erdtheilen, um dem Saufteufel zu Leibe zu gehen: der Tabak aus Amerika, der Thee aus China und der Kaffee aus Afrika. Der Tabak vertrug sich zwar anfangs ganz gut mit dem Saufteufel; in Schriften und von den Kanzeln herab wurde das satanische Kraut als Bundesgenosse und Helfershelfer des „Soffs" verdammt: das Rauchen mache erst recht die Kehlen trocken und durstig. Mit der Zeit aber ging der Tabak die Wahlverwandtschaft mit Thee und Kaffee ein und residirte vornehmlich in Thee- und Kaffeehäusern. Der „feuchte Sachse" lernte sogar später begreifen, daß die beste Havannah den Genuß edler Weinsorten verdirbt.

Die Coffea arabica hat ihre eigene lange, oft blutige Geschichte. Abessinische Ziegen fanden zuerst ihre Zauberkraft heraus; sie blieben die ganze Nacht munter, nachdem sie Bohnen vom Kaffeestrauche gefressen. Ein muselmännischer Mullah wandte das Mittel bei seinen Derwischen, ein Prior der Maroniten bei seinen Mönchen an, damit sie beim Beten nicht einschliefen. In Konstantinopel, wo der Kaffee bald gestattet, bald schwer verpönt war, nannte man die Kaffeehäuser „Schulen der Erkenntniß". Es schien, als ob der verbotene Baum im Paradiese ein Kaffeebaum gewesen wäre. Karl II. von England war wenigstens dieser Ansicht; er ließ die Kaffeehäuser in London, wo oppositionelle Politik lebhaft getrieben wurde, polizeilich schließen.

1615 berichtete Pietro della Valle aus Konstantinopel in die Heimath über ein neues Getränk: Kahue oder Kahive, schwarz von Farbe, kühlend im Sommer, erwärmend im Winter. 1645 tranken die Italiener zuerst Kaffee; 1652 brachte

ihn der Grieche Pasqua nach London; 1658 gelangte er nach Frankreich, 1671 entstand das erste Café in Marseille, 1672 in Paris. Das Pfund kostete 140 L. Die Gegner nannten ihn „Kienruß-Syrup, schwarzes Türkenblut, Decoct aus alten Schuhen und Stiefeln."

Im nördlichen und westlichen Deutschland bezog man gemahlenen Kaffee aus Holland. Nach Oesterreich kam der Kaffee mit der Musik aus Italien. Kaffeehäuser thaten sich auf: in Wien 1683, in Regensburg, Nürnberg, Hamburg 1686 und 87; der Arzt Bontekoe, der das Hamburger Kaffeehaus gegründet, schrieb 1692 eine Abhandlung: „Vom menschlichen Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod" und führte seine Panacée auch am Brandenburgischen Hofe ein. Ganz spät meldete sich der Kaffee in Schwaben: die ersten Kaffeehäuser entstanden 1712 in Stuttgart, 1713 in Augsburg.

1690 schon baute Mijnheer den Mokka auf Java an. Im 18. Jahrhundert verpflanzten die Franzosen die Staude nach Martinique.

In den Bierländern gab es fortan einen andern Morgen-, Nacht- und Untertrunk. Doch wehrte sich das Herkommen lange und mächtig; die Biersuppe wollte nicht weichen. König Friedrich von Würtemberg, von Napoleons Gnaden, ist noch mit Biersuppen aufgenährt worden.

Fast gleichzeitig mit dem Kaffee gelangte die mehr für nördliche Uferstaaten geeignete Thea sinensis nach Europa. 1610 tauschte die holländische Ostindien-Compagnie von den Chinesen Theepäckchen gegen Salbei ein. 1638 gaben russische Reisende Zobel dafür und brachten den Thee nach Moskau. 1664 machte die englisch-ostindische Compagnie der Königin ein werthvolles Präsent mit zwei Pfund Thee. Bekanntlich verlor England im folgenden Jahrhundert seine nordamerikanischen Colonien durch die Steuer auf den monopolisirten Thee. 1690 erschien zu Frankfurt a. M. ein „Gründlicher Bericht, wie ein Jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, den Thee nicht allein zu Hause gebrauchen, sondern wie auch ein Soldat im

Felde sich damit conserviren kann". Die zweite Panacée war gefunden.

Es waren zwei Stimulantien in Umlauf gesetzt, anregend, schlafvertreibend. Das Caffëin, merkwürdigerweise in zwei Pflanzen von ganz verschiedenen Familien enthalten, war das, was Liebig „Nervenfutter" nannte. Beide Getränke hatten die heilsame Wirkung, die Opiate und den Alkohol bedeutend einzuschränken und doch eine analoge Wirkung hervorzubringen. Die für uns unentbehrlich gewordene Zuthat, der Zucker, war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts meistens ein frommer Wunsch; er war so theuer, daß nur die vornehmsten Haushaltungen ihn sich gönnen durften.

Der Tabak schließt sich um so besser hier an, als man im ganzen 17. Jahrhundert sagte: „Tabak trinken". Wie der Leser weiß, ist der Tabaksgenuß in unseren Regionen älter als Kaffee und Thee; doch erhielt auch er jetzt erst seine wahre Bedeutung und seinen großen Einfluß.

Er kam nach England durch Sir Walter Raleigh. Die Engländer rauchten wie die Indianer, aus Thonpfeifen mit bunten Bändern. Auch geschnupft wurde; Elisabeth aber verbot das Schnupfen in der Kirche, bei Strafe der Confiscation der Dose. Jakob I. bestrafte auch das Rauchen. 1624 that der Papst Urban VIII. den Tabak in den Bann, welchen erst der gerade so unfehlbare Innocenz XII. gegen Ende des Jahrhunderts aufhob; nur das Schnupfen in der Peterskirche blieb verboten.

Die Westmächte theilten sich eine Weile in die Arbeit: England rauchte, Frankreich schnupfte. Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts zerrieb sich die vornehme französische Welt selbst die Nicotiana — so genannt nach dem Gesandten Jean Nicot, der das erste Kraut gegen 1560 aus Lissabon geschickt hatte —; die vornehmen Herren trieben Luxus mit der Dose und excellirten im eleganten Prisennehmen. Ein besonderes Kunststück bestand darin, die Dose zwischen den Fingern zu drehen und in die Tasche gleiten zu lassen, ungefähr wie man

heute die Cigarette mit einer Hand anfertigt. Die Dose begleitete den Fächer, die Prise war eine Art Friedenspfeife.

In Deutschland donnerte der Jesuit Jakob Balde von der Kanzel gegen die „truckene Trunkenheit", mit der man die „Kehle zur Feuermauer macht, nur um nachher desto besser saufen zu können". Die klugen Holländer aber bauten, in Voraussicht der großen Consumtion, schon seit 1615 den Tabak in ihrem Lande. Und der Soldat, der das „Tabaktrinken" längst gelernt hatte, schmauchte tapfer drauf los: die englischen Hülfstruppen für den Winterkönig von Böhmen, Wallenstein's Schaaren, Wallenstein selbst. Prinz Eugen schob ganze Ladungen des schwarzen Pulvers in seine große Nase.

In Frankreich gebrauchte man den Tabak, wegen des darin enthaltenen Nicotins, auch medicinisch, nämlich gegen Hautausschläge; in Wien desinficirte man sich durch Rauchen gegen die Pest.

Ein noch wirksameres, noch heute anerkanntes medicinisches Specificum entstammte derselben Pflanzenfamilie, zu der auch der Kaffee gehört, nämlich die Cinchona condaminea, das Chinin, von den Jesuiten 1632 zuerst aus Südamerika gebracht und deshalb „Jesuitenpulver" genannt. Lafontaine hat ihm eine Hymne gewidmet.

Aus derselben Familie mit dem Tabak stammt das Solanum tuberosum oder die Kartoffel, der Kitt unserer industriellen Welt, ohne den sie längst zerfallen wäre. In der That, was würde aus den modernen Völkern ohne Kartoffeln und Kaffee?

Es sind demnach zwei Pflanzenfamilien, welche die Faustische Frage beantworten: die Rubiaceen (Kaffee und Chinin) und die Solaneen: Tabak und Kartoffeln. Die letzteren haben, allerdings mit Hülfe der Destillation, Generationen von „Nachtschatten" erzeugt.

Nüchterner ist die civilisirte Menschheit durch Kaffee und Thee geworden, aber auch nervöser; mit der Derbheit ist viel Biderbheit weggeschwemmt worden. Schlauheit, Hinterlist und

Klatsch haben die Rohheiten unserer Altvordern verdrängt und das weibliche Geschlecht parlamentarisch gebildet. Die Schala (der Schädel) des erschlagenen Feindes, die noch in Walhalla credenzt wurde, hat sich im Laufe der Jahrhunderte in ein Kaffee- oder Thee-Schälchen herabgemindert; das mittelalterliche Trinkhorn, die Beute der gefährlichen Büffeljagd, ist zum Hörnchen von Weizenmehl geworden, welches in das Schälchen eingetunkt wird.

Unter dem mitwirkenden Einflusse von Tabak, Thee und Kaffee bereitete sich in Europa eine andere Denkweise vor, entwickelte sich eine erhöhte Gehirnthätigkeit; die Vorstellungskraft und das Combinationsvermögen arbeiteten leichter und rascher. Angeregt und doch gesammelter, legte sich die europäische Menschheit in ihren Repräsentanten aufs Reflectiren und Analysiren, aufs Spalten der herkömmlichen unklaren Begriffe, aufs Erforschen der Grundvorstellungen, auf eine neue Philosophie, welche die fatalen Allgemeinheiten entschlossen von sich warf und der Autorität als solcher den Abschied ertheilte. Man erinnere sich, daß Pietismus und Rationalismus Früchte desselben Baumes waren, und man wird begreifen, daß neben der analytischen Aufgabe des Verstandes die innigste Pflege der Musik hergehen konnte. Die Musik befriedigte die Bedürfnisse des Gemüths und der Phantasie, sie selbst ein hörbarer psychologischer Proceß.

Die geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts: Naturwissenschaft und Philosophie.

Drei große Genien schwebten gleich Sternen am Horizonte des aufgehenden Jahrhunderts: Shakespeare, Kepler, Comenius. An der Neige des Jahrhunderts angelangt, knüpfen wir bei jenen idealen Momenten wieder an, in der Absicht, die wissenschaftlichen Strömungen der säcularen Periode in deutlichen Zügen, gleichsam die ideologische Karte des Jahrhunderts zu verzeichnen.

Was im 18. Jahrhundert zu glattem Meeresspiegel sich zu ebnen schien, was das 19. wieder in gewaltigen Wogenschlag versetzt: der Gegensatz zwischen Erfahrung und aprioriſchem Denken, zwischen Experiment und Speculation, zwischen exacter und philosophischer Weltanschauung — siehe da! er fluthet hoch durch das 17. Jahrhundert. Hie Naturerkenntniß, hie Metaphysik! Nur daß unser jetziges Jahrhundert mit der apodiktischen und absoluten Metaphysik anhub und dann die strafendsten Zurechtweisungen von der denkenden Naturforschung erfuhr, während das 17. Jahrhundert gleich von Anfang an von beiden Geistern energisch ergriffen wurde, die mehr als einmal den feierlichen Ringkampf im Kopfe desselben Mannes führten. Der Gegensatz war ein vollständiger, er zieht sich wie Wellen-Berg und Thal durch das ganze Jahrhundert hin, und gerade der Mann, welcher zu seiner Bewältigung berufen schien, Descartes, erklärte den Streit für unschlichtbar.

In den Geschichten der Philosophie pflanzt sich die Antithese bis heute fort: die Einen datiren die moderne Philosophie von Bacon, die Andern von Giordano Bruno, d. h. von dem Manne der Erfahrung oder von dem Manne der Speculation. Vielleicht kommt man einmal zu der Einsicht, daß es sich nur um verschiedene Zweige und Arten des menschlichen Wissens handelt, um äußeres und inneres Naturerkennen, um empirisches und psychologisches Wissen.

Das Bild einer genialen Verbindung beider Strömungen erblicken wir in dem Begründer der drei siderischen Gesetze, dem Propheten einer kosmischen Physik, in Joh. Kepler. Dann eröffnen sich zwei Bahnen: auf der einen wandeln Galilei, Toricelli, der Mathematiker und Physiker Pascal, Otto von Guericke, Domenico Cassini, Robert Boyle, Christ. Huygens, Hooke, Isaak Newton; auf der anderen gewahren wir Hobbes, Malebranche. Spinoza, Locke. Der Leser wird empfindliche Lücken gewahrt haben: Bacon, Cartesius, Leibniz. Bacon, der die erstere Reihe eröffnen möchte, war ganz unzulänglich im Wissen von der Natur; er philosophirte und tiftelte nur die Nothwendigkeit der Erfahrung und des Experiments heraus. Cartesius steht auf dem Kreuzungspunkte beider Linien: er war ein großer Mathematiker und Physiker und zugleich der Begründer des philosophischen Rationalismus. Leibniz, am Ende der doppelten Entwickelung stehend, suchte die beiden Aeste zusammenzubinden; der deutsche Polymathes war zugleich Mathematiker, Physiker, Geolog, Sprachforscher, Jurist, Historiker und Philosoph. Aber auch Hobbes ist nicht so einfach Philosoph; seine Staats- und Rechtsphilosophie beruhte auf gründlichen Naturstudien. Ebenso ging Locke von den Erfahrungswissenschaften aus, als er den Grund zur analytischen Philosophie der Franzosen des 18. Jahrhunderts legte. Spinoza war gleichfalls mit dem exacten Wissen seiner Zeit wohl vertraut, mit Mathematik, Physik, Dioptrik, zudem praktischer Optiker.

Der durchgehende Ton des Jahrhunderts ist die Skepsis.

welche sich die religiöse Tradition nothdürftig zurechtlegt, ohne jedoch den Zweifel zu Ende zu führen, und die sich mit um so größerer Energie auf die Beobachtung der Dinge, auf die Erforschung der Naturgesetze wirft. Ohne diese Arbeit und deren Resultate wäre die speculative Philosophie in mittelalterlich scholastischen Träumen befangen geblieben und hätte niemals jene kühn ersonnenen Systeme hervorgebracht, welche dem abstracten Denken alle Ehre machen und noch jetzt die Basis metaphysischer Welterklärung bilden. Auf der höheren Einsicht in die Realität beruht unleugbar zu allen Zeiten die bessere Philosophie. Man darf dreist behaupten: der Werth des abstracten Denkens steigert sich mit der Höhe des wissenschaftlichen Postaments. Nicht das ist mehr die Frage, ob wir die absolute Wahrheit finden, deren Absolutheit mit der Zeit immer wieder relativ wird; es kommt vielmehr Alles auf die Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes an, mit welcher die letzten Dinge angefaßt werden, und welche im geraden Verhältniß zur Erkenntniß der Natur steht, das Wort im weitesten Sinne genommen.

In der Sonnenklarheit, hat man gesagt, bleibt höchstens ein kleines Schattenplätzchen für verspätete Träumer. Der jüngste Tag war endlich vorüber, wo die Erde aufhören sollte und die Sonne nicht mehr zu leuchten brauchte. Das Christenthum, wie jede Religion, war zur Episode auf einem einzelnen kleinen Stern geworden: was mochten die anderen Welten derweilen erlebt haben? Papst Calixtus III. wollte den späteren Halley'schen Kometen wegbannen: dieser wedelte nicht einmal mit dem Schweife.

Die Naturwissenschaft besteht aus einer großen Zahl von Disciplinen, von denen jede wieder ihre Unterabtheilungen hat, welche sämmtlich ein immer wachsendes, unendliches Détail zu bewältigen haben. Dieser Umstand trieb mit Nothwendigkeit zur Association, zum Sammeln der Kräfte in einzelnen Brennpunkten. Es entstanden die gelehrten Akademien: in Florenz die Accademia del Cimento (1657), die sich große Verdienste um die

Naturkunde erwarb; in London die Royal Society (1662), der unter Karl II. erfüllte Traum Bacons; unter Colbert die Académie des Sciences (1666); in Deutschland aus einer Verbindung der Aerzte in Schweinfurt (1652) die Academia Curiosorum, der Wißbegierigen, die 1677 zur Leopoldino-Carolina erhoben wurde; ganz am Ende des Jahrhunderts die Berliner „Societät der Wissenschaften" durch Leibniz.

Die englische Royal Society giebt uns zugleich ein Beispiel von dem durch vieles Reisen vermittelten Kosmopolitismus der Wissenschaft, und den Beleg zu jener zurückhaltenden Vorsicht, welche schon damals die Naturforscher beseelte.

Die Bacon'sche Lieblingsidee einer Akademie für Beobachtung und Experiment, lange vor Ausbruch der puritanischen Bewegung gehegt, verwirklichte sich zunächst in privater Weise durch die Gründung der Milton'schen „Gesellschaft für die Naturwissenschaften", mit Vorliebe the invisible College genannt; der größte Idealist Englands verband sich aufs engste mit dem wissenschaftlichen Realisten Robert Boyle, dem wahren Centrum der Gesellschaft, mit dem mehr wißbegierigen als wissenschaftlichen Dr. John Wilkins, der es für möglich hielt, in den Mond zu fliegen, u. A. Die Gründung geschah im Jahre der Schlacht bei Naseby, 1645. „Einige gelehrte Männer, welche nach den Dingen der Natur und der neuen Experimental-Wissenschaft begierig waren, verabredeten, einmal wöchentlich zur Unterhaltung über solche Gegenstände zusammen zu kommen." Durch Volksunruhen aus London verscheucht, siedelte die Gesellschaft nach Oxford über. Unter Cromwell zerstreut, verlegte sie unter Karl II. ihren Sitz nach London zurück und wurde 1662 als „königliche Gesellschaft" bestätigt. Ihr Secretär, der die Drucke zu besorgen hatte, war der Consul des niedersächsischen Kreises, Oldenburg aus Bremen. Oldenburg stand im brieflichen Verkehr mit Spinoza, dem er u. A. mittheilte, daß man Studien über die Töne mache, um an der Anspannung der Saite die Consonanz zu messen.

Oldenburg war ein feiner Kopf, dem jede Erweiterung

des Wissens das größte Interesse einflößte, der sich aber gewissen philosophischen Consequenzen abhold zeigte. So schrieb er: Die Societät gehe vorwärts, sich zwischen den Schranken der Experimente und Beobachtungen haltend. Boyle habe ein Experiment zur Widerlegung des Torricellischen horror vacui, des angeblichen Abscheus der Natur gegen das Leere, gemacht. Boyle, heißt es weiter, wolle der wieder auflebenden Philosophie Lehrsätze durch klare Beispiele illustriren, und zwar ohne die Form der Schulen, die Qualitäten und Schnurren. „Fahre du fort, Spinoza, die Principien der Dinge mit deiner mathematischen Schärfe festzustellen; Boyle wird das durch Experimente und Beobachtungen bekräftigen." Oldenburg vertheilt förmlich die Rollen zwischen England und dem Continent.

Schon zu Anfang der sechziger Jahre hatte Oldenburg den Spinoza aufgefordert, seine Arbeiten drucken zu lassen, dabei jedoch bemerkt, er sei sicher, Spinoza „beabsichtige nichts gegen Gottes Existenz und Vorsehung".

Die Royal Society stand bald mitten im Toben des Krieges und dem Rasen der Pest: sie aber machte unerschüttert ihre hydrostatischen, anatomischen und physikalischen Experimente, wägte die Luft, fixirte das Quecksilber. Sie war beherrscht von der stillen Leidenschaft für die Naturerkenntniß, einer Leidenschaft, die den intriganten Buckingham zum Studium der Chemie antrieb, und die sich etwas lauter äußerte, wenn die Londoner Damenwelt vor der Magnetnadel oder dem Mikroskop in Entzücken gerieth. Eines der sensationellsten Experimente wurde die Transfusion des Blutes.

Ohne Zweifel war bei dieser neuen Denkmethode viel Mode im Spiel; auch waren die Conservatoren des Aberglaubens nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen. Nichtsdestoweniger lag dem radicalen Umschwung ein tiefer Ernst zu Grunde, der sich historisch geltend gemacht hat. Hobbes z. B. führte den Vernichtungskrieg gegen die Hexenprocesse, indem er die „unkörperlichen Substanzen" aus der Welt schaffte und die Vorstellung von Dämonen für „unter der Verachtung"

erklärte. Da mochte denn noch einstweilen der berühmte Arzt Thomas Browne vor Gericht schwören, die zwei Weiber, welche 1664 abgeurtheilt wurden, seien wirklich behext. War es einmal Methode oder Mode geworden, alle Erscheinungen nach ihren Ursachen zu prüfen, so mußte sich mit der Zeit statt des Teufels eine pathologische Ursache der Besessenheit ergeben.

Indessen, Methode oder Mode, wer hat sie eigentlich aufgebracht, nach welchem Namen sollte sich die neue Richtung des Jahrhunderts benennen? Am besten und verständlichsten nach Francis Bacon. Dieser Zeitgenosse Shakespeare's, 3 Jahre früher geboren, 10 Jahre später gestorben (1561 bis 1626), bezeichnet durch sein Leben wie durch seine Schriften am schärfsten den Umschwung im englischen Volksgeiste und die Wendung in der europäischen Denkweise. Den Utilitarismus der Wissenschaft lehrend, nach der Utilität oder dem Intérêt personnel lebend, Baronet, Siegelbewahrer, Lordkanzler, Peer von England, Baron von Verulam, Marquis von St. Albans, Freund des Herzogs von Buckingham, Vertheidiger des absoluten Königsrechtes — verfiel er 1621 der Jurisdiction des Parlaments, wurde vom Unterhause grober Bestechlichkeit angeklagt, vom Oberhause zu 40,000 Pfd. Sterl. Buße, zu Gefängniß nach dem Belieben des Königs verurtheilt und jeder Stellung im Parlament wie im Staate für unwürdig erklärt. Der König Jakob I. entließ ihn nach zwei Tagen aus der Haft, und der einst so mächtige Mann starb nach fünfjähriger Zurückgezogenheit allvergessen im Jahre 1626.

Immer seinen Vortheil suchend, selbst die Freundschaft und den Grafen Essex diesem Vortheil opfernd, in alle Misère der Corruption und der Augendienerei seit den Tagen der Elisabeth tief verwickelt, hat Bacon gleichwohl ein Menschenleben lang die überkühne Idee verfolgt: die Wissenschaft gänzlich umzugestalten (Instauratio magna). von der „Würde und Erweiterung der Wissenschaften" geschrieben und eine neue Ordnung menschlicher Erkenntniß in seinem Novum Organum angekündigt. Die hochtrabende Großsprecherei freilich, die sich

in diesen Buchtiteln und Versprechungen kundthut, stimmt vollkommen zu seinem Privatcharakter, wie denn bereits der 26jährige Streber seine eigene Bedeutung in einer Schrift mit dem marktschreierischen Titel: „Der Zeit größte Geburt" angekündigt hatte.

Wenn man zwischen dem Utilitarismus und Bacons persönlicher Führung keinen Widerspruch finden will, so herrscht ein desto größerer zwischen seiner Propaganda des exacten, auf Beobachtung gegründeten Wissens und der Summe seiner persönlichen Kenntnisse. Bekanntlich hat Justus Liebig in der akademischen Münchener Rede vom 28. März 1863 die schärfste Kritik der Reputation Bacons geübt und den Kranz des Experimental-Philosophen garstig zerpflückt. Weder die Naturkunde noch die Naturforschung Bacons findet Gnade vor dem strengen, aber competenten Richter. Er läßt keinen Zweifel übrig, daß der angebliche Erneuerer der Wissenschaft die wirklich großen Entdeckungen in der Naturwissenschaft vor und in seiner Zeit entweder ignorirt oder absichtlich unter den Scheffel gestellt habe, folglich nicht der wissenschaftliche Ausdruck seiner Epoche sein könne. Giordano Bruno hatte schon unter der Elisabeth in London und Oxford Vorträge über die Rotation und Bewegung der Erde gehalten — Bacon leugnete und bestritt die Kopernikanische Lehre; die drei großen Gesetze Keplers, die Bedeutung des Fernrohrs in den Händen des Holländers Jansen, des Engländers Harriot, des Italieners Galilei, des Deutschen Kepler — Bacon kümmerte sich nicht darum. Harriot sah die Sonnenflecken vor Galilei und erklärte die Farben des Regenbogens vor Descartes; Simon Stevin begründete die Hydrostatik, die Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewichte der tropfbar-flüssigen Körper; Gilbert, der Leibarzt der Elisabeth, hatte den Magnetismus und die statische Elektricität entdeckt und festgestellt, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige sich anziehen, daß Eisenstäbe in der Richtung des magnetischen Erdmeridians magnetisch werden, daß die Erde selbst ein großer Magnet sei, wie Kepler geahnt; er hatte gefunden, daß man durch Elektricität die

Magnetnadel zum Abweichen bringe, daß diese elektrische Kraft außer dem Bernstein, wo sie den Alten bekannt war, auch dem Achat, Diamant, Sapphir, Rubin, Opal, Amethyst, Glas, Schwefel, Siegellack und Harz eigenthümlich sei; daß man die magnetische Kraft durch Armirung verstärken könne: — Bacon weiß davon nichts Bestimmtes. Ja, das allgemeine Gesetz Bacons: daß die wahre Methode aus wohlverstandenen Thatsachen Axiome entwickele, welche zu neuen Experimenten führen — dieses Fundament des Bacon'schen Ruhmes — hatte ein halbes Jahrhundert vorher Lionardo da Vinci fast gerade so ausgesprochen und war so der Veranlasser der bewunderungswürdigsten Entdeckungen in der Naturwissenschaft, der Mechanik und Hydraulik geworden. Endlich und zum Ueberfluß sind die von Bacon selbst erzählten Experimente bloße Phrasen, an Werth gleich Null.

Das Alles ist unleugbar und widersteht der „Rettung". Es würde auch nichts helfen, wollte man richtige Angaben geltend machen und z. B. anführen, Bacon habe die Lehre Galilei's vom Falle der Körper im Novum Organum philosophisch behandelt. Die Lücken seines Wissens sind allzugroß und seine bona fides ist zu anrüchig. Die Wahrheit über ihn ist vielmehr diese: Trotz seiner Unwissenheit und scholastischen Descendenz hat er der englischen und indirect der europäischen Gesellschaft den Ton angegeben; das, was man seine Methode genannt hat, ist durch ihn Mode geworden, er hat die Erfahrungstheorie ex cathedra kanonisirt.

Hören wir einmal den Verfasser des „Neuen Organon" mit dem Untertitel „Wahrhafte Regeln zur Erklärung der Natur" (1620):

„Man muß sich nicht einbilden, daß die Principien, die auf der „einfachen Argumentation" beruhen, jemals von großem Nutzen bei der Erfindung wirklicher und wirksamer Mittel sein könnten; aber die Principien, die man aus Thatsachen mit Ordnung und Methode ableitet, führen leichtlich zu neuen Thatsachen und machen so die Wissenschaft activ.

„Jede Beweisführung besteht aus Sätzen, die Sätze aus Wörtern und die Wörter sind gewissermaßen die Etiketten der Dinge. Wenn die ersten Begriffe, die gleichsam die Grundlagen des Gebäudes bilden, verworren und von zufälligen Dingen abgezogen sind, so kann nichts von dem, was man darauf baut, Festigkeit haben.

„Das Ergebniß der menschlichen Vernunft, welches wir anwenden, um über die Vorgänge in der Natur zu reden, nennen wir Anticipationen der Natur, weil es nur ein zufälliges und vorschnelles Ergebniß ist. Aber die sonstigen Kenntnisse, die wir aus den Beobachtungen und methodisch analysirten Dingen ziehen, nennen wir Erklärungen der Natur.

„Mit Anticipationen und Dialektik vermag man Alles über die Meinungen, nichts über die Dinge selbst. Wenn alle Geister aller Nationen und Jahrhunderte sich über ihre Arbeiten absprächen, sich gegenseitig ihre Entdeckungen übermittelten und so eine Art von Coalition bildeten, so würden doch die Wissenschaften durch die bloße Anticipation keinen größeren Fortschritt machen; denn wenn die Irrthümer radical sind und bei der ersten geistigen Verdauung stattfinden, so mag man nachher jedes beliebige Mittel anwenden, die ferneren Functionen mögen sein wie sie wollen, sie verbessern nicht mehr den Fehler der ersten Canäle. Man schmeichelt sich vergebens, große Fortschritte in den Wissenschaften zu machen, indem man Neues auf Altes häuft oder pfropft: man muß wieder bei dem Fundamente des Gebäudes anfangen, will man sich nicht beständig im selben Cirkel bewegen.

„Giebt es etwas Seltsameres für jeden gesund urtheilenden Menschen, als die Beobachtung, daß bis jetzt noch kein Sterblicher sich die Mühe gegeben, sich zu Herzen genommen hat, dem Verstande eine Straße zu bahnen, die von den Sinnen und der Erfahrung ausginge, und daß man Alles den Dunkelheiten der Überlieferung oder dem Wechsel und Wirbel des Streites und der Argumentation, oder endlich den Schwan-

lungen und endlosen Umwegen einer zufälligen, vagen und verworrenen Erfahrung überlassen hat?

„Wie hat es bis jetzt ein Mensch angefangen, der Entdeckungen zu machen vorgab? Er durchblättert zunächst alle Arten von Büchern, compilirt Alles, was über den betreffenden Gegenstand geschrieben worden; dann fügt er das Ergebniß seines eigenen Nachdenkens hinzu; endlich legt er sein Gehirn auf die Folter, setzt seinen Geist in Contribution und ruft seinen Genius an, daß er ein Orakel von sich gebe: aber nichts ist weniger solid und gewagter als solche angebliche Erfindungen.

„Ein Anderer ruft die Dialektik, die Discussion und den Syllogismus zu Hülfe; aber wie groß sein Eifer und seine Bemühungen auch seien, man kann nicht leugnen, daß er blos seinen nackten Verstand in Thätigkeit setzt.

„Es bleibt also die reine Erfahrung, die, wenn sie sich von selbst einstellt, Zufall heißt, und wenn sie gesucht worden ist, den Namen Erfahrung behält. Aber meistens ist diese Gattung von Erfahrung nichts Anderes als eine Art ungebundener Besen, ein bloßes Tasten, wie das eines Menschen, der sich in der Nacht verirrt hat und, nach allen Seiten tappend, seinen Weg sucht. Besser wäre es gewesen, den Tag abzuwarten, oder eine Fackel anzuzünden und dann erst zu marschiren.

„Die wahre Ordnung der Erfahrung verlangt dagegen, daß man zuerst seine Fackel anzünde und nicht von der vagen und nachträglichen Erfahrung, sondern von der wohlverdauten, wohlgeordneten ausgehe. Dann zieht man die Fundamentalwahrheiten aus; stehen diese einmal gründlich fest, so leitet man neue Erfahrungen ab, wie ja auch das göttliche Wort selbst, als es die ungeheure Masse der Wesen bearbeitete, solches nicht ohne Ordnung und Methode that. Wenn also die menschliche Wissenschaft eine schlechte Carriere gemacht hat, so brauchen sich die Menschen darob nicht zu verwundern; sie hat sich ganz

vom richtigen Wege entfernt, die Erfahrung verlassen, oder sie drehte und verirrte sich darin wie in einem Labyrinthe.

„Es giebt also zwei Wege oder Methoden, die Wahrheit zu entdecken. Nach der einen schwingt man sich durch einen Sprung zu den allgemeinen Principien auf, ruht auf diesen wie auf unerschütterlichen Wahrheiten aus, leitet Folgerungen daraus ab oder bezieht sie darauf zurück, um sie zu beurtheilen; diese Methode wird gemeiniglich befolgt. Nach der andern erhebt man sich langsam, stufenweise, ohne eine Staffel zu überspringen; aber man kommt erst spät bei den allgemeinsten Sätzen an. Das ist die wahre Methode. In beiden geht man gleicherweise von Empfindungen und Besonderheiten aus, doch mit dem ungeheuern Unterschiede, daß man nach der einen die Erfahrung nur im Vorüberlaufen streift, während man nach der andern so oft als nöthig methodisch stehen bleibt.... Es ist kein geringer Unterschied zwischen Phantomen, Vorurtheilen des menschlichen Geistes, und den Ideen des göttlichen Geistes, ich will sagen, zwischen gewissen frivolen Meinungen und den wahren Merkzeichen und Charakteren, die den Creaturen aufgeprägt sind. . . .

„Eine andere Ursache, die sich den möglichen Fortschritten der Wissenschaft hindernd in den Weg stellte und sie wie durch einen Zauber festnagelte, ist der tiefe Respect vor dem Alterthum und vor der Autorität jener Persönlichkeiten, die als große Meister in der Philosophie betrachtet werden. Die Meinung, die man sich vom Alterthum gebildet hat, ohne reiflich darüber nachzudenken, ist durchaus oberflächlich und stimmt gar nicht zu dem natürlichen Sinne des Wortes. Auf unsere alte Welt, auf das reife Zeitalter muß man das Wort „Alterthum" anwenden. Das Alter der Welt ist unsere gegenwärtige Zeit; die Zeit der Alten war die Jugend der Menschheit. In Bezug auf die Welt war jene Zeit neu. Wenn man bei Jemandem eine große Kenntniß menschlicher Dinge und eine gewisse Reife des Urtheils sucht, so wird man das doch eher bei einem Greise als bei einem Jüngling finden, da der erstere

eine lange Erfahrung, eine große Anzahl verschiedener gesehener, gehörter und gedachter Dinge für sich hat. Eben so und eben deßhalb, wenn unser Jahrhundert seine Kräfte besser kennte und den Muth besäße sie zu versuchen, sammt dem Willen sie durch Uebung zu stärken, so könnte man von ihm größere Dinge als vom Alterthum erwarten. . . ."

Wir haben den letzten Passus schon deßhalb nicht unterdrückt, weil der Gegensatz zwischen „Alt" und „Modern" ebenfalls im Laufe des Jahrhunderts zum Streitobject geworden ist, so daß auch auf diesem Gebiete, dessen Wichtigkeit Jedem einleuchtet, Francis Bacon als der erste Squatter erscheint.

Und nun betrachten wir uns die ganze Ausführung seines Gedankens: bei der Naturerkenntniß gilt nur die methodische Erfahrung, mit Abstractionen ist nichts anzufangen. Weitläufig genug ist sie, logische Präcision sucht man darin vergebens. Aber ob neu, ob schon älteren Datums: das ist das Credo der Naturwissenschaft und des empirischen Denkens geworden. Die Negation des Aristoteles und der Scholastik ist absolut.

„Von der Naturerkenntniß" sagten wir. Vergessen wir nur über der anheimelnden Richtigkeit vorstehender Sätze nicht, daß der Nachdruck auf die „Mittel", „Entdeckungen" und „Erfindungen" gelegt wird, gleichsam als sei der Zweck der Wissenschaft außer ihr gelegen. Die folgenden Aufstellungen Bacons über Natur und Wissenschaft werden uns diese Tendenz noch verständlicher machen und uns zur richtigen Fassung seiner Stellung führen.

„Die Wissenschaft soll Nutzen bringen, sagt er, das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Entdeckungen bereichern, die Macht des Menschen über die Natur begründen und die Gränzen seiner Herrschaft erweitern." — „Erfindungen und Entdeckungen", „Nutzen bringen", „bereichern": das heißt der Wissenschaft etwas Fremdes andichten, denn als Wissenschaft will sie nur *wissen*.

„Die Erfahrung ist das Mittel, die Erfindung der Zweck;

die Theorie soll praktisch, die Wissenschaft operativ, die Erkenntniß productiv werden." — „Zweck", „productive Erkenntniß": das ist die unverschleierte Theorie der Profitmacherei.

Es ist ein schönes Bild: „Die bloße Erfindung gleicht den Ameisen, welche sammeln; der abstrahirende Verstand den Spinnen, welche die Fäden aus sich herausziehen; nur die Bienen sammeln und sichten zugleich". Aber worauf es ankommt, das ist doch der Honig.

Will man einem Philosophen die Nieren prüfen, so muß man ihn nach den idealen Gütern der Menschheit fragen. Bacon begründet seine Eintheilung der Wissenschaften auf die menschlichen Fähigkeiten, deren er drei namhaft macht: Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft. Diesen entsprechen: Geschichte, Poesie, Philosophie. Geschichte ist hauptsächlich Naturgeschichte, doch hat sich ja Bacon selbst an der politischen Geschichte seines Volkes versucht. Ein richtiger Einblick ist seine Behauptung: die Literaturgeschichte (wir sagen Kulturgeschichte) stehe höher als die politische. War man jedoch schon erstaunt, in der Welt der Einbildungskraft nur die Poesie zu finden, so wird unser Erstaunen zur Verblüfftheit, wenn wir erstens erfahren, die Poesie sei lediglich „Nachahmung", und zweitens, die schönen Künste, also Bildnerei, Malerei und Musik seien „Künste der Lust", zwischen Ornamentik und Athletik gelegen!!

Man bemerke noch, wie schlau sich Bacon die intelligible Welt vom Halse gehalten, wie er sie einmal dem Glauben zuweist, das andere mal sie als Gegenstand einer noch zu schaffenden Urwissenschaft oder „ersten Philosophie" hinausschiebt, und dann doch zum dritten von einer „natürlichen Theologie" redet, worin sich das unerwiesene Aperçu findet: Der Mensch sieht Gott in der Natur durch Refraction, sich selbst durch Reflexion.

In den ethischen Andeutungen Bacons finden sich einige lobenswerthe Ansätze. Das gemeinnützige Handeln ist die höchste Pflicht des Menschen; in ihrer Ausübung besteht die Tugend. Zur Ethik gehört die Kenntniß des Menschen und die Naturgeschichte seiner Affecte. Dann folgt die Lehre von

den moralischen Bildungsmitteln. Hauptsache ist die Bändigung der Leidenschaften, vornehmlich durch Gewöhnung. Sinnreich wird die Kultur des Gemüthes die Georgica animi genannt.

Aber das Gemeinsamkeits- oder Gesellschafts-Princip wird sofort zweideutig, wenn man hört: Gut ist, was dem Einzelnen nützt. Im Zweifel geht jedoch der Nutzen der Allgemeinheit vor; die Gesellschaft ist mächtiger als das Individuum. Danach ist also die Macht das entscheidende Motiv, und der Hobbes'sche „Leviathan", das allverschlingende Staatsungeheuer, schon jetzt und hier an die Stufen des Thrones geführt.

Sollte noch etwas an der Lehre von der raison d'état fehlen, so wird es durch den Satz Bacons ergänzt: „Es ist leichter an die abenteuerlichsten Fabeln des Korans, des Talmuds und der — Legende zu glauben, als zu glauben, daß die Welt ohne Verstand gemacht sei." In der „Legende" steckt die ganze Feigheit, in dem „Weltmachen" die platte Accomodationssucht des Hofphilosophen.

Was ist das nun Alles zusammengenommen? Ist das eine Grundlage der Experimentalphilosophie? Mit nichten, es ist die Parole einer Periode, das Stichwort einer Richtung; es ist, wenn es Philosophie sein soll, industrielle Philosophie, die Philosophie des Patentbureaus. Der bloße Nutzen thuts nicht, wir sehen das heutzutage recht deutlich: das Princip der Nützlichkeit findet seine Rechnung bei der Umgehung der tiefern und eigentlichen Erkenntnißfragen und deren Anwendung auf das sociale Leben.

Die Forschung erhebt ihre Schwingen, gewaltige Entdeckungen und Erfindungen werden gemacht und angewandt. Unabhängig vom Geiste der Entdecker und Erfinder macht sich die Menschheit Entdeckungen wie Erfindungen zu Nutze. Sie trachtet nach dem Einträglichen, jeder vom eigenen Interesse gespornt. Als Harvey 1619 die Circulation des Blutes entdeckte, war das „unpraktisch"; es schadete der Praxis des berühmten Arztes, seine Collegen zogen sich von ihm zurück.

Bacon selbst hat nichts entdeckt noch erfunden, er hat nur

beides gepriesen. Der wirkliche Entdecker war Galileo Galilei (1564—1633), durchaus Zeitgenosse Bacons. Bacon war der Philosoph der neuen Mode, Galilei der naturwissenschaftliche Denker. Er wurde 1564 geboren, im Todesjahre Michel Angelo's: die Renaissance machte der Mechanik Platz. Ganz anders präcis lautet bei Galilei die Kritik alter und neuer Scholastik: „Man kann nicht die Wesen den Namen anpassen, sondern die Namen und Attribute den Wesen; die Dinge waren zuerst, dann die Namen."

Galilei soll als junger Mensch von 19 Jahren im Dome zu Pisa, wo er zwei verschieden gehängte Ampeln schwingen sah — die kürzere schwang schneller als die längere — auf die Natur der Pendelschwingung gekommen sein, die ihn später zur Formulirung seiner Gesetze von der Kraft der Beharrung und von deren Modificationen führte. Praktisch hatte er zuerst die Idee einer Pendeluhr. Der Holländer Christian Huygens entnahm ihm diese Idee und wandte sie an.

So entstand die Schlaguhr als Zeitmesser, 1657; 1675 ersetzte Huygens die Gewichte durch die Spiralfeder, und so entstand die moderne Taschenuhr. 1673 sandte Huygens ein horologium oscillatorium an Ludwig XIV. mit den stolzen Worten: „Ich werde keine Zeit damit verlieren, Ihnen, großer König, den ganzen Nutzen auseinanderzusetzen, weil mein Automat Sie jeden Tag in Ihren Gemächern durch die Regelmäßigkeit seiner Angaben und die Folgerungen überraschen wird, die er Ihnen für die Fortschritte der Astronomie und Nautik verspricht."

Repetiruhren kamen 1676 in England auf: Barlow, Quare u. A. streiten um die Priorität. Karl II. sandte eine solche Repetiruhr an Ludwig XIV., der daran deutlich hörte, wie viel Uhr es in England seit dem Tode Cromwells geschlagen.

Das Gesetz von der Kraft der Beharrung, die unsterbliche lex inertiae besagt: Jeder Körper, der sich selbst überlassen, aller äußeren Einwirkung entzogen ist, beharrt in seiner Ruhe oder in seiner einmal eingeschlagenen Bewegungsrichtung,

und zwar im Falle der Bewegung mit der gleichen Geschwindigkeit. Nun sind aber die Körper den äußeren Einwirkungen nicht zu entziehen, es ändert sich daher ihre Richtung und Geschwindigkeit, und zwar in doppelter Weise. Erstens kann der Körper einmal und plötzlich mit einem andern Körper zusammenstoßen; dann erfolgt die Wirkung nach dem sogenannten Parallelogramm der Kräfte, in der Diagonale: erste Modification der lex inertiae. Oder es kann zweitens eine allmählich anwachsende Beschleunigung oder Verlangsamung der Bewegung des Körpers eintreten, wie beim fallenden oder geschleuderten Steine, beim Pendel oder bei den Planeten: dann gilt es, die Verhältnisse von Raum, Zeit, Geschwindigkeit und Beschleunigung auf constante Formeln zu bringen: die zweite Modification der lex inertiae. Hier gipfelt der Genius des großen Florentiners. Indem er unumstößlich nachwies, daß bei constanter, gleichmäßiger Beschleunigung der Bewegung sich die Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten, während die Geschwindigkeit proportional mit der Zeit zunimmt, sprach er bereits die Formel des Newton'schen Gesetzes aus*). Die constante Beschleunigung der vom schiefen Thurme zu Pisa freifallenden Steine demonstrirte aufs deutlichste die Anziehungskraft des Erdmittelpunktes oder die Gravitation. Doch auch hier brachte Galilei eine Modification von hoher Bedeutung an: die Schwerkraft ist nicht der einzige zu berücksichtigende Factor, die Geschwindigkeit des fallenden Körpers hängt außerdem von dessen Dichtigkeit ab; die Luft widersteht im Verhältniß der Dichtigkeit des Körpers, sonst würden alle Körper gleich schnell fallen.

Das Fernrohr, von Jan Lipperschey in Middelburg durch zufällige Verbindung eines concaven und eines converen Glases entdeckt, wurde 1608 durch Galilei nachgebildet: ein concaves

*) Sehr klar, wenn auch etwas fachmäßiger, ist die Bedeutung Galilei's auseinandergesetzt in dem auch sonst empfehlenswerthen philosophischen Buche von Otto Liebmann: „Zur Analysis der Wirklichkeit," 2. Auflage, 1880.

Augenglas warf das verkehrte Bild des converen Objectives herum — die „Galilei'sche Brille".

Jetzt sah Galilei durch das Fernrohr, was Kopernikus deductiv geschlossen hatte, die Ordnung im Weltgebäude. Er entdeckte vom 7.—10. Januar 1610 die vier Trabanten des Jupiter, schloß auf den Ring des Saturns durch dessen Schatten, unterschied die verschiedenen Phasen der Venus und zeigte 1611 zu Rom, im Garten des Cardinals Bandini, die von Joh. Fabricius und Harriot schon gesehenen, vom P. Scheiner nur falsch gedeuteten Sonnenflecken; maß die Höhe der Mondberge, zählte 40 Sterne in den Plejaden, 500 im Orion, löste die Milchstraße in Sterne, die Nebelflecken in Sternhaufen auf. Mit diesen Entdeckungen beantwortete der Nuntius sidereus oder „Sternbote" die Astronomia nova Joh. Keplers. Nach Galilei entdeckte Christ. Huygens (1626—95) den größten der 7 Saturntrabanten und wies die Ringform der Saturnhülle nach. Das eigentliche Teleskop des 17. Jahrhunderts mit dem metallenen Hohlspiegel erfand der Engländer Gregory 1663.

Der Mond war also eine kleinere Erde: das beeinträchtigte ihre aristokratische Stellung, die im Glauben der Zeit, trotz Kopernikus und Kepler, noch feststand. Jupiter und Saturn hatten gleichfalls ihre Monde, und zwar mehr als die Erde; die Venus drehte sich um sich selbst und war doch auch ein Planet: wie sollte da das gäocentrische System sich noch halten können?

Das allbekannte, jedoch erst in neuester Zeit genau untersuchte Martyrium des Galilei gewährt neben dem allgemein menschlichen Interesse noch ein besonderes, auf seine Zeit bezügliches. Nach der Entdeckung der Gleichzeitigkeit der Pendelschwingungen und der Gesetze der Trägheit und des Falles hatten die akademischen Gegner Galilei's, die orthodoxen Peripatetiker oder Anhänger des Aristoteles ihn von der Universität Pisa nach Padua vertrieben, welches der Republik Venedig gehörte. Hier erfolgten seine astronomischen Entdeckungen. Wäre er dort geblieben, so hätte er Ruhe vor den

Jesuiten gehabt. Unzufrieden mit den Lasten des Lehramts, folgte er jedoch einem Rufe seines Landesherrn, des wankelmüthigen Cosmus II. von Toskana, der ihn zum Philosophen und Mathematiker bei seiner Person ernannte, ohne ihm irgend eine Verpflichtung zu Vorlesungen an der Landesuniversität Pisa aufzuerlegen, und ihm ein Jahrgehalt von 1000 Scudi aussetzte.

Auch in Rom, wo wir ihn 1611 sahen, schien ihm volle Gunst und Huld zu lächeln. Die Accademia dei lincei pries ihn wegen seiner Entdeckungen; der Cardinal Barberini wurde sein Freund. Aber Neid und Bosheit arbeiteten unter der Decke. Die Monde des Jupiter und die Phasen der Venus waren gar zu ketzerisch. Am 19. April 1611 forderte Cardinal Bellarmin ein Gutachten vom römischen Collegium über die Natur der „neuen astronomischen Entdeckungen eines vortrefflichen Mathematikers". Die Commission des Collegii bestätigte einfach die Richtigkeit der Galileischen Funde.

Jedoch die Feinde ruhten nicht. Die Mehrzahl der Gelehrten hielt damals noch Kopernikus für einen Phantasten, und die Menge des Volkes war leicht im Interesse des altgewohnten Dogmas aufzuregen.

Galilei bot allerdings den Feinden die gewünschte Gelegenheit: er schrieb seine Briefe gegen Pater Scheiner, in denen er sich offen zu Kopernikus bekannte. In einem Schreiben an den Benedictiner Casselli vom 21. December 1613 spricht er von der Deutbarkeit der heiligen Schrift, während nur die Natur, an strenge Gesetze gebunden, nicht angezweifelt werden könne. 1614 wurde zu Florenz gegen ihn gepredigt: Quid hic statis, viri Galilaei, coelum adspectantes? „Was steht Ihr da, Ihr galileischen Männer, den Himmel anschauend?" Die Inquisition zu Rom rührte sich und gegen Ende 1615 eilte Galilei dorthin, um seine Lehre sicherzustellen.

Die Sache stand schlimmer als er geglaubt. Am 23. Februar 1616 erklärten die Patres des heiligen Officiums das heliocentrische System für „tadelhaft in der Philosophie und

irrig im Glauben." Am 25. notificirte Cardinal Bellarmin dem Galilei, er habe jene Meinung aufzugeben. Galilei nahm das ohne Widerrede hin, schwur nichts ab, erlitt keine Buße, wurde vielmehr in Rom mit Auszeichnung behandelt und blieb noch drei Monate dort.

In einer Schrift vom selben Jahre 1616 leitete der Verwarnte, wenn auch nicht richtig, Ebbe und Fluth aus dem kopernikanischen Systeme ab. Bekanntlich reicht der Stillstand der Sonne und die Bewegung der Erde, ohne Intervention des Mondes, zur Erklärung des Phänomens nicht hin. Zwei Jahre darauf sandte er diese Abhandlung dem Erzherzog Leopold von Oesterreich mit einem Schreiben, worin er seine Beweisführung einen „Traum", die Doppelbewegung der Erde eine „Chimäre" nannte. Das ging noch über die beliebte Verwendung der „Hypothese" hinaus; der Kreuzer Wissenschaft hißte die jesuitische Flagge auf. Oder sagen wir vielmehr: Galilei traute seiner Wissenschaft doch nicht absolut; sein katholischer Glauben, in einer ganz vom Katholicismus durchtränkten Atmosphäre, erregte Scrupel in ihm.

In dem „Saggiatore", der Schrift über die Goldwage, polemisirte Galilei meisterhaft gegen etliche Jesuiten; aber der Cardinal Barberini, nunmehr Papst Urban VIII., erklärte: „Galilei's Ruhm glänze am Himmel, sein Ruf erfülle die Erde; mit dem Verdienste der Wissenschaft verbinde er den Eifer wahrer Frömmigkeit." Galilei kam 1624 nach Rom und wurde vom Papste leutseligst empfangen. Der große Entdecker war für diese Huld sehr empfänglich, er glaubte sich jetzt vollkommen sicher. Wenn man das „Furcht" genannt hat, so bedachte man nicht den Widerstreit in des Mannes eigenem Innern, auch nicht den Umstand, daß das Martyrium seine gemessene Zeit hat, nach deren Ablauf das Opfer nicht mehr der Mühe lohnt.

Seine Sache, die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Forschung, gab er nicht auf, vertheidigte sie vielmehr 1624 wieder als „Hypothese" trefflich gegen einen gewissen Ingoli.

Der Papst billigte die ihm abschriftlich zugekommene Abhandlung. Die Krisis brach erst herein, als der Unermüdliche im Jahre 1629 die „Dialoge über die beiden wichtigsten Weltsysteme" vollendet hatte. Ein „Salviati" vertheidigt im Zwiegespräch die neue, unglücklicherweise ein „Simplicius" die alte ptolomäische Lehre. Es half nichts, daß das Ganze in der Einleitung als Rettung des ptolomäischen Systems angekündigt wurde, auf welche Cautele Urban VIII. persönlich Einfluß geübt hatte. Die Feinde setzten auf diesen Jesuiten anderthalbe.

„Simplicius" führte unter Anderm einen Grund ins Feld, der ihm „von hochgestellter Seite" zugekommen sei. Die Jesuiten insinuirten nun dem von Natur heftigen Papst, er selbst sei in der Person des Simplicius verspottet; die Druckerlaubniß für das Buch sei in Rom wie in Florenz erschlichen worden. Durch das formelle Imprimatur war Galilei allerdings gedeckt. Wie ihm beikommen?

Man fand, Andere sagen: erfand, ein Aktenstück, welches dicht hinter dem Beschluß vom 25. Februar 1616 in dem Vaticanischen Aktenfascikel stand oder interpolirt war; es enthielt die Drohung des Pater-Commissars an Galilei, daß, wenn er noch ferner an seiner Meinung festhalte, im Namen des heiligen Officiums gegen ihn vorgegangen werden sollte, worauf Galilei zu gehorchen versprochen hätte.

K. v. Gebler, der Frühverstorbene, hat in seiner verdienstvollen Schrift über Galilei die Annahme einer Interpolation, nach gewissenhafter Autopsie des Fascikels, verworfen; Andere, z. B. M. Cantor erklären sie für thatsächlich. Wir halten sie für überflüssig, und die Jesuiten thun selten das Ueberflüssige, da das Inderdecret vom 26. Februar 1616, welches das heliocentrische Buch des Carmeliterpaters Foscarini gänzlich verbietet, auch andere Bücher, die dasselbe lehren, „verbietet, verdammt, suspendirt". Das war doch wohl auch Tags zuvor dem Galilei gehörig insinuirt worden.

Der Proceß vor der Inquisition begann. Gefoltert ist

Galilei nicht worden; aber der Schreckschuß einer Androhung der Tortur und der Vorzeigung der Instrumente wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papstes am 16. Juni 1633 auf den Angeklagten abgefeuert. Am 22. Juni erfolgte das Urtheil: Galilei soll abschwören und nach Belieben des heiligen Officiums gefangen gehalten werden.

Galilei, das Haupt in der Morgenröthe der kommenden Duldung, schwur ab. Wer abschwört, trotzt nicht. Galilei hat nicht gesagt: Eppur' si muove! Aber die Zeit hat es ausgesprochen. Denn wie Pascal sagt: „Es ist Alles umsonst; wenn die Erde sich wirklich dreht, so wird die ganze Menschheit zusammen nicht im Stande sein, sie am Drehen zu hindern und sich selbst mitzudrehen." Die Jesuiten folterten und verbrannten — im Drehen.

Nach der Abschwörung saß Galilei eine Nacht im Kerker; dann blieb er halb gefangen, zuerst in Rom beim toskanischen Gesandten Niccolini, hierauf, seit 1638, zu Arcetri bei Florenz in seinem eigenen Hause. So verlebte er noch 9 Jahre unter dem Damoklesschwert unsichtbarer Controlle. Während der Ausarbeitung der „Gespräche über Mechanik" erblindete der Greis; später gesellte sich Schwerhörigkeit dazu. Seine Tochter Marie Celeste war schon 1634 gestorben; sein Sohn Vincenzio überlebte ihn, von diesem stammt das noch vorhandene Modell einer nach des Vaters Anordnung gefertigten Pendeluhr. Bei Strafe der Excommunication und lebenslänglichen Kerkers wurde ihm verboten, in die Stadt zu gehen und mit Jemandem über seine Ansicht zu sprechen. Ausdrücklich war ihm gestattet, auf Ostern die Kirche zu besuchen. Zu Arcetri muß John Milton ihn trotz des Verbotes besucht haben, wie aus einer Stelle in der Schrift über Preßfreiheit hervorgeht, welche 1644 erschien. Galilei war im Januar 1642, 87jährig, gestorben.

In Santa Croce, dem florentinischen Mausoleum, durfte er auf des Papstes Verbot nicht beigesetzt werden; erst 1737 wiederfuhr seinen Gebeinen diese wohlverdiente Ehre. Der Zorn der Inquisition erstreckte sich auch auf die Papiere und

Briefe Galilei's; der eigne Enkel des großen Mannes verbrannte dessen letzte Arbeiten. Die Accademia del Cimento zu Florenz, die in Galilei's Geist fortarbeitete, blieb nicht geschont; von Rom aus befahl man ihre Aufhebung. Borelli bettelte in den Straßen und Oliva tödtete sich selbst. Die Reihe der großen Florentiner war geschlossen.

Und doch was half alles Wüthen? Zwanzig Jahre nach Galilei's Tode wurde der Passus gegen die Bewegung der Erde aus dem Inder gestrichen; seit 1820 ist Kopernikus erlaubt.

Der Himmel hatte sich unter Galilei's Lunette gelichtet. Im Jahre 1680 wurde auch der planetarische Charakter der Kometen, und zwar von einem Dilettanten, richtig erkannt. Das Licht selber wurde seit Keplers Zeiten streng untersucht. Der große Bahnbrecher in der kosmischen Physik hatte sich mit der Dioptrik oder Lehre von der Brechung des Lichtes und der Farbenzerstreuung in genialster Weise beschäftigt und richtig auf die Functionen des menschlichen Auges geschlossen. Eingehend betrieb der Jesuit Maria Grimaldi aus Bologna die Lehre von der Strahlenbrechung. Derselbe Grimaldi beobachtete noch vor Huygens die Interferenzerscheinungen, die Aufhebung des Lichts durch das Licht. Huygens entdeckte 1678 die Polarisation oder Doppelbrechung des Lichtes durch isländischen Doppelspath. Die Emanationslehre, d. h. die Fortpflanzung des Lichts als einer feinen Materie, bekam einen harten Stoß. Christian Hooke, dann Huygens, traten für die Undulation oder Wellenschwingung der Aethertheilchen ein, während Newton noch an der Emanation festhielt. Domenico Cassini berechnete die Fortpflanzung des Lichts auf 42,000 Meilen in der Secunde.

Wie langsam sich aber die großen Fundamentalwahrheiten ins allgemeine Volksbewußtsein einarbeiten, sieht man an dem „aufgeklärten" Samuel Butler, der doch ein halbes

Jahrhundert nach dem Kepler'schen „Haarstern" schrieb und in dessen „Hudibras" wir vom Kometen lesen:

„Er zielt auf Weltzerstörung ab
Und unsres Erdballs nahes Grab."

Selbst der große Laplace war noch nicht frei von der Besorgniß, ein Komet möchte ernstlich mit der Erde zusammenstoßen.

Zum Jahre 1654 wird uns von einem wahren Irokesenlärm berichtet, der sich bei einer Sonnenfinsterniß in Nürnberg erhob. Auch liegt noch eine Sonnenfinsterniß-Verordnung vom Jahre 1699 vor, welche Landgraf Friedrich II. von Homburg v. d. H. im September dieses Jahres erließ:

„Demnach Se. Hochfürstl. Durchlaucht berichtet worden, daß am negstkünftigen Mitwochen wird sein der 13/23 Septemb, Vmb 10 Uhr eine gahr gefährliche finsternus sein soll, alß haben Se. Hochfürstl. Dl. als ein rechter Landesvatter auch für ihre Unterthanen hierin sorgen vnd ihnen andeuten laßen wollen, daß Sie ihr Vieh den tag zu Vor, vnd etliche tage hernach zu Hause halten, vnd deßfalls das nöthig futter anschaffen, vnd der ställen thür und fenster wohl schließen, die brunen wohl bedecken, die keller und kornböden wohl versorgen sollen, damit vmb diese Zeit die böse Luft nicht einlogiere vnd eine böse infection anhaffte, weil solch große finsternus vnd aspectum stichhusten, schweren flüßen, schlag, jähenfällen, graßirende giftige Fieber, ja pestilentzische Seuchen vnd ganz unbekannte Krankheiten vnd dergleichen droht, wornach sich dan ein jeder wird zu richten wissen, vnd hat etc.

„Sigl. Homburg d 7 t. September 1699

mutatis mutandis ahn H Hofprediger Richier u H Ober Pfarrer Winther".

Kommen wir näher zur Erde, diese selbst als ausgedehnter, meßbarer Körper betrachtet. Domenico Cassini bestimmte im Jahre 1634 die westliche Länge der Insel Ferro oder die Entfernung von Paris auf 19°48′; der Jesuit Bouillée

auf 20°1'45". Wir nehmen jetzt 20°33'90" an. Die Länge eines Erdgrades hatte schon 1615 Snellius zwischen Alkmar und Bergen op Zoom auf 55,021 Toisen berechnet. 1635 bestimmte Norwood zwischen London und York den Grad auf 57,424 Toisen; Picard 1670 zwischen Amiens und Malvoisier auf 57,060 Toisen.

Cassini war es, der von Paris aus zum wissenschaftlichen Reisen ermunterte, was mit Hülfe der neuen Instrumente nunmehr erfolgreich sein konnte. So wurde im Jahre 1672 in Cayenne und am Cap verde die Verlangsamung der Pendelschwingung beobachtet. Richer mußte in Cayenne das Pendel um $^5/_4$ Linien kürzen, damit es schneller ginge; daraus wurde eine Verdickung des Erdkörpers am Aequator und später die Abplattung des Sphäroids an den Polen erschlossen.

Edmund Halley (1656—1724) unternahm die weite Reise nach Südafrika und St. Helena und entwarf die erste physikalisch-geographische Karte der Luft- und magnetischen Strömungen.

Das Innere der Erde blieb vorläufig noch das verschlossenste Buch. In der Geschichte des 16. Jahrhunderts erwähnten wir das wunderbare Genie Lionardo's da Vinci, der auf technischen Reisen in den Versteinerungen auf hohen Bergen die Merkmale vorzeitlicher Ablagerungen erkannte. Das 17. Jahrhundert that einen Schritt weiter und eröffnete bereits den Streit zwischen Neptunismus und Plutonismus, je nachdem das Feuer des Erdinnern oder das Wasser der Oberfläche die Hauptrolle bei der Bildung der Erdkruste gespielt haben sollte. Der erste Neptunist war Nikolaus Stenson aus Kopenhagen; der erste Plutonist oder Vulcanist kein anderer als Leibniz. Doch unterschied schon Leibniz im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Periode der Glut von der Periode der Schichtenbildung. Stenson aber stellte 1667 den wichtigen Grundsatz fest: die versteinerungslosen Schichten sind die ältesten.

Als sich das feste Land vom Meere getrennt hatte, be-

sammete sich der Boden mit allerhand Kraut und Gewächsen. Tournefort war der erste wissenschaftliche Botaniker. Er schloß das Jahrhundert der Beobachtungen und Entdeckungen mit einer Reise nach Griechenland, Kleinasien und Aegypten, und fand auf dem Ararat die Gewächse höherer Breiten.

Wir sind bereits aus den Tiefen der Erde wieder zu ihrer Oberfläche emporgestiegen. Der uns umgebende elastisch-flüssige Körper ist die Luft. Der Römer Toricelli, ein Schüler Galilei's, beobachtete den Druck der äußern Luft auf luftleere Räume und fand, daß dieser Druck Körper im Verhältniß zu ihrer Dichtigkeit hebe: das Wasser 32 Fuß, den Merkur 28 Zoll. Nach diesem Princip construirte er das Barometer (1643). Blaise Pascal kam auf den Gedanken, daß die äußere Luft im Verhältniß der Höhe ihrer Säule treibend wirke, folglich auf Bergen minder stark als in der Ebene, und stellte (1647) zu Clermont und auf dem benachbarten Puy de Dôme seine Messungen mit dem Barometer an. Der Schotte George Sinclair berechnete das Verhältniß von Bergeshöhe zum Barometerfall zu 1184 Fuß auf einen Zoll; der Engländer Halley rechnete 900 Fuß heraus und fand das Queckfilber 10,800 mal schwerer als die Luft.

Um das Jahr 1621 construirte der holländische Bauer Cornelius Drebbel das erste Thermometer. Er stellte einen mit erhitzter Luft gefüllten Glascylinder mit dem untern Ende in Wasser; erkaltete die Luft, so stieg das Wasser in der Röhre. Einen viel zutreffenderen Gedanken hatte aber schon Galilei im ersten Decennium des Jahrhunderts gehabt, indem er eine geschlossene Röhre mit Weingeist vorschlug. Nach dieser Angabe entstanden die florentinischen Wärmemesser zwischen 1657 und 1667. Die Accademia del Cimento stellte die Röhre aufrecht, füllte sie mit gefärbtem Alkohol und fixirte den Keller- wie den Sonnenhitze-Punkt. Newton machte gegen Ende des Jahrhunderts seine Scala zwischen Schnee- und

Blutwärme-Punkt. Edmund Halley bestimmte den Siedepunkt des Wassers und constatirte, daß, wenn dieser einmal erreicht sei, weder Weingeist noch Quecksilber weiter in die Höhe gingen, man erhitze das Wasser wie man wolle.

Otto von Guericke (1602—86), der Bürgermeister von Magdeburg, hatte zu Leyden Mathematik studirt, Astronomie und Meteorologie getrieben; er behauptete die regelmäßige Wiederkehr der Kometen, erfand die Wettermännchen, fertigte die erste Elektrisirmaschine mit der gedrehten und geriebenen Schwefelkugel an, die noch in Berlin aufbewahrt wird. Das war der erste große Fortschritt in dieser Wissenschaft seit dem genialen Engländer Gilbert, dessen wir bei Bacon gedachten; ein Fortschritt, der jedoch einen gewaltigen theoretischen Irrthum nicht beseitigte. Man verharrte nämlich bei der Ansicht, daß von den geriebenen Körpern eine ölige und klebrige Flüssigkeit ausströme, welche die elektrische Atmosphäre bilde. Kein Wunder in einer Zeit, welche die sogenannten „Lebensgeister" selbst auf feinste materielle Substanzen, auf die Atome des Blutplasma reducirte. Sogar der große Boerhave (1668—1738) hielt den Blitz noch für eine Entzündung öliger und schwefeliger Dünste.

Guericke machte sich noch einmal unsterblich durch die Erfindung der Luftpumpe (1654). Er zeigte der erstaunten Welt, daß zum Auseinanderziehen zweier zusammengepaßter Halbkugeln 24—30 Pferde nöthig sein können. Die pneumatische Beförderung von Gegenständen hatte bereits Papin angeregt und die Analogie einer Kugel angeführt, die aus einem Blasrohr geschleudert würde. Guericke erfand nach diesem Princip die Windbüchse.

Die luftförmigen, sehr expansibeln Körper oder Gase entdeckte der geniale Van Helmont zu Brüssel (1577—1644). Robert Boyle (1660) und nach ihm der Franzose Mariotte (gest. 1686) fanden das nach ihnen benannte Gesetz der Compression der Gase.

Immer entschiedener bekundete sich die im 16. Jahrhundert

begonnene Hinwendung zur Natur. Auch der Bau des Menschenkörpers wurde der Anschauung und Beschreibung unterworfen. Andreas Vésale aus Brüssel, seit 1540 Professor zu Padua, hatte bereits erklärt, die Beschreibung des menschlichen Körpers durch Galen (200 p. Chr.) passe nur auf Thiere. Mit 28 Jahren hatte er seine classische Anatomie herausgegeben, deren Illustrationen keinem Geringern als Tizian zugeschrieben werden. Die Kenntniß des menschlichen Körpers zu verbreiten, war jedoch in den Augen der Kirche ein mindestens so schweres Verbrechen, wie der Umsturz des ptolemäischen Systems. Es half dem Vésale nicht, daß er der Leibarzt Karls V. gewesen und dieselbe Stellung bei Philipp II. eingenommen hatte. Die Inquisition bemächtigte sich auch dieses Unsterblichen. Zum Tode verurtheilt, dann zur Pilgerschaft nach Jerusalem begnadigt, starb er auf der Insel Zante wörtlich vor Hunger.

Auch die Anatomen Fallop und Eustachius gehören noch dem 16. Jahrhundert an. Zu Padua lehrten nach Vésale dessen Schüler Fallop, Colombo, Fabrizio und Casserio. Colombo beschrieb den Athmungsproceß und den Umlauf des Blutes durch die Lungen so genau, daß man jeden Augenblick das ganze System erwartet.

Bei dem Nächsten kommt die sinnende Menschheit immer zuletzt an. Von der Entstehung der Welt haben die ältesten Völker, in Griechenland die Jonischen Philosophen gefabelt — woraus das Wasser besteht, weiß man erst seit 100 Jahren. Philosopheme über Staat und Gesellschaft verlieren sich im Dunkel der Vorzeit — welchen Weg das Blut in unserem Körper einschlägt, hat erst das 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ins Klare gebracht. Auf der Spur war man allerdings seit Galen, der die Herzklappen beschrieb, die „Fallthüren" der älteren Anatomen. Vésale fand die Venenklappen, welche den Rücklauf des Blutes zum Herzen gestatten, nicht aber die Umkehr desselben. Vésale nahm jedoch seine Erfindung selbst zurück, Fallop und Eustachius protestirten gegen die

Neuerung. Da entdeckte Eustachius, Professor in Rom, selbst die Kranzvenen am Herzen, die mit einer Klappe versehen sind, desgleichen eine Klappe am Eingang der rechten Herzkammer. Der Schüler Fallops, Fabrizio (Fabricius ab Aquapendente), der die Venenklappen schon 1574 beobachtet hatte, beschrieb sie 1603 ausführlich*)

Da kam der Engländer Will. Harvey (1578—1657) auf seinen Reisen durch Frankreich, Deutschland und Italien nach Padua, hörte den Fabrizio und stellte endgültig den großen und den kleinen Blutumlauf fest; den großen: aus der linken Herzkammer durch die Aorta in den ganzen Körper, durch die beiden Hohladern in die rechte Vorkammer und die rechte Kammer des Herzens zurück; den kleinen: von der rechten Herzkammer durch die Lungenschlagader in die beiden Lungenflügel, von da durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und die linke Kammer des Herzens zurück, von wo der große Kreislauf aufs neue beginnt. W. Harvey veröffentlichte sein System, eine neue Großthat des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1619, und erfüllte so die Ahnung Mich. Servets, des Märtyrers von Genf.

Die großen Entdeckungen standen im innigen Zusammenhange; ohne Galilei kein Harvey. Die richtige Auffassung der Blutcirculation hing mit den Grundsätzen der Mechanik zusammen. In Deutschland wurde die neue Lehre energisch vertreten durch W. Rollfink (1630); in Frankreich begründete sie anatomisch Cartesius (1637). Eine glänzende Bestätigung erhielt die Lehre durch die bald dem Anathem verfallende Transfusion des Blutes. Vor Harvey hatte man von Arterie zu Arterie übergeleitet; 1657 aber leitete Timoth. Clarke von Vene zu Vene. Coxe und King erläuterten an der Transfusion vor der Royal Society den wahren Blutlauf. Am 12. December 1666 wurde öffentlich Blut von einem Schafe

*) Vergl. Joh. Ranke: „Das Blut", in den „Naturkräften", München, Oldenburg, 1878.

in einen Hund übergeführt. Als Denis in Paris einen 16jährigen anämischen Menschen durch Lammblut curirt hatte, andere Heilversuche aber mißlangen, erfolgte 1668 in Paris und Rom das Verbot der Transfusion.

Vor einer Frage war Harvey noch stehen geblieben: wie kommt das Blut aus den Arterien in die Venen? Zur Beantwortung dieser Frage war eine noch nicht erwähnte Entdeckung und Erfindung unumgänglich nöthig, das Mikroskop.

Mit Hülfe dieses Instruments, und zwar durch kugelig geschliffene Gläser, entdeckte Marcello Malpighi aus Bologna, seiner Thätigkeit nach zu England gehörig, (1628—94) im Jahre 1661 die Haargefäße oder Capillaren, in welche die Schlagadern auslaufen und die selbst wieder in einer Blutader münden. Die Versuche wurden an der Lunge und dem Gekröse eines Frosches angestellt. Zur Vollendung brachte die Demonstration der große Autodidakt und Optiker Anton van Leeuwenhoek.

Eine andere wichtige Frage war diese: wie kommt der Magenbrei oder Chymus, der später zum abermals verdauten Chylus wird, in die Säftemasse des Körpers? Drei Jahre nach Harvey, 1622, entdeckte Aselli zu Padua kleine zahllose Saugadern oder Pumpwerke an den Darmwänden; es waren dies die Darmzotten, in welchen die Anfänge der Lymph- oder Milchgefäße liegen; Capillargefäße, die sich zu größern Lymphstämmen und namentlich zum Milchbrustgang vereinigen. Diese Darmlymphe, der eigentliche Chylus, geht zum Herzen und von da ins Blut über. Leeuwenhoek war es, der in den 70er Jahren die Chylus- oder Lymphkörperchen im Blut entdeckte.

Malpighi überzeugte sich durch das Mikroskop, daß die Lungen kein schwammiges Gewebe seien, vielmehr aus Zellen beständen, in welche die Bronchialröhren auslaufen. Durch ihn wurde der ganze Athmungsproceß im Larvenzustande des Seidenwurms klargelegt, der Lufteintritt durch kleine Schlitze constatirt. Malpighi bestritt auch die Schwärze der Negerhaut und wies nach, daß die Epidermis der Neger ganz weiß

sei, daß aber zwischen Epidermis und Lederhaut ein dunkles Pigment, das nach ihm benannte Malpighische Netz, lagere. Unser kaukasisches Pigment ist farblos, so daß die rothe Farbe des Blutes durchscheint.

Wir haben das Mikroskop am Werke gesehen. Ob die Erfindung von Zacharias Jansen gegen Ende des 16. Jahrhunderts, oder von dessen Landsmann Jan Lipperschey um das Jahr 1620 herrührt, ist streitig. Das Mikroskop bestand aus einer kleinen doppeltconvexen Linse, in Metall oder Holz gefaßt und auf einem Stand befestigt; ferner aus einem breiten Vergrößerungsglase und einem convexen Spiegel, der den Gegenstand in das Sehfeld brachte; endlich aus mehreren Linsen am Ende einer Röhre, die man kürzer oder länger schraubte, um den Focus zu gewinnen. Die großen Entdecker operirten jedoch mit einer einzigen Linse.

Holland, im 17. Jahrhundert von eben so großer wissenschaftlicher Bedeutung, wie im 16. von politischer, glänzte mit Namen ersten Ranges, den Swammerdam, Ruysch, Leeuwenhoek ꝛc. Leeuwenhoek, kein Gelehrter, so wenig wie Drebbel und Lipperschey, 1633 von armen Eltern in Delft geboren, mit 16 Jahren Buchhalter bei einem Leinenhändler, ergab sich mit Leidenschaft der Anfertigung von Mikroskopen. Während seiner Buchhalterei lieferte der stille Mann etliche hundert Instrumente. Der Anatom Graaf machte die Royal Society mit ihm bekannt, die ihn als Mitglied aufnahm. Gleichfalls berühmt durch Schleifen der Linsen war Eustachio Divini zu Rom.

Eine ganz neue Welt that sich auf, die Welt des unendlich Kleinen. Das umgekehrte Fernrohr zeigte jenseits der augenfälligen Erscheinungen zahllose ungeahnte Existenzen. 1675 erblickte man in einem Wassertropfen Myriaden von lebenden Wesen; ein Zusatz von Pfeffer erzeugte 6 — 8000 Thiere. Leeuwenhoek war der Held langer Jahre. Karl II., die Königin Anna, Georg I., der russische Czar Peter, suchten ihn auf und ließen sich weidlich von ihm amusiren. Ernster

war die mit seinen Instrumenten gemachte Entdeckung, daß das Blut der höhern Thierordnungen fast farblos sei, aber rothe Kügelchen enthalte, die im Blutplasma schwimmen.

Es dauerte noch bis 1757, ehe Dollond die farbigen Reflexe des Mikroskops beseitigte und die Forschung durch achromatische Linsen sicherstellte. Der Vergrößerungsdurchmesser ist auf 1500 gestiegen. In einem Kubikcentimeter Kreidestaub sind 298 Millionen Polythamien-Panzer entdeckt worden. Und dieser Kiesel- und Kalkstaub lagert in den Alpen tausende von Metern hoch. Ein Stückchen Alge besteht aus lauter Zellenschläuchen mit Kügelchen oder Kernchen. Das sind die Sporen, welche ihre Wände sprengen und dann durchs Wasser segeln; nach zwei Stunden sind sie selbst Algen geworden. 400fach vergrößert sind die Sporen von der Größe eines Kirschkernes. Die Infusorien des sogenannten Blutregens ergaben bei der Ehrenberg'schen Messung $^1/_{1500}$ bis $^1/_{4000}$ Linie; zu einem Kubikcentimeter sind an 50 Trillionen erforderlich. —

Man überzeugt sich leicht, daß die Geologie, bei aller Ausdehnung der äußerlichen Stein- und Krystallkunde, ebenso die Physiologie, auf die Vervollkommnung des Mikroskops warten mußten. Im gleichen Falle befand sich eine Hülfswissenschaft beider, die Chemie.

Die Ansätze zur neuen Chemie beginnen mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Vom Anfang des 16. bis zu der angegebenen Zeit herrschte die Jatrochemie, die Heilchemie, der erste Abfall von der Alchemie oder Wunderchemie. Das Lebenselixir, welches ja identisch war mit dem Stein der Weisen, wurde nicht mehr absolut als Unicum gefaßt, verwandelte sich vielmehr in verschiedene Specifica. Schon dem Paracelsus (1498—1541), später dem van Helmont (1577—1644) und dem de la Boë Sylvius (1614—1672) war das Leben ein chemischer Proceß, in dem ein Element fehlen oder überschüssig sein könnte, welches folglich ersetzt oder beseitigt werden müßte. Van Helmont namentlich trägt so

recht deutlich die Zeichen der Zeit an sich: er ist zwar noch nicht ganz frei von dem Glauben an die Transmutation der Stoffe; aber dieser traditionelle Glaube hatte keinen Einfluß auf seine Untersuchungen. Er lehrte die Substantialität oder Wesensbeständigkeit der Stoffe und hielt an ihren Qualitäten trotz der Verbindungen fest.

Der classische Jatrochemiker war Franz de la Boë Sylvius, aus holländischer Familie, zu Hanau geboren, als Professor zu Leyden gestorben. Der menschliche Körper bestand ihm aus Säuren und Laugensalzen; Säuren und Alkalien bildeten seine Pole. Es handelte sich bei ihm nicht mehr um die absoluten Stoffe: Salz, Schwefel und Quecksilber. Er verwarf den spiritualen Archäus oder Naturgeist der Paracelsus und van Helmont, den mystischen Blutbereiter; in unserm Jahrhundert würde er die „Lebenskraft" als erklärendes Princip verworfen haben.

Selbständig, ohne medicinische Absicht, betrieb Joh. Rud. Glauber aus Karlstadt in Franken (1604—68) die Chemie, und doch hat keiner so medicinisch gewirkt: das schwefelsaure Natron ist das bekannte sel Glauberi. Glauber war der Liebig seiner Zeit; er schrieb sechs Bände „Deutschlands Wohlfahrt," eine praktische Anleitung, die Hülfsquellen des Landes nutzbar zu machen.

Jetzt erst stehen wir auf dem Boden der eigentlichen Chemie, die sich freilich noch durch viele Vorurtheile durchzukämpfen hatte. Der lästigste Spukgeist war das Phlogiston, von Rob. Boyle und dem deutschen Becher vertheidigt, von Stahl am besten vertreten. Was beim Verbrennen als Flamme entweicht, ist das Phlogiston. Oxydiren und Verkalken sind allmähliche Verbrennungen. Daß der Eisenrost schwerer ist als Eisen, machte nichts aus; man ging darüber hinweg. Die ganze Chemie war vor der Hand qualitativ.

Zahlreiche gelehrte Gesellschaften propagandirten das Phlogiston um die Mitte des Jahrhunderts. Natürlich konnte die Ketzerei nicht ausbleiben. Rob. Boyle, ein Irländer,

1627 geb., gest. zu London als Präsident der Royal Society, ein edler und tüchtiger Mann, der wahre Experimentator, der das Mariotte'sche Gesetz der Gase selbständig fand, das Verhalten von Säuren und Basen zu Pflanzenfarben feststellte und die Analyse auf nassem Wege begründete, sah deutlich, daß beim Athmen und Brennen aus der Luft etwas verzehrt wird, daß Rostmetall schwerer ist als blankes; aber er schwieg darüber.

Den Georg Ernst Stahl, 1660 zu Ansbach geboren, Professor zu Halle, seit 1716 Leibarzt des Königs zu Berlin, den Erzphlogistiker, der das Färbende im Berliner Blau Phlogiston nannte, weil die Hitze es zerstört, konnte selbst Newtons streng mathematische Methode nicht aus dem Kopfe der Engländer vertreiben; denn Black, Cavendish und selbst Priestley blieben Stahlianer und Anhänger des entweichenden Geistes.

Unsere heutige Chemie beruht bekanntlich auf der Atomenlehre. Der Brüsseler van Helmont erwähnt bereits Atome. Robert Boyle gab den Atomen Schwere und theilte sie in Atome erster, zweiter und dritter Ordnung.

Den innigen Zusammenhang der Chemie mit der Physiologie deutet Niemand besser, wenn auch in vorschneller Genialität an, als Cartesius. Er spricht von Molecülen (corpuscula) und glaubt durch ihre Verschiedenheit die Verschiedenheit der Körper zu erklären. Die flüssigen Substanzen, also auch das Blut, bestehen nach ihm aus kugeligen Molecülen. Das Mikroskop hielt er für das Mittel, diese kleinsten Aggregationen zu erblicken.

Auch eine praktische, ins Kunsthandwerk einschlagende Erfindung chemischer Natur gehört dem 17. Jahrhundert und zwar dessen Mitte an. Man brachte die weiße Glasur mit blauer Decoration wieder zu Stande und begann altes Familiengeschirr täuschend nachzumachen. Neben dem Crownglas des 16. Jahrhunderts erzielte man jetzt das Flintglas durch Stein-

kohlenfeuerung. Den Phosphor stellte der Chemiker Kunkel zuerst dar.

Das gesammte chemische Wissen seiner Zeit repräsentirt der Chemiker, Botaniker und Mediciner Boerhave (1668 bis 1738), Professor zu Leyden. Seine Elementa chemiae sind die Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse von Verbindung, Zerlegung und Wiederzusammensetzung der Körper. *)

Sagen wir jetzt ein Wort von den Vorarbeiten und Vorahnungen des 17. Jahrhunderts, bei denen es sich zum 18. und 19. verhält wie das 16. zu ihm selbst. Dem 17. Jahrhundert gehört die Entdeckung der Expansivkraft des Wasserdampfes und deren Anwendung auf Bewegung von Lasten an. Im Jahre 1615 erschien von Salomon de Caur, einem Hugenotten, die Raison des Forces mouvantes, worin sich die Zeichnung und Beschreibung eines Apparates befindet, der sich der Dampfmaschine nähert. Der permanent erfinderische Marquis von Worcester veröffentlichte 1663 seine „Hundert Erfindungen", unter denen auch das heiße Wasser als Triebkraft vorkommt. Der Haupterfinder aber war der französische Hugenott Dionysius Papin, der nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) aus Frankreich entfloh, durch England, Italien und Deutschland umherirrte und als Professor zu Marburg den Papin'schen Topf herstellte. Der Wasserdampf hob einen Kolben, der ein Rad in Bewegung setzte; der Dampf wurde wieder in Wasser verwandelt; auch das Sicherheitsventil war angebracht. Der zweite Versuch, die Dampfkraft auf ein Räderschiff anzuwenden, gelang im Jahre 1707. Papin kam glücklich auf der Fulda nach Hannöverisch-Münden; von Münden gedachte er auf der Weser in die Nordsee und nach England zu gelangen. Aber die

*) Vergl. u. A. die beachtenswerthe kleine Schrift von Albrecht Rau: „Die Grundlagen der modernen Chemie", Braunschweig, 1877.

eifersüchtigen Fährleute der Weser zertrümmerten die zukunftsvolle Maschine, wie früher und besonders später die Handarbeiter so manche andere.

Die glänzende Erfindung ging indessen nur für Papin verloren. Noch bei seinen Lebzeiten ließ sich Thomas Savery ein Patent auf dieselbe geben. Newcomen und Cawley machten die Sache in der Mitte des 18. Jahrhunderts in England populär, und 1736 wurde der geriebene Schotte James Watt geboren.

Auch die Telegraphie reicht ins 17. Jahrhundert zurück. Freilich waren die Feuersignale und Fackelzeichen viel älter; wir finden sie schon von Aeschylus erwähnt. Gewissermaßen daran anknüpfend, gebrauchte Keßler im Jahre 1617 eine Tonne mit einem Lichte darin zum Signalisiren: die Buchstaben der mitzutheilenden Worte wurden je nach ihrer Stellung im Alphabet durch eine bestimmte Zahl von Oeffnungen des Tonnendeckels ausgedrückt. Der schon erwähnte Marquis von Worcester erfand 1633 einen optischen Zeichentelegraphen. Hooke bildete durch bewegliche Lineale geometrische Figuren — der eigentliche Semeiograph oder Zeichenschreiber, den Chappe vervollkommnete, und wandte das Fernrohr zur Beobachtung der Signale an. Aber sogar der elektrische Telegraph war schon 1627 durch ein merkwürdiges Buch angedeutet: H. van Etten, capitaine d'une compagnie de cuirassiers pour Sa Majesté d'Espagne aux Pays-Bas, veröffentlichte eine Recréation mathématique, composée de plusieurs problèmes plaisans et facétieux en faict d'Arithmétique, Géometrie, Mécanique etc. etc., in welcher das Telegraphiren mit zwei Buchstabenscheiben und durch Magnete beschrieben wird. Die Wirkung der Magnete auf Eisen und Stahl nannte der Capitän im Geiste seiner Zeit „natürliche Sympathie". Daniel Schwenter in seinen „Mathematisch-philosophischen Erquickungsstunden" (1656) ist der herrlichsten Anwendung der Physik gleichfalls auf sicherer Spur.

Als Ersatz des Telegraphen, besonders zur See, diente

seit 1670 das Morland'sche Sprachrohr. In Gegenwart Karls II. wurde seine Wirkung auf drei englische Meilen erprobt.

Ein stenographisches Alphabet erfand John Willis schon 1602; das Mason'sche datirt von 1682.

Das 17. Jahrhundert kannte und erfuhr bereits den Uebergang vom Werkzeuge des Arbeiters zur unabhängigen Arbeitsmaschine, zum automatischen Werkzeuge, welches den Menschen beseitigte. Es war natürlich, daß die Obrigkeiten, denen aus allerhand Gründen das Wohl der Handarbeiter nicht gleichgültig sein konnte, darauf hielten, daß solche Erfindungen nicht allzuviel leisteten. Was die Obrigkeiten vernachlässigten, besorgte die aufgeregte Menge selbst. Die Fährleute auf der Weser sahen wir bereits am Werke. Ein schlimmeres Loos hatte den Anton Moll in Danzig getroffen, als er um 1580 eine Bandmühle erfand, welche 4—6 Gewebe auf einmal machte. Moll wurde erstickt oder ersäuft. William Lee, ein Pfarrer, Erfinder der Strickmaschine unter der Königin Elisabeth von England, mußte nach Frankreich fliehen. Erst nach seinem Tode wurde die Maschine in England ausgebeutet. Um 1640 erregte die mechanische Strickerei großen Lärm in Holland; die Maschine wurde verboten. In England erfuhr sie 1676, in Deutschland 1685 dasselbe Schicksal.

Der technische Fortschritt ließ sich selbstredend nicht aufhalten, nur blieben die socialen Institutionen zurück; die Wissenschaft eilte in ihren Anwendungen der Politik weit voraus. Heutzutage sehen sie sich gar nicht mehr. Zwischen die Technik und die Politik sind seit dem vorigen Jahrhundert noch die Motoren mit der Transmission getreten.

Auf die Verwendung der vorsintfluthlichen Wälder oder der Steinkohle zum Ausschmelzen des Eisens führte bereits 1620 die drohende Abnahme der Forsten. Die holländische Windmühle mit beweglicher Achse und festem Gebäude stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die hydrostatische Wage oder Bilancetta ist Galilei's Erfindung. Zur

Prüfung der Salzsoole bediente man sich schon 1603 einer Wage, wie aus Thöldens „Halographie" von jenem Jahre hervorgeht.

Das Jahrhundert krönte sich selbst in Isaak Newton, der auch dem folgenden seine wissenschaftliche Richtung gab. Geboren wurde er am 5. Januar 1643; seine Thätigkeit erstreckte sich durch die zweite Hälfte des 17. und begreift noch das erste Viertel des 18. Jahrhunderts; denn er starb 1727, elf Jahre nach Leibniz. 1664 führte er die Differentialrechnung in die Mathematik ein, worüber später ein Prioritätsstreit mit Leibniz entstand, der, wie der Streit um die erste Erfindung des Fernrohrs oder des Barometers, zu Niemandes Gunsten entschieden zu werden braucht, sicherlich aber nicht zum Nachtheile Newtons entschieden werden kann. Seine zweite Großthat ist die Lehre von der Brechung des Lichtstrahls und der Entstehung der Farben. Bekanntlich hat Goethe eine heftige kritisch-polemische Einsprache gegen die Newton'sche Farbenlehre erhoben. Sehen wir jedoch von der Emanationstheorie ab, an welcher Newton noch festhielt, so finden wir die ganze neuere Wissenschaft vom Lichte im Einklang mit dem englischen Forscher. Die dritte und größte Leistung des Newton'schen Genius besteht in der Feststellung der Gravitationsgesetze. Zu Woolstorp, bei Grantham, in seiner Heimath, soll es sich im Jahre der Pest 1665 ereignet haben, daß dem unter einem Baume Ruhenden ein Apfel auf die Nase fiel. Dieser Apfel hätte den großen Forscher auf die Ursache des Falles überhaupt hingewiesen und diese Ursache wäre von ihm die Gravitation genannt worden.

Die ganze Erzählung erscheint als eine der zahlreichen wissenschaftlichen Fabeln, wenn man bedenkt, daß durch Galilei die Gesetze des Falls und der Schwere, das Parallelogramm der Kräfte und die Formel der constanten Beschleunigung festgestellt waren. Die umgekehrte Proportionalität nach dem Quadrat

der Entfernung hatte sich auch bei Licht, Schall und strahlender Wärme herausgestellt. Kepler hatte nach der Kraft gefragt, welchezwischen Sonne und Erde thätig sei; Newton antwortete mit der Verallgemeinerung der Galilei'schen Gesetze. Die Mechanik wanderte durch ihn an den Himmel.

Der Entwicklungsgang der Wissenschaft ergiebt sich überhaupt als ein streng logischer. Mathematik, die Wissenschaft vom Raume und der Zahl, bildete die absolute Voraussetzung, die conditio sine qua non. Der Schotte Napier hatte 1614 die Logarithmen erfunden, die großartige Abkürzung der Multiplication und Division. Cartesius setzte in der Arithmetik die Constanten und Variablen als objective Werthe an die Stelle der Bekannten und Unbekannten. Derselbe Cartesius wandte die Algebra auf die Geometrie an. Pascal erfand die Wahrscheinlichkeitsrechnung, Newton die Differentialen oder, wie er sie nannte, die Fluxionen.

Von der Astronomie, die wesentlich auf Rechnung beruht, war die Wissenschaft auf die tellurische Physik gekommen: Galilei und die Mechanik. Die Mechanik endlich erklärte durch das Gesetz der Schwere die Bewegung des Himmels.

Doch ging diese Anwendung nicht so rasch von statten. Als Newton die Berechnung der Mondbewegung vornahm, gerieth er in's Stocken; er hatte den Durchmesser der Erde zu klein angenommen. Zudem beschäftigte die Farbenlehre ihn durchaus. Er trug das Problem der kosmischen Gravitation 20 Jahre lang mit sich herum. Die französische Akademie rechnete mittlerweile am Erddurchmesser; der Engländer Hooke forschte demselben gleichfalls nach; Edmund Halley, der Mann des Kometen, der afrikanische Reisende, trieb endlich Newton zur Revision seiner Rechnungen. Das Resultat war: die Erdachse von Pol zu Pol verhält sich zum Durchmesser von einem Punkte des Aequators zum andern wie 689 : 692. Jetzt schrieb Newton in 17 bis 18 Monaten (1685/7) das Werk, welches Laplace das „größte Denkmal des menschlichen Geistes" genannt hat.

Die Körper ziehen sich an, der größere den kleineren und dieser jenen; nur der ganz große erfährt von dem unverhältnißmäßig kleinen keine Rückwirkung, weil dieser gänzlich im Banne von jenem bleibt. Der Apfel steht vermöge seiner Kleinheit außerhalb der nachweisbaren Wechselwirkung; er strebt einfach zum Mittelpunkt der Erde hin, welcher ihn anzieht. Die Erde zieht den Mond an, der Mond würde sich auf die Erde stürzen, wenn ihm nicht die Tangentialkraft seine eigene Bewegung sicherte. Der Mond zieht aber auch ebenso die Erde an, wie das Steigen des Meeres in der Fluth beweist, und vermuthlich auch das Emporsteigen des Erdinnern zu vulkanischen Eruptionen und Convulsionen. Erde und Mond stehen zusammen im selben Verhältnisse zur Sonne. Die übrigen Planeten üben gleichfalls einen Einfluß auf den Gang des Mondes aus, wie denn Newton acht Mondstörungen berechnete, deren wir 60 kennen. Diese Gravitation oder Attraction der kosmischen Körper findet statt im geraden Verhältniß der Massen und im umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung.

So vollendete Newton das Werk der Kopernikus, Kepler und Galilei und wurde der Begründer der sogenannten mechanischen Weltordnung. Dies geschah in dem Kanon der modernen Wissenschaft: Principia mathematica philosophiae naturalis, von 1687.

Man hat in neuester Zeit die Gravitation als letzte Ursache des Weltzusammenhangs in Frage gestellt und die neue Frage aufgeworfen: Was ist die Ursache der Gravitation selbst? Möglich, daß die Gravitation auf einem noch primitiveren Gesetze, auf einer nicht mehr weiter reducirbaren Kraft beruht. Möglich, daß wir bei der elektro-dynamischen Natur der Materie überhaupt anlangen. Das ändert aber an der Newton'schen Gesetzlichkeit des Kosmos nichts, hebt die von ihm aufgestellte Formel nicht auf.

Newton selbst definirt ja die Gravitation als „eine Kraft, durch welche räumlich getrennte Körper ohne mechanischen

Impuls zusammenzukommen bestrebt sind," ein Satz, der die Gravitation als ein noch zu lösendes Räthsel hinstellt, dem die Geisterseher unserer Tage mit „psychischen immanenten Agentien" beizukommen suchen.

Ferner gab Newton in seinem Hauptwerke zu, die Gravitation sei blos die „mathematische Ursache" der Weltordnung. Er wollte wohl sagen: der mathematische Ausdruck; denn die Mathematik verursacht nichts, sie beziffert und berechnet nur. Er erklärte aber damit, daß er der weiteren Forschung nach der Wesenheit der Materie keine Grenze gesteckt haben wollte, daß er nur die Resultate festzustellen gesucht. Causam gravitationis nondum assignavi, die Ursache der Gravitation habe ich noch nicht angegeben, sagt er ausdrücklich.

Das Genie Newton's kann wohl nicht besser bezeichnet werden, als indem man sagt: er habe Galilei und Kepler in sich vereinigt, sei ebenso bedächtig wie kühn, ebenso realistisch wie schlußfertig gewesen. Galilei drang beständig auf Harmonie zwischen Rechnung und Thatsache; Kepler, der immer vorwärts drang, ließ die Frage offen: wenn die Planetenbewegungen so sind, wie festgestellt worden, wie verhalten sich diese Bewegungen zum Gesetz der Bewegung überhaupt, und wie lautet dieses Gesetz? Newton führte die berechnete Thatsache auf ein allgemeines höheres Gesetz zurück.

Um eine der heutigen Zeit sehr geläufige Unterscheidung anzuwenden, Newton war die Krone eines deductiven Zeitalters, das doch mit der Lobpreisung der Induction begonnen hatte. Die wahre Induction, die unermüdliche Analyse begann erst nach Newton und kennzeichnete wesentlich das 18. Jahrhundert. *)

*) Zum Preise Newtons kann man wohl nichts Besseres thun, als seine Idee des Sextanten nebenher erwähnen. Dieses unentbehrlich gewordene nautische Instrument dient zur Bestimmung der geographischen Breite und Länge, indem es den Unterschied zweier Richtungen als Winkel mißt. Der Grundgedanke gehört Newton an, obwohl Hadley 1731 das Instrument selbständig anfertigte. — Newton besaß auch den relativ stärksten Magnet, der bei 3 Gran Gewicht 746 Gran trug.

Wenn die herrlichsten Resultate den Fleiß des Folgerers und Synthetikers belohnten, so fehlte ihm auch nicht der Kranz des irdischen Glückes, welcher seine Schläfen erquickend umschattete. Man vergegenwärtige sich das Mißgeschick Kepler's und Galilei's! Newton wurde 1688 Mitglied des Parlaments, 1696 Münzwardein, 1703 Präsident der Royal Society. Er besaß ein herrliches Landhaus und hinterließ 32,000 Pfd. Sterl. Im Jahre 1727 wurde sein Bahrtuch getragen vom Lordkanzler, zwei Herzogen und drei Grafen. Auf seinem Denkmal steht: Humani generis decus! Zierde des Menschengeschlechtes!

Der große Forscher blieb religiös, gottgläubig. Er war weit entfernt, die Gravitation als der Materie immanent zu nehmen; er erklärte vielmehr die kosmischen Bewegungen aus dem göttlichen Willen. Hier mußte Kant einsetzen. Ja er wandte sein geniales Rechnen auf das Buch Daniel und die Apokalypse an, um Zeitbestimmungen für die dunkelsten Prophezeiungen zu finden. Das ist vergessen, aber die Resultate seiner ernsten und strengen Denkarbeit sind ins Gedächtniß der Menschheit eingegraben.

Noch ganz anders synthetisch erscheint uns die damalige Menschheit, wenn wir das Gebiet der Philosophie und der metaphysischen Speculationen betreten. Auch die Philosophen und die Systemgründer wichen dem Naturerkennen nicht aus, und gerade die bedeutendsten Geister haben sich ihm mit Vorliebe hingegeben, ja es selbst erweitert. Lassen aber dann solche Geister von der Verfolgung natürlicher Gesetze ab und schicken sie sich an, von den höchsten und letzten Dingen zu reden, so werden sie von der verwegensten Synthetik ergriffen und in Cartesische Wirbel hineingezogen.

Das Jahrhundert ist überhaupt religiös — alle Religiosität ist vorschnelle Synthese, erflogener Schluß —; es hat noch nicht ganz gebrochen mit dem Glaubensernst und der Inbrunst des sechszehnten; nur möchte es, entsprechend der zu-

nehmenden Verstandesthätigkeit auf allen sonstigen Gebieten, sein religiöses Bewußtsein sich logisch zurechtlegen, „auch etwas dabei denken". Es müht sich an rationeller Theo=logie ab. Man kann doch unmöglich den Luftdruck studiren, Barometer und Luft=pumpen anfertigen, Elektrisirmaschinen construiren, den Himmel durch das Spiegelteleskop beobachten, Dampfmaschinen zusammen=setzen, das Manometer anlegen, und dabei den alten Fetisch mit sich herumtragen.

Die volle Consequenz der empirischen Weltanschauung wurde jedoch noch nicht gezogen: weil denn die Wissenschaft auf dem Wege ist, alle Erscheinungen objectiv zu fixiren, zu messen oder zu wägen; weil dem Experiment von Seiten der Dinge gehorcht wird: so müssen wir diese Methode auch auf die psychischen Erscheinungen anwenden und auch hier von den Wirkungen auf die Ursachen zurückgehen. So wurde zur Zeit noch nicht argumentirt. Widerstand indessen das Jahrhundert dieser Logik, war zudem die Analyse auf dem äußeren Beobachtungsgebiete noch viel zu dürftig, um die eigentliche Kritik des Transcendenten anzuregen: so hat die europäische Menschheit doch damals den gewaltigen Schritt ge=than, sich von der geschichtlichen Überlieferung und der Autorität in Glaubenssachen zu befreien. Sie wollte allerdings etwas glauben, sie suchte das Positive; aber indem sie die Wahrheit selbst feststellte, glaubte sie eigentlich nur was sie wollte, was ihr glaubwürdig erschien. Das gesuchte Positive war ihr nur dann das Richtige, wenn sie es selbst gefunden hatte. An die Stelle der überlieferten Autorität trat die Autorität der Ver=nunft über das Hergebrachte, der menschliche Gedanke als Meister über das vorgeschriebene Denken. War der Inhalt dieses neuen Denkens noch vielfach formell der alte, führte er wenigstens noch dieselben Namen, so war er doch materiell ein anderer, aus dem eigenen Innern gesetzter. Was Luther dem Glauben angethan hatte, das mutheten die Philosophen des 17. Jahrhunderts dem Denken zu.

Darin besteht die hohe Bedeutsamkeit der metaphysisch=

dogmatischen Systeme des 17. Jahrhunderts. Sie sind, trotz aller Accommodation, spontane Producte der Vernunft, die Denksteine einer ganz neuen Aera, der wahre Abschied von der Scholastik, obgleich selbst noch in scholastischer Form. Die Kirchen verstanden das allesammt sehr genau, und der Troß empfand ein unheimliches Grauen vor der neuen Art von Gläubigkeit. Es kam den Gewohnheitsmenschen und ihren Leitern mit Recht vor, als „stehe es schief" um die selbstgeschaffenen Dogmen. Die Jesuiten ließen sich durch die Monade der Monaden im System des Giordano Bruno nichts weismachen, so wenig wie die holländischen Rabbinen durch die „intellectuelle Gottesliebe" Spinoza's und das evangelische Consistorium zu Hannover durch die „Theodicée" Leibnizens. Der Erste wurde kurzer Hand verbrannt, der Zweite unter Hörnergebrüll verflucht, und der Sarg des Dritten senkte sich ohne jedes Geleit in die einsame Gruft, während der Pöbel witzelte: „Lövenix!" (Glaubenichts).

Jesuiten, Rabbinen und Consistorialräthe waren grade so schlau wie Hobbes, wenn dieser in seinem Lapidarstyl äußerte: Glaubenssatzungen seien Pillen, die man auf einmal hinabschlucken müsse; kaue man sie aber, so würden sie herausgebrochen. Das Rationalisiren des Glaubens kam auf das Kauen der Pillen hinaus.

Was aber dem Jahrhundert noch abging, da an eine Umkehr nicht zu denken war, bestand, wie gesagt, in der schärfern Analyse, besonders der psychischen, in der exactern Beobachtung der sogenannten „Thatsachen des Bewußtseins," in der Zergliederung der Vorstellungen und Empfindungen. Das 17. Jahrhundert basirt auf dem Quid pro quo und war so dazu angethan, selbst die Historiker zu täuschen. Indem es mit den Dogmen und Ueberlieferungen spielte, gab es ausreichend Veranlassung zu der Meinung, es liege hoher Sinn in diesem Spiel. Erst das 18. Jahrhundert sprach die wahre Bedeutung des metaphysischen Zweideutelns aus: die apodiktische Negation, das entschiedene Nein! —

Die eigentliche Philosophie, als besondere Denkwissenschaft der neueren Zeit, hat ihren Ursprung in Italien, gelangte von da nach Frankreich, England und Holland, schloß ihren dogmatischen Lauf in Deutschland, um sich in England, an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, analytisch umzugestalten.

Italien brachte die ersten kühnen Geister hervor, die sich schon im Reformationszeitalter auf den eigenen Gedanken stellten und dem Aristotelismus oder Peripateticismus, welcher zur Stütze der Scholastik geworden war, den Fehdehandschuh hinwarfen. Aber auch bei diesen Italienern zeigte sich sofort, daß das unabhängige Denken von der erweiterten Naturkunde abhängig war.

In der That hat der erneuerte Platonismus, die Ideenlehre, in seinem Geleite auch oft ein schwärmerischer Neoplatonismus, Bresche in das feste, mit aristotelischen Formeln decorirte und gekrönte System der katholischen Welt gelegt. Es ist durchaus richtig und consequent, wenn Papst Leo XIII. auf den Thomas von Aquino zurückgreift und in der mittelalterlichen Scholastik den philosophischen Felsen der Kirche erblickt. Eine Philosophie, die das Bestehende erweist, ist katholisch; Niemand kann dafür stehen, wohin die „Ideen" führen.

Die Minirarbeit gegen den Aristotelismus beginnt sehr früh, schon mit Nikolaus von Cues (Cusanus), dessen wir als eines Vorläufers des Kopernikus schon im „16. Jahrhundert" gedachten. Auch auf theologisch-philosophischem Gebiet war Cusanus (1401—1464), obgleich Cardinal und Fürstbischof von Brixen, ein Bahnbrecher. In seinem Buche „Von der gelehrten Unwissenheit" (1440) bricht er sich von der Scholastik den Weg zur Mystik und zum Naturalismus. Der Freund der großen Mathematiker Peurbach und Regiomontan wies dem Kopernikus die Wege. Der Mystiker fand nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken in Platon seinen beredten Anwalt. Seine Ideen trugen ihn so hoch,

daß er eine allgemeine Religion erschloß, von welcher die einzelnen Religionen nur Formen seien.

Von Cusanus zu Giordano Bruno ist ein langer Weg und doch eine gerade Straße. Auch die Etappen sind höchst interessant. Zunächst kam Marsiglio Ficino (1432—89) der Florentinische Platoniker, der den schier Kantischen Satz von der Eingeborenheit der intelligibeln Formen aussprach, eine in der Theorie vom objectiv Gegebenen unmögliche Behauptung. Es folgten der Neuplatoniker und Polyhistoriker Graf Pico della Mirandola (1463—94), der sich zu kabbalistischer Mystik, dem kranken Extrem der Ideenlehre, verstieg; Pomponazzi (1462—1524), zwar ein Peripatetiker, aber zweifelsüchtig bis zur Leugnung der Seele; Cardanus (1501—76) Cusanisch, Platonisch-Pythagoräisch; Cesalpinus (1519—1603), der von Aristoteles durch den Averroës zum Pantheismus gelangte, dem Ziel und Wesen der ganzen Bewegung; Telesio (1508—88), durchaus Platoniker.*)

Bernardino Telesio aus Cosenza im Süden der Halbinsel, war mehr Naturforscher als Philosoph; als solcher gründete er zu Neapel eine naturwissenschaftliche Akademie, die seinen Namen führte. Er säuberte die Terminologie der Physik von gefühligen Bildlichkeiten, setzte an die Stelle der „Sympathie und Antipathie" in der Physik die „Naturkräfte" und suchte diesen Naturkräften sowie ihrem Substrat, der Materie, jegliche Eigenschaft zu nehmen. Er lehrte entschieden die Stetigkeit und Ewigkeit der Materie: der körperliche Stoff ist in allen Dingen gleich und bleibt ewig derselbe; die finstere träge Materie kann weder vermehrt noch vermindert werden. Telesio hatte den richtigen Instinct der Thatsachen, konnte

*) Man kann sich über diese und andere Philosophen, älterer und neuerer Zeit, bequem belehren lassen durch das „Historisch-biographische Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie" von Dr. Ludwig Noack, Professor und erstem Bibliothekar zu Gießen, Leipzig, Koschny, 1879. Ausführliches über die deutsche Philosophie bei Zeller „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz," München, Oldenburg, 1873, 2. Aufl. 1875.

sich aber der beständigen Verallgemeinerung der Begriffe nicht erwehren.

Viel höher und größer steht sein specieller Landsmann Giordano Bruno aus Nola (1548—1600), der Eckstein des 17. Jahrhunderts und der philosophirenden Neuzeit überhaupt. Er berief sich direct auf Nikolaus von Cues, den er den „göttlichen Cusaner" nannte, den „Erfinder der herrlichsten Geheimnisse der Geometrie". Er kannte und bekannte das heliocentrische System und lehrte öffentlich die doppelte Erdbewegung des Kopernikus. Seine Voraussetzungen waren correct; da jedoch Kopernikus sich noch ganz im Allgemeinen hielt, seinem System noch Kepler, Galilei und Newton fehlten, so füllte Giordano die Lücken mit Phantasie und Poesie aus. Er war Dominicaner, verließ das Kloster, warf die Kutte von sich, zog sie einen Augenblick wieder an, zerriß sie dann für immer, und reiste studirend wie lehrend durch die Welt. Dem formalen Katholicismus war er gründlich abhold; aber die reformatorischen Ketzereien blieben ihm, schon des „freien Willens" halber, widerwärtig. Unstet wie sein Leben war auch seine Führung: zu Helmstädt wurde er für eine Weile protestantisch; die Gemeinschaft der Lutheraner stieß ihn jedoch bald aus; vor der Inquisition leugnete er später seinen Abfall. Es war ihm unmöglich, sich und seine Anschauungen gänzlich von dem katholischen Glauben und dessen Symbolen zu trennen. Indem er jedoch die Formen dieses Glaubens in freier Uebersetzung auf die Natur übertrug, wurde er der eigentliche Gründer des Pantheismus, von dem die poetischen Gemüther selbst unseres Jahrhunderts noch inficirt sind, welche nicht merken, daß sie ein bloßes Tauschgeschäft betreiben.

Bruno flog mit Cusanus ins Unendliche, Absolute auf; mit ihm sah er im Absoluten die Vereinigung der doppelten Unendlichkeit, des Unendlich-Großen und des Unendlich-Kleinen, die Coincidenz der Gegensätze. Der Atomismus war ihm eine Wahrheit, und seine Phantasie verlieh dem ungetheilten Kleinsten Leben, physisches und psychisches Leben. Das unend-

liche Heer der Monaden, von Cusanus bereits hypothetisch angenommen, bildete ihm die Unendlichkeit des gegliederten Kosmos mit seinen zahllosen Welten. Die Monade der Monaden hieß ihm „Gott" — die wesentliche Grundlage von Leibnizens Monadologie. Schöpfer und Schöpfung verloren sich in einander, der Mensch ging im Absoluten zu Grunde. Rechnet man noch die zahllosen Welten hinzu, so begreift man den Haß der Kirche gegen den kühnen Denker. Sein Todesurtheil ist die Verdammung obiger drei Punkte.

Ein großer Gedanke war es, dem abstracten, folglich todten Schöpfer und der todten, also nie zu belebenden Materie gegenüber, von vorn herein die lebendige Existenz als Wesenheit zu fassen, die von Spinoza als Axiom gesetzte, von Goethe so tief empfundene All-Einheit der Substanz, Einheit von Materie und Form; den lebendigen Weltstoff zu anticipiren und das All als Selbstschöpfer und Selbsterhalter zu preisen. Das that Bruno in seinen prophetischen Buch: „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen." „Was erst Samen war, wird Gras, hierauf Aehre, dann Brod, Nahrungssaft, Blut, thierischer Samen, Embryo, ein Mensch, ein Leichnam, dann wieder Erde, Stein oder eine andere Masse. — So scheint wirklich nichts beständig, ewig und des Namens Princip würdig zu sein, denn allein die Materie. — Die Unendlichkeit der Formen, in denen die Materie erscheint, nimmt sie nicht von einem Andern und nur gleichsam äußerlich an; sondern sie bringt sie aus sich selbst hervor und gebiert sie aus ihrem Schooß." So wurde Bruno der wahre Begründer dessen, was in der neuesten Zeit der Monismus genannt worden ist. In Italien aber wiederholte sich der griechische Entwicklungsgang der Philosophie, nur auf festerer Grundlage: von der Natur auszugehen, um zur Philosophie zu gelangen. Bruno war ein wiedergeborener Jonier.

In der Ethik bewies Bruno einen scharfen, noch heute zu verwerthenden Blick. Den freien Willen rettete er in wahrhaft genialer Weise: zwischen der wirkenden und der End-

Ursache nahm er eine „formale Ursache", die Ideenwelt an. Diese Ideenwelt war ihm halb theoretisch, halb praktisch: der Boden der Ethik. Nach Bruno überläßt also Gott so zu sagen dem Menschen einen Theil seiner Aufgabe, nämlich die Gesellschaft und deren Regel zu bilden; menschliche Weisheit muß die göttliche Gerechtigkeit entwickeln. Dann aber heißt es wieder in derselben Schrift: „das Gesetz, komme es vom Himmel oder steige es aus der Erde". Die Religion ist bei der Ethik entbehrlich, ja überflüssig: „Der Glauben ist nur zur Bildung roher Völker erforderlich, während für die contemplativen Menschen, welche sich und Andere zu regieren vermögen, der wissenschaftliche Beweis an dessen Stelle tritt." Dennoch spricht Bruno mit Wärme von der wahren Religion: „In der Gegenwart, in der nichts Heiliges, nichts Religiöses, nichts des Himmels und des Himmlischen Würdiges vorhanden ist, werden die Anhänger der Geistesreligion mit der Todesstrafe bedroht." Er sollte es erfahren.

Er litt für seine Denkthaten das herbste Martyrium. Aus Italien entwich er, weil er die Vielheit der Welten behauptet hatte und einer Verfolgung entgegensah; unruhig immer weiter schweifend, wanderte er aus seiner dumpfen Heimathsluft nach der Schweiz, befand sich nicht wohler in der calvinischen Zelle Genf, sah Paris, lehrte in London und Orford seine kopernikanische Philosophie, lehrte in Wittenberg zwei Jahre lang und sagte in seiner Abschiedsrede: „Gebe Gott, daß die Deutschen im Selbstbewußtsein der ihnen innewohnenden Kraft sich die höchsten Ziele setzen: sie werden dann nicht Menschen, sondern Göttern gleichen." Von Wittenberg begab sich der Wanderphilosoph nach Prag, wo er unter dem Schutze des Kaisers Rudolf stand, dem er seine „160 Thesen gegen die Aerzte und Mathematiker" widmete und dem er in der Widmung sagte: „Ich habe nicht nur den Zorn der stupiden und thierischen Menge erfahren, sondern auch den der graduirten Akademiker, dieser Väter der Unwissenheit." Von Prag begab sich Bruno nach Helmstädt und widmete dem Herzog von Braunschweig-

Lüneburg seine zwei wichtigen Schriften zur Monadenlehre. Von Frankfurt aus folgte er zu seinem Unglück der Einladung des venetianischen Patriciers Mocenigo, ihm die Philosophie zu lehren. Mocenigo verrieth nach einigen Monaten seinen Lehrer an die Inquisition, weil dieser an der Transsubstantiation, der Dreieinigkeit und der Göttlichkeit Christi zweifele, die Unendlichkeit und Ewigkeit des Universums lehre, die Wunder natürlich erkläre und die Kirchenlehren verachte.

Im Wesentlichen gab Bruno in seinem Verhör vom 29. Mai 1592 die Anklagen zu, wenn er sich gleich philosophischer Ausdrücke bediente. Papst Clemens VIII. forderte seine Auslieferung, die auch im Sommer des folgenden Jahres erfolgte. Der Papst dankte für die ihm erwiesene „Gefälligkeit", und Bruno schmachtete noch 7 Jahre im Kerker der Inquisition zu Rom. Seinen Richtern warf er die Worte entgegen: „Ich glaube, Ihr fürchtet Euch mehr als ich." Am 17. Februar 1600 wurde er zu Rom verbrannt.

Ein ähnliches Schicksal erfuhr 19 Jahre später der dritte Süditaliener, Lucilio Vanini aus Neapel (1585—1619). Auch er war Naturalist vor dogmatischen Coulissen; er schrieb 1615 in Lyon ein „Amphitheater der ewigen Vorsehung" und, gewissermaßen zur Erläuterung des Begriffes „Vorsehung", im folgenden Jahre ein zweites Buch „von den bewunderungswürdigen Geheimnissen der Natur, der Königin und Göttin der Sterblichen". Im „Amphitheater" hatte er sich mit einer orthodoxen Erklärung und dem Lobe der Jesuiten gedeckt. In den „Geheimnissen der Natur" wurde die Theodicée purer Naturalismus. Das konnte nicht hingehen. Richtig wurde er auch in Toulouse des Atheismus und der Blasphemie angeklagt und 1619 nach Ausschneidung der Zunge verbrannt. Den Ruhm, den ihm das Leben nicht verliehen, gab ihm der Tod.

Italien hatte so durch zwei Blutzeugen die Freiheit des Gedankens zur Fahne der Zukunft gemacht; es that vor der Welt Abbitte für die Einführung der Inquisition durch die

Verkündigung der Autonomie der Vernunft. Giordano rächte sein Vaterland an Paul IV. und dessen Nachfolgern.

Einen vierten Italiener reihen wir hier um so lieber an, als er uns die Bahn nach Frankreich öffnet. Es ist Tomaso Campanella aus Calabrien (1568—1639), das wunderlichste Convolut entgegengesetzter Strebungen. Als Dominicaner studirte er zunächst die Scholastiker, warf sich dann auf Plato, Plinius, Galen und Telesio, den er in dem vielversprechenden Buche: „Die Philosophie durch die Sinne erwiesen, nebst der wahren Vertheidigung des Telesius“ (1591), verherrlichte. Er erklärte sich gegen die deutsche Reformation, ergab sich im 27jährigen Gefängniß zu Neapel der Astrologie und dem Chiliasmus — mit dem Jahre 1603 sollte das goldene Zeitalter beginnen —; blieb im spanischen Kerker gut monarchisch-spanisch; schrieb gegen die niederländischen Rebellen; wurde 1626 in Freiheit gesetzt, aber von der Inquisition zu Rom auf weitere drei Jahre eingekerkert; begab sich 1634 nach Marseille, dann nach Aix, wo er einen Winter mit Gassendi verlebte, und bezog bis an sein Lebensende (1639) eine Pension von Richelieu.

Halb Rationalist, zu einem Viertel Scholastiker, zum vierten Viertel Phantast, hat er dennoch durch seine „Universalphilosophie oder Metaphysik nach eigenen Anschauungen“, die zu Paris im Jahre 1638 erschien, auf Cartesius eingewirkt, indem er behauptete, zur Vollkommenheit des höchsten Wesens gehöre nothwendig dessen Existenz, unsere Seele erweise sich selbst durch das Denken und sei ein Ding für sich, dem die äußern Dinge nur zur Veranlassung des Erkennens dienten.

Wie sich Campanella zu Air mit Gassendi zurecht gefunden, ist nur durch die Vielseitigkeit seiner Strebungen und die mancherlei in ihm rumorenden Principien erklärlich. Denn Gassendi stand ganz auf mathematisch-physikalischem Standpunkte, war Atomist, wenn er gleich nach zeitgenössischer Art der Kirche ein höfliches Compliment machte.

Auch in Deutschland blieb Campanella nicht unbeachtet.

Als er noch im Kerker zu Neapel schmachtete, ließ sein Freund Tobias Adami seine Werke deutsch zu Frankfurt drucken.

Der calabrische Mönch trug die ganze Unruhe des Jahrhunderts mit sich herum; sein beweglicher Geist durchschwärmte alle Gebiete: Naturwissenschaft, Religion, Philosophie, Politik und sociales Leben. Von ihm rührt auch einer jener Gesellschaftsromane her, die seit Platons Zeit die Träume der Edeln und die Hoffnungen der Elenden ausgemacht: die Civitas solis oder „Sonnenstadt". Der Roman war 1623 im Kerker verfaßt, athmet aber die reinste Begeisterung für das Wissen. Nur das Wissen ist dem Verfasser Panacée und Ziel der Gesellschaft, das Wissen Mittel zur Einrichtung der Wirthschaft; die Regierenden müssen jede technische Hantirung verstehen. Nur so können sie die Gütergemeinschaft und die allgemeine Brüderlichkeit aufrecht erhalten.*)

In Frankreich, dem Lande der Deutlichkeit, trat der Grundzug der Periode am deutlichsten hervor, die Skepsis. Die Italiener wirkten seit dem 16. Jahrhundert über die Alpen hinaus: Pomponazzi zuerst, dann Cremonini (1552—1631), der College Galilei's zu Padua; ferner Cesalpinus und Vanini, der ja in Lyon drucken ließ. Sanchez (1552—1632), ein portugiesischer Jude, Professor zu Toulouse, ließ 1581 ein Buch erscheinen unter dem offenherzigen Titel: „Von der Wissenschaft, daß wir nichts wissen". Um sich mit diesem radicalen Bekenntniß vor der Inquisition zu schützen, verwies er Gott und die Seele an den Glauben.

Es war eine wunderliche Zeit im Lande. Die Essais von Montaigne erschienen ungestraft in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts, und noch der Cardinal Richelieu nahm die Widmung einer neuen Ausgabe an. Charron (1541—1608), Advocat, Weltpriester, Kanzelredner, Freund Montaigne's,

*) Harrington und Campanella sind nicht die einzigen Utopisten des 17. Jahrhunderts. Die Franzosen hatten ihren Vairasse, in Danzig erschien 1700 ein geniales Buch pseudonym: De politica vere beata, von Cordesius Varimund v. Macariopolis.

debütirte 1594 mit den Trois vérités contre tous Athées, Idolâtres etc. als Lobredner des katholischen Christenthums; veröffentlichte dann aber 1601 seinen berühmten Traité de la Sagesse, in welchem die Montaigne'sche Skepsis bis zur Erklärung der Unbegreiflichkeit der Dogmen getrieben, dagegen, was fast noch gefährlicher erscheint, aller Nachdruck auf die Sittlichkeit gelegt wird. Die Religion wird hier zu etwas rein Menschlichem, Sittlichkeit ist die einzig wahre Religion, die Skeptiker sind die wahren Weisen, der Willen steht über der Vernunft. Und doch blieb Charron officiell.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts herrschte in Paris ein epikureisches, ungläubiges Treiben. Der politische Wechsel seit dem Tode des letzten Valois hatte auch die Grundlagen des Denkens ins Wanken gebracht. Im Jahre 1615 forderte der Klerus die Verbannung oder den Tod der Atheisten, deren man in Paris allein 50,000 zählen wollte. Ein skeptischer, ausfahrender Poet, Théophile Viaud, wurde zweimal wegen destructiver Tendenzen verurtheilt. Die Gleichgesinnten wurden behutsamer, bildeten stille Conventikel, oder sie diplomatisirten, um sich möglich zu erhalten.

Der Chorführer dieser philosophischen Diplomaten ist Lamothe Levayer (1586—1672), dessen Hauptwerk, die Cinq Dialogues (par Horatius Tubero) 1653 erschien. Der Verfasser begründet seine Skepsis auf die verschiedenen Meinungen der Menschen, die nicht in Uebereinstimmung zu bringen seien, und dehnt seine Zweifelsucht bis auf das ethische Gebiet aus, indem er kein allgemein verbindliches Sittengesetz statuirt. Die Grundlage seiner „heiligen Zweifelslehre" ist offenbar epikureisch. Das Resultat dieser Philosophie lautet: „Unter allen gewissen Dingen ist das gewisseste der Zweifel". Ist nun die arme Vernunft genugsam Spießruthen gelaufen, so triumphirt um so glänzender der allheilende Glauben. Immer dasselbe Lied: Il faut croire ou désespérer, wie es so entschieden nur aus den jesuitisch-katholischen Wäldern ertönt.

Und dieser selbe Lamothe Levayer stand vortrefflich mit

Richelieu und Mazarin, wurde Erzieher des zweiten Sohnes Ludwigs XIII., 1640 Mitglied der Akademie, dann Staatsrath und Erzieher Ludwigs XIV. selbst! Auf diesem Boden, in dieser Atmosphäre erwuchs auch der Provençale Gassendi, eine Zeit lang der Lehrer Molière's.

Pierre Gassendi (1592—1655) war aus Digne in der Provence gebürtig, entstammte also einem halb classischen, halb ketzerischen Boden. Sein Leben wechselte zwischen Professur und geistlicher Würde. Kühn im Denken und ängstlich im Leben, verbrannte er angesichts der Verfolgung Galilei's den größten Theil eines Hauptwerkes, in welchem er sich für Kopernikus und Bruno ausgesprochen, ja die Moral Epikurs empfohlen hatte. Gassendi richtete bei dieser Selbstverbrennung die Augen vornehmlich auf Richelieu, der von Kopernikus nichts wissen wollte. Gegen die Metaphysik des Cartesius erklärte er sich offen, wissenschaftlich, geistreich. Die Atomistik Demokrits und Epikurs wurde ihm zur Waffe wider Aristoteles und die gefährlichen „Wirbel" des Cartesius. Er schrieb „Vom Leben, den Sitten und Aussprüchen Epikurs" (1647); ferner eine „Zusammenstellung der Philosophie Epikurs" (1649), in welcher er als Propst der Domkirche zu Digne das Christliche wohlweislich wahrte. Die Materie war ihm ewig, sie besteht aus Atomen; alle unsre Erkenntniß ist zunächst sinnlich. Nur die vernünftige Seele des Menschen ist extra erschaffen und doch unsterblich. — Doch hat die so plötzlich aus dem Grabe erstandene Atomistik Gassendi's zunächst keine philosophische, sondern nur eine physikalisch-chemische Wirkung geübt.

Dem Gassendi in Frankreich entspricht in England Thomas Hobbes (1588—1679). Wenn man ihn gewöhnlich zur Bacon'schen Richtung zählt, so wird dabei ein großer Unterschied übersehen. Hobbes machte aus der Mode Methode und war einer der scharfsinnigsten und consequentesten Denker. Als Mathematiker erklärte er: „Denken sei Rechnen", nämlich mit Vorstellungen. Er nahm die Materie als Substrat aller

Dinge, erklärte das Unkörperliche für wesenlos, womit das ganze Hexenthum sich in Dunst und Wahn auflöste, und erkannte nur die Naturgesetze als Regulativ des Daseienden an. Er war im eigentlichen Wortverstande Naturalist und Causalist, sein Weltgesetz die Ursächlichkeit. Mit der Gottheit fand er sich dahin ab, daß er sie die „verborgene erste Ursache der Bewegung der Materie" benannte.

In Hobbes liegen die großartigsten Keime spätern Denkerthums. Die ganze Philosophie theilte sich ihm, wie den Alten, in Physik und Ethik, in Natur- und in politische Philosophie. Die Metaphysik schlug er dreist zur erstern. Er erklärte als Vorläufer Locke's und Kant's unser Vorstellen und Reden für subjectiv, Raum und Zeit für Formen unserer Anschauung. In der Moral dachte er wie der Rabbi von Nazareth und der Alte von Königsberg: Was Du willst, daß Dir die Andern thuen, das thue ihnen!

Befremdend wirkt auf den blos politischen Betrachter sein Verhältniß zur großen Rebellion. Hobbes durchlebte den ganzen Verlauf der puritanischen Bewegung und war stets ihr unerbittlicher Gegner. Grade im Jahre 1642, beim Ausbruch des Kraters, gab er die „Elemente der Philosophie über den Bürger" heraus; und 1651, zwei Jahre nach der Enthauptung des Königs, den „Leviathan, oder Stoff, Form und Autorität der Regierung". Während der revolutionären Krise lebte er in Frankreich als Lehrer des Prinzen Karl. Er war streng monarchisch, oder besser unitarisch, gesinnt und meinte, der „Leviathan" der Einheit müsse den vielköpfigen Drachen der Zwietracht besiegen.

In der Menschenwelt herrschte nach seiner Ansicht anfangs der Krieg Aller gegen Alle, bis die Unterwerfung Aller unter die absolute Obmacht eines Herrschers — Uebertragung des Naturgesetzes auf die Menschenwelt — stattgefunden habe. Hier thut sich sofort ein unbegreiflicher Widerspruch hervor: Im Anfang, d. h. im Wesen der Menschheit, herrscht das Chaos, und doch soll kraft eines „Urvertrages" die Unter-

werfung unter das lebendige Gesetz vor sich gegangen sein! Dieser „Urvertrag" kam also unter den chaotischen Menschen zu Stande, die sich einander vertilgten! Dazu wäre ein Wunder nöthig gewesen.

Indessen was Hobbes wollte, war die „Ordnung", die Obmacht des Herrschers über Parlament und Factionen; von einer Verherrlichung des Königthums im Sinne Filmer's war bei ihm so wenig die Rede, daß er der Partei des Prinzen Karl zu Paris unbequem wurde. Er ging 1653 nach London zurück, wo ihm Cromwell einen Ministerposten anbot! — Auch den religiösen Glauben unterwarf er der Staatsgewalt, welche zu bestimmen habe, was geglaubt werden sollte. Was darüber hinausgehe, sei Aberglaube. Indem Hobbes den Glauben an die staatliche Autorität verwies, war er durchaus antipfäffisch; die Kirche war ihm eitel Menschenwerk, der staatlichen Regulirung bedürftig.

Die ratio status, die in diesem Jahrhundert aufkam und die auch Spinoza lehrte, nicht ohne ihr ein wichtiges Amendement anzuhängen, hatte an Hobbes ihren energischen Vorfechter. Jedenfalls hörte durch diese Wendung die Politik auf, eine Seiltänzerkunst zu sein; sie aspirirte inskünftige auf den Titel einer Wissenschaft.

Eine mildere Auffassung des Wesens gesellschaftlicher Verbände war von Hugo Grotius ausgegangen. Hugo de Groot (1583—1645), wirkte fast ein Menschenalter früher als Hobbes. Er war 1600 Advocat im Haag, 1607 Generaladvocat der Provinzen Holland, Seeland und Westfriesland, und schrieb das Mare liberum über die Freiheit des Handels nach Indien; 1613 wurde er Rathspensionär von Rotterdam, als solcher Deputirter von Holland zu den Generalstaaten, verfaßte Namens der Provinz ein Edict der Toleranz für die Arminianer, wurde 1618 im Haag arretirt und 1619, nach der Enthauptung Oldenbarneveldts, auf Schloß Löveſtein bei Gorkum auf Lebenszeit gefangen gesetzt. Seine Gattin sandte dem stets Lesebedürftigen große Kisten voll Bücher. Eines

Tags, am 22. März 1621, als sie die Kiste wieder abholte, sagte der visitirende Soldat: „Heut steckt wohl der gelehrte Herr selber drin!“ Worauf die Frau: „Nein, blos seine Gelehrsamkeit“. Grotius wurde aber selbst hinausgetragen. Er entkam nach Frankreich, wo er bis 1631 lebte und sein Buch De jure pacis et belli (Natur- und Völkerrecht) dem König Ludwig XIII. widmete; begab sich dann nach Schweden, kehrte 1634 als Gesandter der Königin Christine nach Paris zurück und starb 1645 auf der Rückreise nach Schweden in Rostock. Sein Natur- und Völkerrecht datirt vom Jahre 1625.

Grotius war Arminianer, für die Mitwirkung des Menschen bei der Erlösung gegen den demokratischen Cäsarismus Gottes. In dem starken geselligen Triebe des Menschen erblickte er das Gegengewicht gegen den natürlichen Egoismus; in der Sprache sah er das Mittel, allgemeine Regeln zu fassen und zu befolgen. „Die Sorge für die Gemeinschaft ist die Quelle des Rechts.“ Es war unnöthig und zugleich verkehrt, daß er mit Justinus, Tacitus und Makrobius einen idealen Gleichheits- und Tugend-Urstand annahm. Obendrein lehrte ihm ein Rest von Orthodoxie, daß die Sünde dem goldenen Zeitalter ein Ende und die Einführung des staatlichen Rechtsschutzes wie des Privateigenthums nöthig gemacht habe. Dagegen zeugt es von großer ethischer Kühnheit, wenn gesagt wird: „Diese Bestrebungen würden auch Platz greifen, selbst wenn man annehme, was freilich ohne die größte Sünde nicht geschehen könnte, daß es keinen Gott gebe, oder daß er sich um die menschlichen Dinge nicht kümmere.“ So löste der Verfasser die Sphäre der Moral und des Rechts von der Religion los und verlegte die beiden erstern, freilich noch ungetrennt, in das Allgemeingefühl von Recht und Unrecht, das Gewissen. Ganz ähnlich verfuhr der englische Zeitgenosse des Grotius, Herbert of Cherbury (1581—1648). Die englische Revolution aber erschütterte durch ihre schroffen Conflicte die Theorie des Wohlwollens und der Menschenliebe und beförderte mächtig die schlaue raison d'état.

Die Theorie vom Vertrage geht durch das ganze Staatsrecht des Grotius hindurch; in den Consequenzen aber, die sich daraus ergeben, herrscht beständiges Schwanken. Einmal heißt es: Befiehlt das Staatsoberhaupt etwas wider das Naturrecht oder die Gebote Gottes, so braucht man es nicht zu thun. Dann aber: Fügt uns das Staatsoberhaupt Schaden zu, so muß man es ertragen und keinen Widerstand leisten. Der Geduld wird ihr Vortheil nicht entgehen. Die Staatseinrichtung ist das höchste Gut (Hobbes). Dann wieder kann der Verfasser einen Theil des Volkes nicht verdammen, wenn er sich des letzten Nothrechts bedient. Endlich kommt der Fall, daß die Staatsgewalt zwischen dem Könige und dem Volke oder Senat getheilt ist; wenn dann der König über seinen Theil hinausgeht, so darf ihm mit Recht Widerstand geleistet werden. Nur gegen den König als König gebe es keine Execution. Das war geschrieben 17 Jahre vor Ausbruch der englischen Revolution, und kommt so ziemlich auf den viel späteren Locke hinaus.

Auf der Bahn des Grotius weiterschreitend, ebenso antiklerikal wie Hobbes, bestimmter als der erste, nicht paradox wie der zweite, gewahren wir den großen deutschen Rechts- und Staatslehrer Samuel von Pufendorf aus der Gegend von Chemnitz in Sachsen (1632—94), Professor zu Heidelberg und Lund, Hofhistoriograph König Karls XI. zu Stockholm und in derselben Qualität am kurfürstlichen Hofe zu Berlin. Obwohl ihn der Gelehrten- und Hofzopf für lange Zeit aus der Heimath vertrieb, blieb er doch seiner kerndeutschen Gesinnung treu. Ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle, hätte er durch seine Schriften ungleich mehr gewirkt, wären diese nicht sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Nach seinen „Elementen des allgemeinen Rechts“ (1660) erschien 1667 im Haag das schneidige Buch: „Ueber den Zustand des deutschen Reiches“ unter dem Pseudonym Severinus a Monzambano. Das was wir von deutschen Reichsverhältnissen kurz angeführt haben, findet in diesem „ruchlosen Werk“ seine breitere Ausführung. Der ganze

Jammer des römisch-deutschen Imperium, die fatale österreichische Hauspolitik, die Sündenwirthschaft der Duodezpotentaten, die „Staatsverfassung ohne Vor- und Ebenbild“ wurde den gelehrten Zeitgenossen so energisch vorgetragen, daß alle Zöpfe wackelten, als sich in einer neuen Ausgabe ein Heidelberger Professor zu der Schrift bekannte.

1672 erschien zu London: „Ueber das Natur- und Völkerrecht“; 1673 ebendort: „Ueber die Pflicht des Menschen und Bürgers“. Von Lund und Stockholm aus richtete Pufendorf seine kräftigen Briefe „an die Freunde in Deutschland.“ Der große Kurfürst erkannte richtig den Werth des Mannes und berief ihn als Geheimen Rath nach Berlin.

Pufendorf vollendete die Emancipation des Rechts und der Moral von der Theologie. Nicht die zehn Gebote, sondern die sittliche Natur des Menschen sei die ausschließliche Rechtsquelle, und die natürliche Vernunft reiche vollkommen zur moralischen Erkenntniß hin. Das natürliche Gesetz stimme so mit der vernünftigen Natur und dem Geselligkeitstriebe des Menschen überein, daß der friedliche Bestand der Gesellschaft dadurch gesichert sei. Die Pflicht der Humanität verbinde alle Menschen; das Naturrecht sei Sache der Menschheit. „Ein Philosoph ist ein Philosoph, ob er Christ oder Heide, Deutscher oder Wälscher sei, wie es für den Musiker unerheblich, ob er einen Bart trage oder nicht.“ Geometrie und Chirurgie sind ebenso wenig christliche Wissenschaften wie die Logik. Auch die menschliche Vernunft ist göttlichen Ursprungs; ist sie verderbt, so wackelt auch das Lehrgebäude der Theologie. Christus hat keine Politik gelehrt, die Fortbildung des Rechts überließ er der Vernunft. Der Fürst ist an den Vertrag gebunden und kann zur Noth bekämpft werden. — Eine so entschiedene Sprache war in Deutschland noch nicht vernommen worden; sie brachte auch den Thomasius zur Besinnung. —

Kehren wir jetzt zu dem speculativen Denken zurück.

Wenn Grotius, Hobbes und Pufendorf ihre Staats-

und Rechtsphilosophie auf die Natur und natürliche Vernunft basirten, so gingen Philosophie und Wissenschaft bei Cartesius in epochemachender Weise wieder auseinander. Anders ausgedrückt, Cartesius, der ein großer Mathematiker und Physiker war, hatte wohl den Bund zwischen Philosophie und Wissenschaft im Auge, gelangte aber nicht zur Harmonie zwischen Geist und Körperwelt und setzte dem Monismus des Bruno einen Dualismus entgegen. Vielleicht scheute er vor den Consequenzen seines Naturerkennens zurück; manches Charakteristische in seinem Leben würde diese Behutsamkeit erklären.

René Descartes (1596—1650) entstammte einem altadligen Geschlecht in der Touraine und wurde von den Jesuiten erzogen. In Paris lebte er eine Weile dem Vergnügen, wie Pascal. Mit 21 Jahren wurde er Soldat, diente bei den Protestanten unter Moritz von Oranien, dann bei den Katholiken unter Tilly, kämpfte unter Richelieu gegen La Rochelle und begab sich, der Freigeisterei bezichtigt, 1629 nach Holland. Hier trieb er 23 Jahre lang Mathematik, Physik und Philosophie. Der Grundgedanke eines umfassenden, wissenschaftlichen Systems soll ihm schon 1619 mit 23 Jahren gekommen sein. Sicher ist, daß er in diesem Jahre als Soldat zu Neuburg an der Donau einer Verbindung der Algebra mit der Geometrie auf die Spur kam und der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loreto gelobte, wenn sie ihn bei seinem Werke unterstütze. Fünf Jahre später erfüllte er sein Gelübde.

In Holland gedachte er ein großes Werk: „die Welt" (le Monde) zu vollenden; als aber Galilei 1633 zu Rom verurtheilt wurde, verbrannte er (ganz wie Gassendi) das bereits Geschriebene. Er hatte grade so denken gelernt wie Galilei. Von 1637 an erfolgten dann seine Publicationen: „Die Rede über die Methode", die „Dioptrik" (ein Theil des „Monde"), „über die Meteore", die „Geometrie" (französisch); die „Meditationen über die erste Philosophie", die „Principien der Philosophie" (lateinisch); die „Leidenschaften der Seele", die „Welt oder Tractat vom Lichte" (französisch, das letztgenannte

erst nach seinem Tode erschienen); „Regeln zur Leitung des Geistes, nebst Untersuchung der Wahrheit durch das Licht der Natur“ (lateinisch). — Im Jahre 1649 begab er sich zur Königin Christine von Schweden nach Stockholm, wo er im folgenden Jahre starb.

Cartesius gehört zu den bedeutendsten Männern des Jahrhunderts und aller Zeiten, die das Zwiegespann: Natur und Geist zu führen unternahmen. Eine stolze Aufgabe, wenn sie gelingt! Cartesius erklärte offen, daß er das Gespann nicht zusammenhalte; der gesammte moderne Dualismus datirt von ihm; aber eine tiefere Auffassung entdeckt einen neuen, anders gearteten Monismus in ihm. — In der Mathematik ist sein Verdienst am unbestrittensten; auch in der Physik leistete er Bedeutendes: er studirte die Refraction des Lichtes und die Bildung des Regenbogens, imgleichen die Schwere der Luft. Er entschied sich für die Undulation des Lichtes und hatte eine entfernte Ahnung von der Kant-Laplace'schen Theorie des Kosmos, obgleich er mit seiner Wirbeltheorie bis in unsere Zeit hinein Verwirrung angerichtet hat. Die Materie gliedert sich nämlich bei ihm in drei grundsätzlich verschiedene Formen von verschiedener Dichtigkeit. Grade diese unterschiedenen Formen verharren in ewiger Wirbelbewegung, in welche die gröbern Himmelskörper hineingezogen werden. Aus diesem Wirrwarr wußte dennoch Jacques Cassini die Gestalt der Erde, Bernouilli das Leuchten der Barometerröhre abzuleiten.

Ein gewaltiges Wort bleibt das Cartesische: Cogito, ergo sum, „ich denke, also bin ich,“ weniger als Folgerung, denn als Satz der Identität zu verstehen: Ich bin denkend, bin ein denkendes Wesen, mein Denken steht der Welt gegenüber, ich denke die Welt. Die letzte Consequenz daraus ist: Die Welt ist meine Bewußtseinsthat. Aus diesem Urgrundsatz läßt sich die Welt des Geistes wie die natürliche widerspruchslos ableiten; nur muß er in seiner ganzen Tiefe und mit voller Entschiedenheit erfaßt und durchgeführt werden. Er ist dann weit entfernt, die philosophasternden Flunkereien und

Zweideuteleien altkatholischer und sonstiger Dilettanten zu erhärten, welche allen Wahn- und Irrsinn, die je in eines Menschen Kopf gekommen sind, als „Thatsachen des Bewußtseins“ zur gefälligen Anerkennung präsentiren; er appellirt vielmehr beständig von dem unklaren an das klare, vom getrübten an das gereinigte Bewußtsein, an ein Bewußtsein, welches seine eigenen Irren und Wirren zu corrigiren im Stande ist. Carteſius wäre gar kein Denker gewesen, wenn er jeden Ofenbläser und Secten-Sacristan zum Philosophen gemacht hätte.

Carteſius hat Recht in der Aufstellung des Princips; aber er huldigt seiner Zeit und ihrer Befangenheit, wenn er den Inhalt des denkenden Ich ungeprüft läßt. Scheinbar durchaus frei, beginnt er mit dem absoluten Zweifel; dieser aber läßt sich gar bald durch ebenso absolut geglaubte Thatsachen wieder befriedigen. Was dem subjectiven Denken einmal eingefallen ist, was man ihm durch Jahrhunderte hin absichtlich eingeprägt hat, das muß plötzlich die Wahrheit an und für sich sein, während hier die Phänomenologie des Geistes, d. i. des Bewußtseins, erst recht ihre Kritik zu üben hat.

Was „klar und bestimmt percipirt“ wird, sagt Carteſius, ist „wahr“. Da müßte man doch erst das Denken des Subjects untersuchen und dann die „Klarheit“ und „Bestimmtheit“ scharf definiren. Sonst laufen wir Gefahr, Alles was uns durch den Kopf geht, für eine „Idee“ zu halten. Dem Campanella, dem Jakob Böhme und dem Swedenborg war auch jede ihrer Phantasien „klar und bestimmt“.

Das unendliche Wesen oder Gott existirt, da die Vorstellung einer unendlichen Ursache in uns nur die Wirkung dieser Ursache sein kann. Die Idee von Gott habe ich nicht aus mir, nicht aus den Sinnen, sie ist mir eingeboren. Sodann kann dem vollkommensten Wesen die Existenz nicht fehlen (Campanella). In dieser Weise ist die Existenz jedes Götzen, der albernsten Anthropomorphismen „philosophisch“ zu beweisen.

Eigentlich giebt es nur Eine Substanz als Träger der primitiven Ideen Ausdehnung und Denken; aber auch die Geister und die Körper bilden Substanzen. Man sieht, wie leicht Spinoza unter diesen vielen Substanzen aufräumen konnte, da ja die Geister und Körper schon in den Attributen der Einen Substanz stecken.

Die Leiber erklärte Cartesius für Maschinen, d. h. für regelmäßig functionirende, aber vom Geiste ganz unabhängige Wesen. Auf die Thiere angewandt, bedeutete dieser Dualismus eine wohlthuende Befreiung von der Verherung. — Das Princip des Lebens ist ihm das Blut, die Seele sitzt in der Zirbeldrüse, dem Konarion, der Kegelspitze des Nervensystems. Dieses Konarion bildet jedoch keineswegs die Verbindungsbrücke zwischen Körper und Geist, die nur durch göttliche That (prästabilirte Harmonie) harmoniren. Die Denkthätigkeit ist unabhängig vom Gehirn; die Seele ist ein Ding für sich, weil wir sie von allem Körperlichen getrennt denken (d. h. phantasiren) können. Sie ist ganz so unabhängig vom Körper, wie Gott von der Welt.

Der Physiker Descartes fand, grade wie der spätere Kant, keine Widersprüche vor sich. Die Materie, sagte er, erhalte sich immer in derselben Masse, was doch die Ewigkeit der Welt besagt und jede Schöpfung ausschließt. Die Körper besitzen ein Beharrungsvermögen, behauptete er nach Galilei, was die Stetigkeit des Naturverlaufs ausdrückt. Da aber die Unsterblichkeit der Seele und der freie Wille (im Sinne der Willkür) „klar und bestimmt percipirte" Ideen sind, welche durchaus den ehernen Gesetzen der Nothwendigkeit widerstreben, so müssen sie einer besondern Substanz angehören, welche absolut von der Materie geschieden ist. Nur ist diese Lösung ein Aufgeben jeder Lösung; denn die Welt ist zwar, wie Goethe sagt, „voller Widerspruch", aber sie ist doch nicht ein einziger Widerspruch.

Geist und Körper sollen absolut nicht aufeinander wirken können, und doch entfuhr dem Cartesius der Satz: Wenn die

Menschen irgend weiser zu machen sind, so könnte dies nur durch die Medicin geschehen! Cartesius that der Mutter Gottes jenes Gelübde, d. h. er acceptirte göttliche Sonder- und Privatzwecke, und doch fehlt in seiner Philosophie der Zweckbegriff!

So wird Cartesius zum typischen Ausdruck der Unsicherheit seines Jahrhunderts, während er das stille Samenkorn einer gründlichen philosophischen Reform in die Erde senkt. Sein Bestes sollte erst im 18. Jahrhundert ausschlagen, während sein System tel quel zur Nationalphilosophie der Franzosen und zum Träger des europäischen Rationalismus und Dualismus wurde. Seine Skepsis am Ueberkommenen und sein Verlangen nach einem festen Ankergrunde des Denkens führten ihn zum Begriffe des Selbstbewußtseins, welches etwas ganz anderes ist als die „Seele". Aber die Rettung der „Seele" machte ihn populär und verschaffte ihm großen Anhang in Frankreich wie in Holland. Da ein Bruch mit der Tradition vorlag, so zog Cartesius mannichfach die halben und ganzen Ketzer an: Oratorianer, Jansenisten und rationalisirende Protestanten. Er wurde der Philosoph von Port-Royal. Im Grunde genommen ist der ganze „Rationalismus" des 17. und 18. Jahrhunderts auf Cartesius gebaut, der sich als der dauerbarste Durchschnitts-Philosoph bewährt hat. Wie tief und nachhaltig er gewirkt, sieht man unter anderm bei Fénélon, welcher „Ueber das Dasein Gottes" schrieb und auf der Gedankenleiter des Cartesius zu dem Schlusse gelangte: „Es existirt nothwendig ein einziges unendliches Wesen, welches wir Gott nennen". Fénélon endigte so mit der Substanz, mit der an und für sich seienden geistigen Wesenheit.

Auch in England trug sich eine Art Cartesischer Bewegung zu. Wie dort in der Politik der Gegensatz zwischen Royalismus und Volksherrlichkeit gährte, so theilten sich die Meinungen auf religiösem Gebiet in Offenbarungsglauben und Rationalismus. Filmer und Algernon Sidney standen sich gerade so einander gegenüber wie Ralph Cudworth und Herbert of Cherbury, dem wir schon als Staatsphilosophen begegneten.

Cudworth gehörte noch der Cromwell'schen Zeit an; er saß im letzten Parlament des Protectors und war Mitglied eines Comité's, welches 1657 die unter Jakob I. verfaßte Bibelübersetzung für die beste erklärte. Cudworth schrieb sein Hauptwerk unter dem Titel: „Das wahre Intellectual-System des Universums", worin er als entschiedener Spiritualist auftrat, Hobbes und Bacon bekämpfte, die realistischen Grundsätze des erstern als „Geisterfurcht" und die Denkart des letztern als „Stofffucht" bezeichnete. Cudworth's philosophisches Denken stand ganz im Dienste der anglicanischen Kirche. — Herbert of Cherbury dagegen kann als Vorläufer Locke's betrachtet werden. In seinem Werke: de Religione Gentilium (1663) „von der Religion der Heiden", zieht er den Begriff der Offenbarung kühn vor sein Forum und findet, daß Offenbarung sich vor der Vernunft stichhaltig erweisen müsse, solle sie irgend einen Werth haben. Locke war ganz derselben Ansicht. Auch hier gewahrt man die constitutionelle Theorie einer Abwägung der Gewalten: der Offenbarung und der Vernunft.

Herbert repräsentirt in England die praktische Seite der cartesischen Philosophie, jenen populären Dualismus, der sich in Deutschland von Christ. Wolf bis auf Kant hinzog und der mit Beseitigung aller Priesterschaft fest an „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" hielt. Noch heutzutage geben die geistlichen Hirten und Sanhedrine gar manches preis, wenn ihnen nur die Bewohnerin des Konarion gerettet bleibt.

Berühren wir nur kurz die metaphysischen Spielereien, die sich an den Cartesianischen Dualismus, und zwar mit logischer Folgerichtigkeit, anknüpften. Sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die Gefährlichkeit der Klippe, auf die sich Cartesius zu retten vermeinte. Da die Bewegungen der Seele und des Körpers unabhängig von einander sein sollten, so frug sich, wie sie zusammenpassen können. Arnold Geulinx, ein Antwerpener (1625—69), Professor zu Leyden, löste das Räthsel in angenehmer Weise: Gott fährt bei jeder „Occasion"

dazwischen und paßt Eines dem Andern an. Das hieß der „Occasionalismus", den Leibniz eigentlich nur aus dem Rohen herausgearbeitet hat.

Malebranche, ein frommer Oratorianer zu Paris (1638—1715), der den Locke noch überlebte, krönte die Spielerei, indem er die Beschäftigung Gottes aufs Aeußerste steigerte. Nach ihm besteht nicht nur keine Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, sondern sie bewegen sich auch beide gar nicht selbst. Gott steht dazwischen und setzt sie in die jedesmal erforderliche, zusammenpassende Bewegung. In Gott, der einen Substanz, dem „Ort der Geister", dem „allgemeinen Guten", sieht Malebranche Alles was ist und vorgeht. Nach dieser seltsamen Anschauung thut der Mensch, auch der geistige, gar nichts, so wenig wie der Körper; Gott thut Alles und wir sind die Zuschauer. Ganz folgerecht, und dabei sind wir heute wieder angelangt, unterstützt die getrennte Substantialität der Seele und des Körpers den Glauben an das Dreinfahren fremder Geister, guter oder böser. Und so ist es nicht zu verwundern, daß Malebranche in seiner Recherche de la Vérité sich für das Verbrennen der echten Hexen erklärt! —

Mitten in diese albernen Spielereien hinein rief ein portugiesischer Jude sein Quos ego. — Baruch Spinoza, Espinoza, der Dornichte, so vielen ein Dorn im Auge, gehörte einer Judenfamilie an, die sich vor irgend einem Philipp in die Freiheit der Niederlande geflüchtet hatte. Er war am 24. December 1633, im selben Jahre mit John Locke geboren, und starb schon 1677 mit 45 Jahren den Schillertod. Seine Beurtheilung hat immer an zwei Einseitigkeiten gelitten: einmal hat man ihn als heterogenes Element völlig aus dem Zusammenhang der Zeit herausgestellt und als eine Erscheinung für sich behandelt; das anderemal ist er schlechthin als Product der Cartesianischen Philosophie, als Aristoteles dieses Platon betrachtet worden. Beide Standpunkte sind gleich falsch.

Die spanischen Juden hatten seit der maurischen Eroberung rabbinisch-theologische Studien mit dem Studium der

Alten und der jedesmaligen Zeitbildung verbunden. Aus ihrer Mitte waren seit dem 11. Jahrhundert die Vielwisser und Religionsphilosophen Salomon Ben Gabrirol, Moses Ben Maimuni (Maimonides) u. A. hervorgegangen. Eine ähnliche Stellung nahm Spinoza in den gelehrten Niederlanden ein.

Der junge Baruch warf sich auf die national-jüdische Gelehrsamkeit, war im Talmud zu Hause, lernte in der Bibel forschen und war vertraut mit seinen spanischen Vorgängern. Classische Studien und namentlich Latein trieb er bei dem Amsterdamer Arzt van den Ende, der ihn zugleich in den Cartesius einführte. Er verliebte sich später in die Tochter seines Lehrers, die ihm jedoch einen reichen Bewerber aus Hamburg, einen gewissen Kerkering vorzog, und bewältigte seinen Schmerz durch einen höhern Affect, die sinnliche Liebe durch die Liebe zur Erkenntniß. In diesen wenigen Zügen ist der ganze Spinoza gezeichnet.

Daß er dem Zuge der Zeit, dem Drange zum Naturerkennen nicht fremd blieb, ist sowohl aus seinem inquisitiven Wesen erklärlich, als auch durch Thatsachen bestens verbürgt. Spinoza studirte eifrigst Mathematik, Physik, Dioptrik, zeichnete und schliff optische Gläser. An den Fortschritten der Physik und Chemie nahm er den lebhaftesten Antheil. Von Robert Boyle ließ er sich berichten, wie mächtig die Mikroskope wirkten, wie man vermittelst italienischer Fernrohre die Verfinsterungen des Jupiter durch seine Trabanten und am Saturn einen Ringschatten beobachtet habe. Endlich wissen wir, daß der Verfasser der „Ethik" sich auch mit dem Plane einer „Physik" trug, die allerdings bei seiner vorwiegenden Richtung erst in zweiter Linie kommen konnte.

Die Bibelforschung hatte den jungen Mann zur Kritik geführt; sein scharfes Ingenium spürte bald die Unsicherheit der Glaubensfundamente heraus. Die jüdische Gemeinde zu Amsterdam, die gern einen gelehrten Rabbinen aus ihm hätte werden sehen und ihm sogar ein Gehalt von 1000 Gl. bot, wenn er nur äußerlich in die Synagoge ginge, war enttäuscht

und bestürzt durch seinen Skepticismus. Er selbst berichtet von dem Mordanfalle eines Studiengenossen, dessen Dolch jedoch nur sein Gewand traf. Mit 24 Jahren, 1656, wurde Spinoza, nach dem üblichen Instanzenzuge, unter dem vollen Ceremoniell der Synagoge, durch das Anathema maranatha oder Schamanatha, als Blasphemator, Götzendiener und Verräther an Jehova aus der jüdischen Gemeinschaft gestoßen. Von seiner Familie getrennt, lebte er vier Jahre im Hause seines Lehrers; dann war seines Bleibens nicht mehr in Amsterdam; auf Betreiben seiner Feinde wies ihn der Magistrat als einen Irreligiösen aus. Er vertauschte die Stadt mit dem kleinen Rhynsburg bei Leyden und zog 1670 in den Haag, wo er 1677 starb.

Die Bescheidenheit seiner Existenz wird durch wenige Thatsachen vortrefflich illustrirt. Der Rathspensionär Jan de Witt bot ihm eine Pension; Spinoza aber begnügte sich mit 20 Pfennig für seinen täglichen Lebensunterhalt. In seinen Notizen lesen wir: „Milchsuppe und etwas Butter, 3 Stüber; Bier $1^1/_2$ Stüber." Oder „Habergrütze mit Rosinen und Butter, $4^1/_2$ Stüber". Monatlich trank er $2^1/_2$ Nösel Wein.

Sein philosophisches System kündigte sich an durch einen „Kurzen Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit", nach der Ausstoßung im Hause van den Ende's verfaßt (lateinisch, nur noch in einer holländischen Uebertragung von fremder Hand übrig), worin einfach von Gott ausgegangen, die Religion aber philosophisch behandelt wird; ferner durch eine Schrift: „Von der Verbesserung des Verstandes" (1660, lateinisch), welche, wie die „Ethik" in größerem Maße, die Speculation auf sittliches Bedürfniß gründet.

Seine Hauptwerke sind: „Die philosophischen Principien des Descartes, nebst metaphysischen Gedanken", 1663; der „Theologisch-politische Tractat", 1670, aber wohl ein Decennium früher verfaßt; endlich „die Ethik, geometrisch dargestellt", 1677, nach seinem Tode gedruckt, aber schon 16 Jahre vorher begonnen und kurz vor dem Tode vollendet.

Sein eigentliches System liegt uns in der uneigentlich so genannten „Ethik“ vor, die in den beiden ersten Büchern reine Metaphysik ist und erst im 3. Buche von den Affecten handelt, im 4. die menschliche Knechtschaft durch die Leidenschaften erörtert und im 5. und letzten die menschliche Freiheit auf die Macht der Vernunft gründet.

Das „more geometrico“, auf geometrische Art, will nicht viel besagen; denn die Vertheilung des Stoffs an Axiome, Lehr- und Zusätze ist rein willkürlich. Wenn das überhaupt zu Erweisende gleich als Axiom, als selbstverständlich vorausgestellt ist, so wird die Demonstration federleicht. Die geometrische Allüre zieht obendrein eine wahre Dornen- und Stachelhecke um das hochinteressante Werk. Der Orientale wollte mit seiner abstrusen Form wohl nur sagen: ich rationalisire und suche den bündigsten Ausdruck.

Spinoza machte mit der Einen Substanz oder Wesenheit des Cartesius, welche dieser ja auch über die Substanzen der Ausdehnung und des Denkens, wenn auch nur im Vorbeigehen gestellt hatte, Ernst. Er erklärt sich correct gegen die geschaffenen Substanzen. Die Eine Substanz setzt er als das Erste und Letzte, als die „Ursache ihrer selbst“. Sie hat zahlreiche Attribute, von denen uns nur das Denken und die Ausdehnung zugänglich sind. Die Gesetze und Ordnungen beider Grundeigenschaften der Substanz stimmen genau überein, ein Causalverhältniß besteht jedoch nicht zwischen ihnen, wie es noch in dem „Kurzen Tractat“ anerkannt worden war. Die beiden Attribute haben wieder ihre Erscheinungsarten, die modi, Einzeldinge. Nur die Substanz, das wahrhaft Unendliche, ist nothwendig-frei; nicht so sind es die Modi, die erst „im Lichte der Ewigkeit“ betrachtet werden müssen, wenn sie Werth bekommen sollen; an sich sind sie „determinirt“, d. h. „negirt“, d. i. aufgehoben.

Darin ist nun die All-Einheit der Welt aufs energischeste betont, der strenge absolute Zusammenhang aller Dinge und Erscheinungen des Universums im Sinne Giordano Bruno's

festgestellt. Die Substanz ist Alles. Und doch bemerken wir die Unterscheidung von „Gott“ und „Natur“; denn es heißt ausdrücklich: die Substanz ist „Ursache ihrer selbst und aller Natur“. Die Identität von Gott und Natur liegt daher mehr im esoterischen Endresultat Spinoza's als in seinem Ausdruck, und die Bezeichnung „Monismus“ paßt hier nicht; sie wird besser durch „Monarchismus“ ersetzt.

Kein Zweifel, Spinoza ging ursprünglich vom Glauben — siehe „Kurzer Tractat“ — aus; denn der besonnene Denker kann unmöglich einer abstracten Bezeichnung, heiße sie „Substanz“ oder „Gott“, die absolute Realität beimessen; er kann vollends nicht mit diesem Kanonenschuß der Offenbarung beginnen. Gedanken und Begriffe erzeugen keine Wirklichkeit. Diesem Gott des Glaubens nahm dann Spinoza wieder alle Eigenschaften und behauptete mit der Kabbala, man dürfe Gott weder Willen, noch Verlangen, noch Ueberlegung zuschreiben, er sei einfach Alles. Die Zweckmäßigkeit sei anthropomorph. Dieses „Alles“, wozu er seinen Gott sublimirte, war aber im Grunde das Nichts, das Leere, die pure Möglichkeit von Allem.

In seiner Correspondenz mit Oldenburg in London wehrt sich Spinoza gegen die Beschuldigung des „Atheismus“. Diese Beschuldigung ist überhaupt eine Impertinenz des Glaubens, der sich als selbstverständlich setzt. Anständigerweise dürfte er blos von Apistie (Unglauben) reden, nicht aber Andere danach classificiren, ob sie seinem Glaubensinhalt je die Ehre angethan haben, sich um ihn zu kümmern oder nicht. Spinoza war von diesem Glaubensinhalt ausgegangen; er konnte dreist behaupten, daß er Jupiter nicht vom Throne gestürzt habe, wenn auch Jupiter ein ganz anderes Gesicht bekommen, eigentlich jede Physiognomie verloren hatte.

Wenn aber Oldenburg zur Attake im Einzelnen übergeht, so bekommt er seine verdiente Antwort. Jener bat den Spinoza, die Religion nicht anzugreifen; im „Tractat“ habe er Gott gleich Natur gesetzt, die Autorität und den Werth

der Wunder bemängelt, über Jesus Christus und dessen Menschwerdung sich nicht ausgelassen. Er lehre Dogmen, welche die Tugend wankend machten. — Spinoza antwortet: Von den letztern möchte er hören. Auf die drei namhaften Ketzereien erwiderte er: Gott sei in der Welt immanent und nicht mit der Materie zu verwechseln (wie oben gesagt: „Gott und die Natur"). Die Christen seien grade so abergläubisch wie alle Andern. Christus brauche nicht im Fleisch zu erscheinen; ohne den Sohn Gottes werde Niemand weise; die Fleischwerdung sei grade wie wenn der Cirkel die Natur des Quadrats annähme. —

Spinoza zerarbeitete sich ritterlich an der Identität der beiden immer noch vorhandenen Substanzen; aber erreicht hat er sie nicht. Wenn ihm die Ordnung der Ideen = der Ordnung der Dinge ist, so ist ihm das in der That nur eine geometrische Gleichung, welche die Wesenseinheit der beiden Glieder bei Seite läßt. Die alte jüdische Religionsphilosophie hatte ihn auf den kritischen Punkt getrieben. Der ursprünglich nationale Jehova war zum allgemeinen Gott erweitert worden, erhielt sich aber hartnäckig in seiner abstracten Weltentfremdung. Durch das Studium des Aristoteles und besonders der Neuplatoniker wurde das gelehrte Judenthum vor die Frage der Identität gestellt. In einem alten jüdischen Gebetbuche steht zu lesen: „Ich begehe diese Handlung, um den Heiligen — gelobt sei er! — Gott mit der Erscheinung zu identificiren." Seltsames Gebet, das einem kategorischen Imperativ der reinen Vernunft gleicht.

Nach dieser gewaltsamen Identitäts-Erklärung blieben die altgewohnten Vermenschlichungen des abstracten Princips zurück. Wie diese beseitigen? Auch hier war vorgearbeitet worden. Die mittelalterlichen Juden hatten den Anthropomorphismus aus dem Wesen Gottes zu entfernen getrachtet. Maimonides legte die Materie in Gott, demnach war die Ausdehnung ein Attribut Gottes, die Materie ewig wie der Gedanke, die Schöpfung entfiel. Höchst wahrscheinlich suchte sich Spinoza

aus dieser jüdischen Mystik durch den Cartesius zu retten, indem er dessen Ursubstanz sammt den zwei geschaffenen Substanzen in die eine übergreifende Allsubstanz aufhob. So glaubte er zur Erfüllung des jüdischen Gebetes zu gelangen. Aber die Starrheit des Gottes war so groß, daß er nicht völlig zerbrach, als Spinoza ihn mit der Welt zusammendrückte.

Bedenklich ist ferner die absolute Geschiedenheit der beiden Attribute: Denken und Ausdehnung, die bei mangelnder Wechselwirkung gar nicht im Stande sind, die modi oder Einzeldinge, und noch weniger deren aufsteigende Stufenfolge vom Unorganischen zum Organischen und Beseelten zu erklären. Ja die Attribute verhindern gradezu die Einheit der Substanz, weil sie entgegengesetzten Wesenheiten entsprechen. Da hätte der Philosoph doch besser die modi gleich aus der Substanz als der Goethe'schen „Gottnatur" entlassen. Das aber ging wieder nicht an, da es in der unendlichen Substanz eine endliche Causalität voraussetzen würde. Zuletzt hat die „Determination" der Einzeldinge, welche gleich ihrer „Negation" ist, dem Spinoza nicht mit Unrecht den Vorwurf des „Akosmismus", der Weltlosigkeit zugezogen. Denn das ist doch nur eine Mephistophelische Welt, in welcher „Alles was besteht, werth ist, daß es zu Grunde geht"; noch mehr, beständig im Urgrunde zu Grunde geht. Das Einzelne ist dem Spinoza eben nur ein Verschwindendes, und nur durch ein Sophisma weiß er den menschlichen Geist eine Weile zu bannen. Die wahre Geltung kommt nur der abstracten Idee zugute, nicht dem Einzelgeist; er spricht von Unsterblichkeit, aber diese ist offenbar nur ein Name. Dieser Name ist wieder ein Schatten, ein Echo einer geglaubten Realität. In Wahrheit aber gähnt über allem Einzelnen und Besondern der unersättliche Höllenrachen der Substanz. Der Philosoph, der die schärfsten Gläser zu schleifen vermochte, sah dennoch das Einzelne nicht.

Man kann Spinoza's Welterklärung dahin zusammenfassen: er negirte die Theologie vom Standpunkte der Theologie

selbst. Spinoza schrieb eine Philosophie der Theologie und mischte dabei die auffallendsten Anthropomorphismen in seine höchsten Abstractionen: er redet von der Liebe Gottes zu sich selbst und von unserer Liebe zu Gott. —

Nun zur eigentlichen Ethik. Cartesius hatte von den Affecten oder Leidenschaften nur gehandelt, insofern sie dem Denken Hindernisse bereiten, und gelehrt, die Leidenschaften durch Reflection und Resignation zu bekämpfen. Das wirkte deutlich bei Spinoza nach und traf hier mit dem Derwisch zusammen, von dem jeder Orientale ein Stück in sich trägt. Es handelt sich einfach um die Macht über das philosophische Gemüth. Bei Spinoza hängt der ethische Werth lediglich vom Intellect ab. Verworrenes Denken bringt Leidenschaft, klares Denken Tugend hervor. Wie der Intellect auf den Willen wirken soll, ist unerklärlich, da beide nach Spinoza verschiedenen Wesens sind. Auch hier klafft der Dualismus. Aber das bei Seite gesetzt, hängt die Moral einzig von der Entwickelung der Denkfähigkeit ab? Woher kommen dann die raffinirten Bösewichter, die antisocialen Verbrecher? Die Natur des Willens, des einzelnen wie des Gesammtwillens, ist eben nicht untersucht. Der blos denkende Mensch sitzt auf dem Isolirschemel und spintisirt eine Tugendlehre heraus. Die Cartesisch-Spinozische Moral ist ganz transcendent, sie überspringt die Verhältnisse der Wirklichkeit und gebietet in letzter Instanz auf gut Christlich „sich in Gottes Willen zu fügen". Doch ist ein Wink Spinoza's wohl zu beherzigen, wenn er lehrt, den niedern Trieb durch einen höhern zu beseitigen; hier bleiben wir doch im Gebiete des Wollens, wenn auch der Intellect als Leuchte dient. Das führt zu praktischen Resultaten: der Grund der Stimmung wird geändert, die sittliche Gewöhnung tritt in ihre Rechte.

Daß Gut und Böse nur menschliche, in Bezug auf unsere Leidenschaften entstandene Begriffe seien, wußte Spinoza schon aus dem Maimonides. Derselbe Gelehrte hatte auch die Intelligenz vor die Sittlichkeit gestellt; nicht blos aus dem Car-

tesius war daher die Einseitigkeit herübergenommen, die Ethik auf den Intellect zu gründen.

Eine Ergänzung der sehr mangelhaften „Ethik" finden wir in Spinoza's „Theologisch-politischem Tractat", einer Rechtsphilosophie, welche auch das Verhältniß von Staat und Kirche, sowie die Freiheitsrechte des Einzelnen umfaßt. Lange will es dem Leser dieses Buches, welches das Resultat kritischer Bibelstudien und der persönlichen traurigen Erfahrungen des Verfassers war, scheinen, als ob Spinoza ganz auf dem Utilitäts-Standpunkte Bacons und auf dem Podium der Autorität des Hobbes stehe, welch' letzterer ihm wohlbekannt war. Hintennach aber werden wir belehrt, daß trotz aller Autorität bestehender Gewalten der Gedanke und die Schrift frei sein müssen, um den Fortschritt möglich zu erhalten.

Und wie Nathanisch wird die staatliche Einheit des Glaubens gedeutet, wenn Spinoza sagt: „Für die Sicherheit eines Staates kann nichts Besseres ausgedacht werden, als Frömmigkeit und religiöse Verehrung, d. i. wenn aller religiöse Werth auf die wirkliche Uebung der Liebe und Gerechtigkeit allein gelegt, im Uebrigen aber Jedem freies Urtheil gelassen wird". „Liebe und Gerechtigkeit": das sind active sittliche Factoren.

Spinoza ertheilt noch mit Hobbes der Obrigkeit das oberste Kirchenrecht; als aber „in den Streit der Remonstranten (Arminianer) die weltliche Obrigkeit und die Generalstaaten sich zu mischen begannen, wurden die Gemüther aufgeregt, bis endlich Spaltungen eintraten; und durch viele Beispiele ist bekannt, daß Gesetze, welche über religiöse Gegenstände gegeben werden, um die Streitigkeiten beizulegen, die Menschen mehr reizen als bessern."

Die ganz moderne Welt zeigt uns ihr Antlitz, wenn der Philosoph von der holländischen Union und der Stadt Amsterdam sagt: „In dieser höchst blühenden Republik und einer der ausgezeichnetsten Städte aller Nationen leben die verschiedensten Menschen ganz vertraulich, und was sie bekümmert ist nur,

das zu erforschen, ob ein Anderer reich oder arm sei, oder ob er in gutem Glauben oder mit Betrug zu handeln gewohnt ist, um hiernach für Handel und Verkehr die geeigneten Maßregeln ergreifen zu können".

Gänzlich aber bricht die „erhabene Autorität" des „Leviathan" zusammen, wenn es heißt: „Dieses Recht (Autorität) wird er (der Gewaltige) nur so lange behalten, als ihm die Macht bleibt, Alles was er will zu thun; sonst wird er nur auf gut Glück herrschen und kein Stärkerer ist ihm wider seinen Willen zu gehorchen schuldig". Und daß man hier nicht etwa einen „Conflict der Autoritäten" wittere! Spinoza definirt die Regierung, der man zu gehorchen schulde, ausdrücklich als „Volksregierung" und den Staat als „eine Gesellschaft von Menschen, welche als moralische Person betrachtet, collegialisch das höchste Recht hat auf Alles, was sie kann".

„Daher kann es sich nur selten ereignen, daß die höchsten Gewalten ganz Unsinniges befehlen; denn ihnen selbst liegt am meisten daran, das gemeine Beste wohl zu erwägen und Alles nach dem Ausspruche der Vernunft zu leiten; gewaltthätige Herrschaft behält, wie Seneca sagt, Niemand lange. Dazu kommt, daß in einem demokratischen Reiche unsinnige Befehle weniger zu befürchten sind; denn es ist fast unmöglich, daß der größere Theil einer Gesellschaft, besonders wenn diese zahlreich ist, in einem Unsinn mit einander übereinstimme."

„Damit glaube ich die Grundlagen eines demokratischen Reiches klar genug verzeichnet zu haben, weil es mir das Natürlichste schien und hauptsächlich zu jener Freiheit gehört, welche die Natur jedem Einzelnen gegeben hat; denn hier giebt Niemand sein natürliches Recht so an einen Andern ab, daß er künftig nicht auch noch mitzurathen hätte zum größern Nutzen des Ganzen, von dem er einen Theil ausmacht.

„Wer sein natürliches Recht auf einen Andern überträgt," so schließt der bon républicain, wie er sich brieflich selbst nannte, „der ist freilich Gehorsam schuldig — so lange der König oder der Adel oder das Volk die erlangte höchste Ge-

walt, auf der Uebertragung des Rechts beruhend, behauptet. Dieſem noch etwas hinzuzufügen, wäre unnöthig."

Durch dieſes tief- und ſcharfſinnige Amendement zur Theorie der Autorität iſt Hobbes überwunden, Grotius amendirt; das Recht und die Gewalt ſind als fließend hingeſtellt, das Element der Gemeinſamkeit dominirt die perſönliche Willkür, die erblichen Monopole und Privilegien.

Von einem poſitiven Völkerrecht dagegen ließ ſich Spinoza nichts träumen; in dieſem Punkte ſchrieb er die nackte Wirklichkeit der Staatsraiſon ab, wenn er ſagte: „Ein Vertrag zwiſchen zwei Völkern beſteht, ſo lange ſeine Urſache beſteht, die Furcht vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn". Das Grundaxiom des Völkerrechts iſt demnach die Schwäche des Nachbarn. Iſt das heute anders geworden? Das einzige Gegengift beſteht in Bündniſſen oder Coalitionen.

Seine philoſophiſche Unabhängigkeit von jeder Staatsordnung hütete Spinoza wie ſeinen höchſten Schatz. Als ihm der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz eine Heidelberger Profeſſur antragen ließ und nur den einzigen Vorbehalt machte daß er die herrſchende Religion nicht angreife, antwortete Spinoza dem Profeſſor und kurpfälziſchen Hofrath Fabritius: Er würde aufhören die Philoſophie zu fördern, wenn er die Jugend lehrte (Galilei). Auch wiſſe er nicht, in welchen Gränzen die Freiheit zu philoſophiren eingeſchloſſen werden müſſe, damit er nicht die öffentlich eingeſetzte Religion ſtören zu wollen ſcheine.

Das ſind die geiſtigen Thaten und die Geſinnungen jenes denkwürdigen Mannes, der uns beſchrieben wird als von mittlerer Größe, regelmäßigen Zügen, dunkler Hautfarbe — Leibniz ſpricht von „olivenfarbiger Haut und etwas Spaniſchem im Geſicht" — mit ſchwarzem Lockenhaar und dunklen, langen Augenbrauen, im zugeknöpften langen Rock mit weißem Halsbäffchen. Seit der Verfluchung in der Synagoge hatte er ſich in lateiniſcher Ueberſetzung von Baruch Benedictus, der Geſegnete genannt.

Er hat in die Ferne gewirkt; nach einem Jahrhundert kam es in der franzöſiſchen Encyklopädie zum Vorſchein, was

die angestrebte und nicht ganz erreichte Identität von Geist und Natur eigentlich bedeute. Es ist längst ein öffentliches Geheimniß, daß Spinoza der Großvater des Sensualismus und der natürlichen Erklärung des Werdens der Dinge war. Das andere, das scholastische Element in ihm, wirkte mächtig auf die Systeme der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Aber auch nähere Wirkungen sind dem Philosophen der Substanz nachzuweisen, obwohl sie weniger philosophisch als kulturell ins Gewicht fallen. Die reformirte Kirche seines Jahrhunderts bemächtigte sich seines Systems, um eine calvinische Philosophie herauszuschneidern. Wie es im 19. Jahrhundert eine Hegel'sche Theologie gab, so im 17. eine Spinozische. Natürlich wurden diese kirchlichen Spinozisten zu Sectirern und den Glaubenshütern zum Aergerniß. So der Geistliche Deurhof und der kühne van Hattem, den die Kirche excommunicirte.

Auch eine stille Laiengemeinde hatte sich um den stillen Denker gebildet; an ihrer Spitze standen die Aerzte Ludwig Meyer und Lucas, sowie Simon de Vries. Meyer gab die posthumen Werke Spinoza's heraus.

Mit Leibniz betritt die Philosophie des 17. Jahrhunderts zum ersten male deutschen Boden, mit ihm schließt sie zugleich ab. Diese unvorbereitete Einzigkeit kann manches erklären und der nachfolgenden Kritik wohl auch zu einiger Milderung dienen. In dem Lande des christlichen Bürgerkrieges war noch Alles zu thun, fast sämmtliche Wissenschaften lagen brach oder im Argen. Wie es mit dem philosophischen Bewußtsein aussah, erhellt wohl am besten aus dem Umstande, daß Hobbes, Spinoza und Herbert of Cherbury „die drei großen Betrüger" hießen! Wie Zeller in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz" erwähnt, gefiel den frommen Deutschen von allen fremdländischen Erfindungen nur der physikalische Atomismus, was Leibniz selbst bezeuge, und zwar aus dem Grunde, weil Gott auf diese Weise von der beständigen Einwirkung

auf die Welt entfernt werde. Die Deutschen mußten den Geulinx und den Malebranche nicht kennen.

Kann man Spinoza einen Ideal-Realisten nennen, so ist Leibniz der Real-Idealist des Jahrhunderts. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen diesen beiden Männern. Der Eine arm, zurückgezogen, sich auf einen Punkt concentrirend; der Andere vornehm, répandu dans le monde, nach allen Richtungen ausstrahlend. Spinoza war consequent, philosophischer Dogmatiker, eher schweigsam als nachgiebig; Leibniz sehr „entwickelungsfähig", accommodationsbereit, mittheilsam in Wort und Schrift. Der Verfluchte stellte sich streng außerhalb jedes kirchlichen Verbandes — der mit Ehren und Glücksgütern Gesegnete machte sich mit allen Confessionen zu schaffen und trug sich mit Gedanken über ihre Verschmelzung. Spinoza war Republicaner, Leibniz Monarchist und Günstling vieler Monarchen. Diese scheinbaren Aeußerlichkeiten werden sich als ebenso viele Innerlichkeiten erweisen.

Gottfried Wilhelm Leibniz (so schrieb er sich selbst) wurde geboren am 3. Juli 1646 als Sohn eines Leipziger Professors, studirte die Jurisprudenz, machte aber dabei früh Bekanntschaft mit den Werken Kepler's, Galilei's, Gassendi's und des Cartesius; wurde mit 17 Jahren Magister auf Grund einer Dissertation: „Ueber das Princip des Individuums"; promovirte mit 20 Jahren zu Altorf zum Dr. juris auf Grund einer Arbeit „über die verwickelten Rechtsfälle". Mit 24 Jahren wurde er Rath beim obersten Kurmainzischen Gerichtshof. Von 1672—76, vom 26. bis 30. Jahre, lebte er in Paris, wo er neben seinen Studien auch Diplomatie auf eigene Faust betrieb, indem er den für Deutschland so bedrohlichen Sonnenkönig nach Aegypten abzulenken suchte. Durch Huygens wurde er in die höhere Mathematik eingeführt und trat in Beziehung zu Newton, dessen Fluxionenmethode er nach der mildesten Ansicht umgestaltet oder vervollkommnet hätte, während Andere ihn die Differential-Rechnung selbständig erfinden lassen und die Panegyriker gar den incarnirten Ma-

thematiker Newton zum Plagiarius stempeln. 1676, auf der Heimreise, besuchte Leibniz im Haag seinen großen Antagonisten Spinoza, mit dem er später etliche Briefe wechselte. Er selbst behauptet, schon in Paris durch Tschirnhausen eine Copie der „Ethik" erhalten zu haben. Dann wurde er Bibliothekar und Hofrath zu Hannover, wo sein juristisch-diplomatisch-historisches Sammlergenie sich zu bethätigen begann. Er begründete für Deutschland jenes Studium, welches für Frankreich die Ecole des chartes verallgemeinert hat, die wissenschaftliche Untersuchung der alten Charten, Diplome und Verträge, jene documentarische Prüfung der Ansprüche von Königen, Adel und Kirche, die so oft und so lange zu unbegründeten und schreienden Mißbräuchen und Beraubungen geworden sind. In Braunschweigischen Diensten übernahm er auch die Verwaltung der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und wurde so der Vorgänger Lessing's, der ihn als gedankenvollen Anreger stets hoch gepriesen hat. Hier in Wolfenbüttel muß er wohl zwei Schriften Giordano Bruno's „über das dreifache Kleinste" und „über die Monade" gefunden haben, die wahrscheinlich in Helmstädt entstanden und vom Verfasser dem geistreichen Herzog Heinrich Julius gewidmet worden waren. Mit der hochbegabten Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg stand Leibniz im lebhaftesten Verkehr; im Jahre 1700 stiftete er die Berliner „Societät der Wissenschaften", die Akademie, deren steter Präsident er blieb, in deren Stiftungsurkunde er aber die Philosophie vom Kreise der akademischen Thätigkeit ausschloß. Seit 1690 war er geadelt und wurde Reichshofrath. Auch eine Pension Peter des Großen von 1000 Rubel bezog er als russischer Geh. Justizrath in seinen letzten Jahren, wo er mit Sinecuren schon überhäuft war. Er starb 1716 zu Hannover in auffallender Nichtbeachtung und wurde gleich dem gewöhnlichsten Sterblichen hinausgetragen.

Leibniz war eigentlich kein Philosoph von Fach, sondern gelegentlicher philosophischer Schriftsteller, der den Stoff und die Veranlassung zum Schreiben von Andern empfing, geist-

reich und elegant in zwei Sprachen, lateinisch und französisch schrieb, sich auch deutsch auszudrücken wußte und durch seine allseitige Correspondenz überall Anlaß und Anstoß zum Denken und Forschen gab. Nicht zu leugnen ist, daß der Leibniz'sche Universalismus der Wissenschaft, die Bearbeitung zahlloser Disciplinen, häufig mehr in die Weite als in die Tiefe führte. Ueber was hat Leibniz nicht geschrieben, mit welchen Fragen sich nicht befaßt! Er war Jurist, Mathematiker, Physiker, Geolog, Philosoph, Theolog und Historiker. Er bewies das Dasein Gottes mathematisch (1666); ließ die Natur gegen die Atheisten Zeugniß ablegen (1669); verfaßte als Vulcanist die „Protogäa" (1680); gab von 1693 an einen diplomatischen Codex des Völkerrechts, von 1701 an die Quellen der Braunschweigischen Geschichte heraus; verfaßte 1704 die „Neuen Versuche über den menschlichen Verstand" gegen Lockes „Versuch"; widmete 1714 die „Principien der Philosophie", d. i. Monadenlehre, die er schon 1695 in dem „Neuen System der Natur" vorgetragen hatte, dem Prinzen Eugen von Savoyen, und schrieb 1710 die „Theodicée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Uebels" nebst der „Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft", um der Königin von Preußen gegen den skeptischen Bayle beizuspringen.

Sein Verhältniß zur zeitgenössischen Philosophie und namentlich zu Spinoza erhellt am besten aus der „Monadologie" und den „Neuen Versuchen", die jedoch erst ein Jahrhundert später bekannt wurden.

Leibniz befehdete die Tage seines Lebens den Atheismus, nicht etwa, daß er sich im Geiste seines Jahrhunderts überlieferten Vorstellungen accommodirt hätte, sondern mit ausgesprochener polemischer Tendenz. Sehr früh schrieb er gegen die Gottesleugner und für die Dreieinigkeit; die ewigen Höllenstrafen waren ihm geläufig, was Lessing, dem schalen und flachen Rationalismus seiner Zeit gegenüber, so entzückte. Die Newton'sche Gravitationslehre war ihm auch aus theologischen Gründen zuwider; denn an die Prinzessin von Wales

schrieb er: Nicht nur sei das Gravitationsgesetz grundsätzlich falsch, so unhaltbar wie die Ansicht Locke's, sondern auch religiös verderblich, indem sein Umsichgreifen den Glauben in England bedrohe! Er setzte der Newton'schen Schwere die „Kraft" entgegen, die ihm psychisches Princip war und hinter der man sich einen „Kräftigen" denken konnte. Die „Theodicée" nun gar, die schwächste aller Leibniz'schen Leistungen, die den Spott Voltaire's im „Candide" vollauf verdiente, ist ein rein theologisches Machwerk, in welchem die frühere Leibniz'sche Schärfe stark in die Brüche geräth. Wenn er in seinem „Theologischen System" ein Mittelding von Dogma zwischen Katholiken und Protestanten aufzustellen sucht, so verhüllt die Philosophie verlegen ihr Antlitz.

Die Stellung Leibnizens zur Religion, die er consequent eingenommen hat, erhellt schon aus einem Brief an den Jansenisten Arnauld aus dem Jahre 1671. Er drang auf die tiefste Religionswissenschaft; denn wenn man das Bedürfniß nach Wissenschaft nicht befriedige, so sei es mit der Religion aus. Wiederum die Signatur des 17. Jahrhunderts. Die Tradition bricht zusammen, stützen wir sie durch die Wissenschaft! Das Gefühl sammt der Phantasie ist nur noch zu retten durch den logischen Gedanken! Der Gegenpol muß den Pol halten! Und dann der historische Seufzer: „Bald werden viele Menschen nur noch scheinbar Christen sein; energische böse Geister werden am Ruin des Glaubens arbeiten; der Atheismus und Naturalismus werden die letzten Ketzereien sein."

Will man einen leitenden Faden für das Labyrinth der Leibniz'schen Philosophie, verlangt man nach etwas Stetigem im Wandel und Wechsel, so muß man sich an die Jugendschrift „vom Princip des Individuums" erinnern. Das Individuelle, das Besondere, das Einzelne war Leibnizens Augenmerk. Wie er Vieles studirte und behandelte, so war sein philosophisches Visir auf das Viele, mehr als auf das Eine gerichtet. Spinoza war teleskopisch beschaffen, er spähte stets in der Unendlichkeit nach dem All-Einen; die Substanz war

sein Zielpunkt. Leibniz dagegen war mikroskopisch angethan, die Einzelheiten lagen unter seiner Loupe, die Substanz vertheilte sich bei ihm an unzählige Monaden. Daß er dabei nicht consequent verfuhr, war die Schuld seines theologischen Standpunktes; denn wenn Spinoza die Theologie durch die Theologie aufhob, so machte Leibniz die Philosophie wieder theologisch.

Die Atomenlehre, welche Gassendi in Erinnerung gebracht hatte, interessirte ihn lebhaft; doch fehlte ihm bei den todten Atomen der Motor, das belebende Princip. Wie gefunden war ihm daher Giordano Bruno mit seinen Monaden oder beseelten Atomen. Er construirte sich jetzt seine Welt also: Monaden sind unräumlich-kleinste Substanzen, „Kraftpunkte", metaphysische Existenzen, von denen jede mit Vorstellung begabt ist und das Universum repräsentirt, ohne daß die eine durch die andere irgend beeinflußt werden könnte. Diese einfachen Wesen vereinigen sich oder vielmehr sind vereinigt zu Körpern, und höher hinauf zu Organismen. In den höchsten Organismen sitzt eine Centralmonas oder „Seele". Leib und Seele können sich aber auch nicht beeinflussen (Cartesius), sondern gehen nebeneinander her; daß jede Monade in jedem Augenblick mit allen andern übereinstimmt, ist die Wirkung der „prästabilirten Harmonie". Diese wird bewirkt durch die Monade der Monaden oder Gott; die Monaden sind sämmtlich nur Fulgurationen oder Ausstrahlungen Gottes. Gott existirt nothwendig als „Architekt der Natur".

So wundervoll das aufgebaut scheint, so sehr starrt es von Widersprüchen. Zuerst haben wir unräumliche Kraftpunkte, welche die reale Welt bilden. Sodann werden gleich zwei Arten von Monaden gesetzt, körperbildende und „Seelen", deren Gegensatz in der Definition der Monade gar nicht gegeben ist. Denn mit dem Unterschiede von „reiner" Monade und „einfacher" Monade wissen wir wahrlich nichts anzufangen. Endlich soll keine Monade auf die andere einwirken können, und doch wirkt die Urmonade principiell auf alle übrigen ein; noch mehr, sie strahlt sie aus, sie schafft sie also,

während diese doch als metaphysische Punkte von Ewigkeit da sind, und zum Ueberfluß, freilich auch zur Vollendung des Widerspruchs, noch einmal für „unsterblich" erklärt werden.

Leibniz nennt einmal den Spinoza einen Juif subtil, aber bis zum Abbrechen subtil ist seine eigene Erklärung der Materie. Man darf doch billig fragen, wie aus Kraftpunkten eine reale Welt entstehen könne. Leibniz antwortet: „die Materie ist nur die Dunkelheit unserer Vorstellungen", das „Band der Monaden". Hätten wir also nicht unsere stumpfen Sinne, so würden wir nichts weiter in der Welt gewahren als die metaphysischen Punkte. So ist es allerdings sehr leicht, die Gränzmarken unserer subjectiven Anschauung zu — überfliegen; man braucht eben nur zu fliegen, d. h. etwas zu fingiren, was menschenunmöglich ist. Für Gott, sagt uns der Philosoph, giebt es keine Materie, was wir gerne glauben. Auch die Körper sind mithin eigentlich immateriell; und doch bewegen sie sich im Raume, während die Monaden unräumlich sind. Auch die Centralmonade oder Seele kann diese Bewegung nicht hervorrufen. Was denn? Leibniz sagt: Mechanische Ursachen. Die Mechanik wäre demnach das Bewegungsgesetz dunkler Vorstellungen!

Die Seele handelt nach Zwecken, wie Gott im Universum; der Leib dagegen bewegt sich nach mechanischen Gesetzen. Dennoch stimmen beide zusammen. Wie geht das zu? Das besorgt die „prästabilirte Harmonie". Um das Unerklärliche zu erklären, wird ein Wunder postulirt. Und doch ist diese „prästabilirte Harmonie" gar nichts als ein von der Wirklichkeit abgezogener Begriff; sie ist nur ein Namen für die thatsächliche Wechselwirkung stofflicher Kräfte. Wie schade, daß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches in der Unzerstörbarkeit der Monaden wie im Keime liegt, durch solchen dualistischen Wirrwarr wieder zerstört wird! In der That, und das ist die große Bedeutung Leibnizens für die Gegenwart, hat der Philosoph die Rathlosigkeit der Neuesten anticipirt, welche daran verzweifeln, das Seelische mechanisch und

das Mechanische seelisch zu erklären. Wer aber heißt sie zwei gegensätzliche Attribute der Substanz voraussetzen, zwei Ordnungen von Atomen annehmen?

Es ist anzuerkennen, daß Leibniz einen bedeutenden Schritt über Cartesius und auch über Spinoza hinaus that, indem er behauptete, die Materie sei nicht blos Ausdehnung, sondern auch Kraft, Thätigkeit. Wenn er nur dieser thätigen Kraft nicht wieder einen besondern Platz angewiesen und eingesehen hätte, daß Kraftpunkte sich bewegen und Ausdehnung gewinnen müssen. Allerdings kommen bei Leibniz leise Schwenkungen zur rationellen Monadologie vor. „Jedes Ding hat auf ideale Weise oder in der Idee vor seiner Existenz zu dem Beschluß mitgewirkt, den Gott hinsichtlich der Existenz aller Dinge gefaßt hat." Wenn nun alle Dinge durch ihre Urbestandtheile oder Monaden zu dem gemeinsamen Weltbau mitwirken, so geht's ja vielleicht ohne Monade der Monaden. Die große Urmonade ist am Ende doch nichts Anderes als das Wesen oder der Begriff der Monaden. Das kommt auf Spinoza's Substanz hinaus, der freilich auch Spinoza zu viel scheinbare Sonderexistenz verlieh.

Wenn Lessings Vermuthung begründet wäre, daß Leibniz in den „Neuen Versuchen" den Einheitsgedanken Spinoza's habe erklären wollen, so könnte man hinzufügen: Leibniz wollte die Vielheit und Einzelheit retten und die vielen Einzelnen im Begriffe der Monadensubstanz vereinigen. Beide Philosophen hätten demnach die Frage: ob Republik, ob Monarchie im Universum? gleichmäßig im Sinne der erstern entschieden; der Eine von Oben anfangend, von der Substanz, der Andere von Unten, von den Einzel-Monaden. Indessen gehört dieses Resultat doch nur der Weiterentwickelung des philosophischen Gedankens an, nicht dem bewußten Spinoza und dem bewußten Leibniz. Spinoza steuerte nur auf den reinen Monismus zu, konnte aber vom Monarchismus nicht gänzlich loskommen; Leibniz blieb beim Dualismus stehen und gab dem „Geiste" die Priorität oder vielmehr die Herrschaft. Der große Naturkundige wurde immer wieder Metaphysiker.

Der Standpunkt Leibnizens kann auch noch so ausgedrückt werden: Idealisten und Materialisten haben beide Recht; es giebt sowohl metaphysische Zweck- und Endursachen, als mechanisch wirkende Causalität. Der Satz vom zureichenden Grunde ist ja nichts Anderes als das Causalgesetz. Aber die Quelle der Mechanik liegt in der Metaphysik. Damit läßt sich dann jeder Spiritualismus beweisen; denn wenn der Begriff oder die Abstraction Wirkungen auf die Dinge üben, so sind wir wieder bei der Weltschöpfung angelangt und dem Anthropomorphismus ist Thür und Thor geöffnet.

Etwas Aehnliches meinte wohl Spinoza, als er an Leibniz schrieb: Er solle die Vernunft gebrauchen, statt sich durch Einbildungen täuschen zu lassen; wozu Leibniz bemerkte, das sei unbestreitbar richtig. Näher sind sie sich nicht gekommen, das Urtheil der Geschichte überlassend. Sie hatten persönlich eine gewisse Scheu vor einander: Leibniz vor dem Juden, den er einmal „zu nennen wagt"; Spinoza vor der Indiscretion, denn Leibniz wußte von seinem Besuche bei Spinoza nichts zu berichten, als daß ihm dieser „etliche gute Anekdoten über die Verhältnisse jener Zeit" erzählt habe. Es war wenige Wochen vor Spinoza's Tode. Die „Ethik" lag fertig im Pulte, mit Spinoza's Willen ist nichts davon in Leibnizens Hände gekommen.

Sieht man von der „gütigen Teleologie" ab, welche sich mit dem Individualitätsbegriffe vertragen mag, wie sie kann, so zeichnet sich Leibniz vor Spinoza durch einen lebhaften, ja poetischen Natursinn aus. Er betrachtet die Natur mit Liebe. Unvergessen soll ihm bleiben, daß er zuerst, anlehnend an die wachsende Gruppirung der Monaden, den Grundsatz der Continuität in die Naturbetrachtung eingeführt hat. „Die Natur macht keine Sprünge." Das war ein ahnungsreiches Wort; denn, wie mit Recht hervorgehoben worden, wenn keine Discontinuität stattfindet, so besteht auch keine Lücke zwischen Unorganischem und Organischem. Hier hat der Genius den vorsichtigen Philosophen ergriffen und ihn zu Höhen emporgeführt, deren Messung die ernste Arbeit unseres Jahrhunderts geworden ist.

Die Monade bildet nicht nur als Atom die Grundlage der Chemie, sondern hat sich als einfachstes psycho-physisches Wesen auch in der Physiologie eingebürgert: Johannes Müller schlug vor, die Zelle eine „organische Monade" zu nennen.

Selbst der Optimismus, diese Welt für die bestmögliche zu erklären, hat seine vernünftige Seite. Diese Welt ist die vorhandene, wirkliche, und wir Menschen, die wir ein Product dieser Welt und nichts an und für uns selbst sind, können uns gar keine andere Welt vorstellen. Wir können keines der vorhandenen Elemente, noch viel weniger ein Gesetz weg- oder ein neues hinzudenken, ohne daß das Ganze vor unserer Vorstellung zusammenstürzte, ohne daß die beste Welt aufhörte, noch eine mögliche zu sein. Der Gedanke der bestmöglichen Welt ist daher ein feiner realistischer Zug bei Leibniz, wenn man auch das „Uebel in der Welt", als zum „Zwecke Gottes" dienlich, einen kannibalischen Anthropomorphismus nennen darf.

Des wärmsten Lobes würdig ist der intelligente und warme Patriotismus unseres Philosophen, zumal wenn man die Zerfahrenheit damaliger Gesinnung und die Zersetzung durch die verschiedensten Interessen erwägt. Schon der 22jährige Leibniz erkannte die wahre Bestimmung Deutschlands: im Mittelpunkt Europas „ein Damm zu sein gegen alle Weltreichsgelüste, sie mögen sich regen wo sie wollen." Er wollte Polen erhalten wissen, dessen verhängnißvolle Zukunft Gustav Adolf, Johann Casimir, Karl XI. und Ludwig XIV. richtig voraussahen; Polen sollte eine Schutzmauer gegen den russischen Koloß bilden.

„Ein Donnerschlag ist nöthig, die Deutschen munter zu machen", sagte Leibniz im Hinblick auf Ludwig XIV., der mit den Türken complottirte, als diese gegen Wien rückten. Einig müsse Deutschland werden, rief er aus, es müßten Allianzen geschlossen werden gegen den Feind Aller, „gegen den man überall Sturm läuten sollte." Ja der Philosoph entwarf Wehrverfassungen — auch Spinoza richtete sein Augenmerk darauf und erklärte sich für die allgemeine Wehrpflicht — und Kriegspläne unter dem Motto: „Gott ist mit denen,

die sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die besten Regimenter und besten Pläne." Von hier aus betrachtet, gewinnt auch Leibnizens Streben nach einer Fusion und Confusion der Kirchen ein anderes Aussehen: er glaubte, die Einheit im Reiche durch eine Nationalkirche am besten zu begründen, und stellte die unerläßliche Bedingung, daß das Tridentinum aufgehoben würde. Dieses Streben nach Wiedervereinigung der christlichen Kirchen war damals durchaus nicht auf die akademische Sphäre beschränkt. Außer dem Herzog Ernst August von Hannover, der sich wesentlich für die Sache interessirte, ließ sie sich sogar der Kaiser Leopold angelegen sein. Den Spanier Rojas de Spinola, der auf das Project eifrigst einging, machte Leopold 1685 zum Bischof von Wiener-Neustadt. Auf seinen diplomatisch-kirchlichen Reisen kam der Bischof auch nach Hannover.

Wenn sich Leibniz über die Freigeister erzürnte und eine Verschwörung zur Unterdrückung dieser Richtung vorschlug, so schenkte er dafür auch der römischen Anmaßung nichts und erklärte: „Rom hat in Sachen, die durch Ocular-Inspection, durch Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung auszumachen sind, gar nichts zu entscheiden. Die Frage der Antipoden z. B. oder die Bewegung der Erde gehört nicht vor jenen Stuhl." Er fand, daß die Ehe mehr den Staat als die Kirche angehe, und daß der Staat wohl in die Lage kommen könne, den Cölibat aufzuheben.

Am 19. September 1697, nach dem Frieden von Ryswik, schrieb Leibniz: „Ich kann gar nicht sagen, wie mich die Nachricht ergriffen hat, daß wir Straßburg für immer verlieren sollen. Aber das verdienen wir Deutsche, die in der schwersten Gefahr Zeit haben für Lumpenfragen über ich weiß nicht was, die niemals etwas zur rechten Zeit thun können."

Auf gute Schulen drang Leibniz beständig; er forderte auch Handwerksschulen, welche Arbeit und Unterricht vereinigen und dem Unwesen des Lehrlingthums ein Ende machen sollten. Er verlangte die Aufnahme der „Realitäten" in den akade-

mischen Unterricht; diese dünkten ihm besser als „sich mit Luftgebilden abzugeben."

In dem ungeheuern Kreise seiner Beobachtungen und Projecte lag eine Masse der heterogensten Dinge, die sich sämmtlich auf das Gemeinwohl bezogen. Die Beleuchtung großer Städte, ein gerechtes Steuersystem, die Abschaffung der Frohnden und der Leibeigenschaft, Versicherungen gegen Wasser- und Feuerschaden, Behörden „zur Aufhülfe der Nahrung", Arbeitsbeschaffung für die Armen. Der Monarchist war sogar in einer Beziehung „Socialdemokrat"; denn er wollte Fürsorge getroffen wissen, daß die Arbeit des Armen nicht dem Capital des Reichen zum Opfer falle. Er war „internationaler" Freimaurer mit seinem Plane einer wissenschaftlichen Ordensverbrüderung über die ganze Welt, um die Angelegenheiten der Wissenschaft, des Staats und der Menschheit zu besorgen. Von den Akademien, die er zu Dresden, Petersburg, Wien und Berlin gründen wollte, wäre die Wiener beinahe zu Stande gekommen, die Berliner kam wirklich zu Stande.

Neben den bereits erwähnten kritischen Quellen-Ausgaben deutscher Diplomatik und Geschichte hegte Leibniz einen großen Lieblingsgedanken: ein Reichscollegium für deutsche Geschichte oder eine historische Universalakademie Deutschlands zu gründen. Er erinnert an den gleichzeitigen Riesenfleiß des Muratori, der die Quellen italienischer Geschichte, so wie die italienischen Antiquitäten des Mittelalters sammelte und die Annali d'Italia christlicher Zeitrechnung abfaßte.

Von Deutschland meinte er schließlich: „Wenn irgend ein Mensch seinem Vaterland verpflichtet ist, so sind wir es, die das werthe Deutschland bewohnen. Gott hat den Deutschen Stärke und Muth gegeben, und es regt sich ein edles Blut in ihren Adern."

Die Kulturbestrebungen Leibnizens beschränken sich, wie wir sahen, nicht auf Deutschland; er suchte überall anzuregen und zu fördern. Wenn er für Deutschland die polnische Schutzmauer gegen Rußland forderte, so glaubte er auf der

andern Seite an die Civilisirung Rußlands. Er sah die Resultate vor sich, die der große Kurfürst von Brandenburg in seinem verwüsteten und unempfänglichen Lande erzielt hatte, und hielt einen ähnlichen Aufschwung unter einem energischen Regenten auch in Rußland für möglich. Seine speciellen Vorschläge freilich haben etwas Utopisches, er baut das Haus vom Dache an: eine Akademie der Wissenschaften für das Rußland Peters I.! Sieht man jedoch weiter zu, so stößt man auf Humboldt'sche Bestrebungen, die mehr im Interesse der Wissenschaft als Rußlands selbst lagen: Beobachtungsstationen für die Abweichung der Magnetnadel, Ansammlung von Sprachproben aus der polyglotten Unendlichkeit des russischen Reiches. Leibniz wollte Material für seine Pasigraphie und vergleichende Sprachwissenschaft haben. Waren ja doch die europäischen Völker alle einst aus den östlichen Steppen eingewandert. Ebenfalls mehr für Europa als für Rußland war es wichtig, den Durchgang aus dem arktischen Meere in den stillen Ocean zu finden. *)

*) Die nordöstliche Durchfahrt, im Jahre 1879 von dem schwedischen Professor Nordenskjöld glorreich vollbracht, war seit dem 16. Jahrhundert angestrebt worden. Der jüngere Cabot regte sie 1547 bei Edward VI. an; 1553 erreichte Willoughby die Westküste von Nowaja Semlja und Richard Chancellor entdeckte das Weiße Meer, die Dwina-Mündung und die Stätte des spätern Archangel. Was zuerst „Polarfahrt" geheißen hatte, hieß 1656 der „Seeweg nach China," den Stephen Burrough suchte; an der Waigatsch-Straße kehrte er um. 1580 drang Arthur Pett ins Karische Meer. Jetzt beauftragten die Holländer ihren großen Seemann Willem Barendß, Nowaja Semlja im Norden zu umschiffen; Barendß gelangte am 10. Juli 1594 bis zum Cap Nassau, kehrte aber vor der Oranje-Insel zurück. 1596 ging eine zweite holländische Expedition unter Jakob Heemskerk (mit Barendß als Steuermann) unter Segel; Nowaja Semlja wurde nördlich umschifft (74°40'), aber Eis und Kälte zwangen zur Umkehr. Barendß ließ dabei das Leben. Henry Hudson wurde 1607 von England aus „über den Nordpol nach Japan" entsandt, entdeckte Ostgrönland und wandte sich dann nach Westen. Erst 1676 wagte John Wood wieder den gefährlichen Weg, diesmal „nach Indien", doch vergebens. Von ganz anderer Seite wurden glücklichere Resultate erzielt. 1580 bot der Kosakenhetman Jermak dem Czaren Iwan IV. die Eroberung Sibiriens an, die auch in 60 Jahren

Angesichts solcher Bemühungen um die Wissenschaft und Kultur Europas, um die Aufklärung der Völker, wird man dem Staatsmann und Diplomaten Leibniz schon nachsehen müssen, daß er die Fürsten aufsuchte, alle Prinzen und Prinzessinnen persönlich kannte und sich mit den Höfen auf einen guten Fuß stellte. Waren doch die hohen Persönlichkeiten damals einzig maß- und ausschlaggebend.

Voltaire, der sich auf solche Dinge verstand und sich mindestens so viel wie Leibniz verzeihen zu lassen hatte, rief dem großen Anreger und Aufklärer ins Grab nach:

Il fut dans l'univers connu par ses ouvrages,
Et dans son pays même, il se fit respecter;
Il instruisit les rois, il éclaira les sages,
Plus sage qu'eux, il sut douter.

etwa:

„Berühmt in aller Welt durch seines Geistes Werke,
Flößt' er dem Vaterland selbst hohe Achtung ein;
Belehrte Könige, verlieh den Weisen Stärke,
Und wußte, weiser noch, ein Zweifler auch zu sein."

Glauben und nichtglauben; den Glauben in neue, selbstgeschaffene Formen gießen, um ihn wieder annehmbar zu machen; mit dem Inhalt der Ueberlieferung ein phantastisches Spiel treiben, um hinter der Coulisse eigentlich nur an die Ergebnisse der eigenen Vernunft zu glauben: das ist an und für sich schon Skepsis.

Es giebt aber auch praktische Skeptiker, die vom Wirbel-

vollendet wurde. Von 1610—1644 entdeckten freibeuternde Kosaken die Mündungen der Lena, des Olenek, der Jana, des Indigirka und des Kolyma. Die Russen kamen bis Kamtschatka. Von nun an besorgten die Walfischfänger die Entdeckungen im östlichen Eismeer. 1648 wurde von der Kolyma-Mündung aus Cap Tschukotskoi erreicht, man gelangte auf eisfreiem Meere nach Kamtschatka: Asien hing nicht mit Amerika zusammen! Als Peter I. den Dänen Bering 1725 nach Kamtschatka entsandte — der Czar starb drei Tage nach der Abreise — damit er von dort aus die nördlichen und östlichen Gewässer untersuche, war Leibniz seit neun Jahren nicht mehr unter den Lebenden (S. „Allg. Zeit." 1879, Beilage 229).

wind ihrer Zeit erfaßt, zwischen Glauben, Unglauben und Aberglauben umhergeworfen werden, sich selbst ein Räthsel. Aehnliches sahen wir schon in der französischen Gesellschaft beim Beginne des Jahrhunderts. Das hervorragendste Beispiel von der Skepsis der Zeit bietet die schöne, geistreiche, ästhetisch und classisch gebildete und doch stets unbefriedigte Christine von Schweden. Die Tochter des großen protestantischen Gustav Adolf wurde durch philosophische Studien irre an ihrem angestammten Glauben, verzweifelte dann an der Philosophie und stürzte sich haltlos in den Schooß der katholischen Kirche. Weit entfernt, hier Ruhe zu finden, schmähte sie bald den Katholicismus bis zu seiner Spitze hinauf. Beim Sturze Jakobs II., ein Jahr vor ihrem eigenen Tode, schrieb sie: „Die Heuchelei und die Rathschläge der Jesuiten und des gesammten römischen Gewürms werden alle diejenigen zu Grunde richten, welche so schwach sind sie um sich zu dulden und sich von diesen intriganten Canaillen beherrschen zu lassen." Unstet wie im Glauben war sie auch im Leben. Im jungfräulichen Stolze wies sie die Bewerbungen ihres Vetters Karl Gustav, des Prinzen von Wales u. A. zurück; im Jahre 1654, vor ihrer Abdankung, hatte sie den phantastischen Einfall, den Protector Cromwell zu heirathen, um etwas Außerordentliches zu thun und „Alexanders" auf die Welt zu setzen. Sie ergab sich wechselnden Neigungen, grollte in königlicher Eifersucht und ließ ihren Stallmeister Monaldeschi zu Fontainebleau, auf fremdem Boden, als „freie Königin des Auslands" hinrichten. Und doch war sie in kühler Verachtung der Herrlichkeit vom Throne gestiegen, den sie sich mehrmals vergebens bemühte wieder zu erlangen.

Die Skepsis, als Resultat des ganzen Processes, kann aber auch methodisch und, sofern sie ein System verträgt, systematisch auftreten. So mit prüfender Gelehrsamkeit und ätzendem Scharfsinn in dem Franzosen Pierre Bayle (1647 bis 1706), dem Zeitgenossen von Leibniz. Sein großes Dictionnaire historique et critique (seit 1695) ist eine Schlacht-

bank für alle Religionsbegründung durch schönfärbende Metaphysik. Da wird nichts geschont, was einem Beweise der göttlichen Dinge nur von ferne ähnlich sieht. Aller Pantheismus, insbesondere der Spinozische, wird unbarmherzig zerzaust; von der Idee einer Weltregierung und Vorsehung bleibt nichts übrig. Bayle zieht unerbittlich den Schluß, daß es mit der menschlichen Vernunft in Sachen des Glaubens wie der Philosophie nichts sei und stellt die Alternative: entweder an Allem zweifeln oder blind glauben. Er selbst, aus reformirter Predigerfamilie stammend, steht insgeheim auf Seiten des Glaubens und verschanzt sein persönliches Ich hinter dem Calvinismus. Aber der philosophischen Speculation seiner Zeit hat er die tiefste Grube gegraben. Wenn seine Alternative lautet: Alles bezweifeln oder blind glauben, aus Skepsis glauben; so muß sich die Forschung und die Philosophie die Alternative stellen: entweder zur Kirche zurück, oder weiter vorwärts im Suchen nach der Wahrheit!

Auf der Bayle'schen Bahn, nur ohne den Bayle'schen Hintergedanken, waren schon Andere einhergeschritten: so François de la Mothe le Vayer (1586—1672), den wir bereits kennen lernten; so der Polyhistor Pierre Daniel Huet (1633—1721), ein Vorläufer der Sensualisten des folgenden Jahrhunderts. Keiner aber bog der dogmatischen Speculation so entschieden Paroli, wie Pierre Bayle, dem Leibniz nicht beikommen konnte; keiner forderte die Philosophie so zwingend auf, wieder von vorn anzufangen und einmal das Instrument des Cogito, die menschlichen Verstandeskräfte selbst einer Prüfung zu unterziehen. Denn, wohlgemerkt, dieser Skepticismus war nicht mehr der alte, welcher vornehm und herablassend die Dinge von sich schob, um sich einem gedankenlosen Genußleben hinzugeben; sondern er enthielt die kategorische Forderung eines neuern und bessern Forschens mit Beseitigung jeder dogmatischen Voraussetzung. Er war ein feierlicher Aufruf an den mit Bayle zugleich in Holland lebenden John Locke, welcher denn auch in der „Bibliothek" des Calvinisten

Le Clerc die erste Antwort ertheilte: „Versuch über das menschliche Verstandesvermögen.“

Die drei Hauptwerke Locke's sind der Essay concerning human understanding, die Letters on toleration und die Treatises on Government. Im Punkte der Toleranz hatte ihn Bayle weit überboten; die Tractate über die Regierung waren die Vertheidigung der „glorreichen Revolution“ und die Begründung des modernen Constitutionalismus. Locke's philosophische Bedeutung liegt in seinem Essay, der bestimmend auf das folgende Jahrhundert gewirkt hat, zu dem er füglich den Eingang bildet, wie Giordano Bruno zum siebzehnten.

Es ist dem Gebildeten längst nicht gestattet, sich auf Tradition und Buchstaben zu berufen; aber auch nicht mehr gestattet, die Irrthümer der Menschheit, ihre Phantasmen und Hallucinationen zu ignoriren. Er hat vielmehr die Pflicht, die vergangenen Gedanken noch einmal zu denken, ihren verborgenen Sinn zu entdecken und sich, trotz alledem und alledem, in Gemeinschaft zu versetzen mit Allem, was je Menschenbrust gequält oder befriedigt, was je Menschenhirn durchzuckt hat.

Was der Erfüllung dieser Pflicht Berge in den Weg wälzt, ist nicht das Vorhandensein positiver Religionen und der oft zweideutige Schutz, der diesen gewährt wird; es sind auch nicht die Vorurtheile aller Art, welche den Horizont noch verdunkeln und leider allzuleicht den Vorwand der Aussichtslosigkeit des Kampfes herleihen. Das große Hinderniß ist der Indifferentismus, das achselzuckende Vorübergehen an menschlichem Geschick, es betreffe denn die eigene kleine Person.

Es wird viel Geschichte gelesen, und das wäre ein vortrefflicher Anfang; leider enthält solche Geschichte nicht selten zu viel Geschichten, Geschehnisse, interessante und packende Vorgänge, denen aber das geistige Band fehlt, oder die mit

aller Gewalt an einen allerneuesten Zaunpfahl gebunden sind. So wird die pragmatische Historik zweckhaft, eine Propaganda. Die wirkliche Geschichtschreibung hat keinen andern Zweck als den, die galvanische Kette durch die Menschheit zu ziehen und jeden Mitarbeiter und Mitdenker durch das Verständniß des Dagewesenen zur Verständigung mit sich selbst und mit der Gegenwart zu führen, sein Ich zu Millionen Ich zu erweitern und den Muth des eigenen Ich dadurch zu befeuern.

Auch das Liebeln mit der Naturwissenschaft oder eigentlich mit etlichen pikanten Resultaten derselben, führt, ohne daß es die Eifrigsten unter den Adepten merken, zum Indifferentismus. Sie werden regelmäßig so klug, so zweifelsvoll, so reservirt, daß ihnen das bischen Menschheit zu einem mikroskopischen Object neben zahlreichen andern Objecten zusammenschrumpft. In so vielen Millionen Jahren ist es ja mit dem ganzen Spuk vorbei! Die Neugier ertödtet zusehends die Wißbegier; das wenige Gewußte schwimmt auf einem See von Gleichgültigkeit; anstatt ethisch mitzuarbeiten am Besserwerden, ist man „begierig zu sehen, wie das Ding werden wird".

Man lasse sich doch durch das geschilderte Jahrhundert beschämen! Auf breitester Grundlage mathematisch-physikalischer Wissenschaft wagte es sich an die letzten Fragen, philosophirte oder poetisirte sich Antworten heraus, die wie Gedichte klingen, auch verklingen, die aber den Muth des Gedankens und das Vertrauen auf die Macht der Vernunft dauernd aussprechen. Wenn die Gedichte von der Substanz und von der Monade, vom seienden Denken und der vollendeten Güte der Welt ausgetönt hatten, so blieb das feste Gerüst unumstößlicher Wissenschaft; fest stand Galilei, fest Huygens, fest Newton. Am Ende seiner Laufbahn angekommen, übergab das Jahrhundert seine köstliche Last dem Nachfolger, daß er die Schätze mehre und das Edelmetall zu Münzen schlage, daß er die Philosophie werkthätiger Menschenfreunde zur Wahrheit mache, wie sie dem großen Weisen von Amsterdam vorgeschwebt.

Keine Spur von Peſſimismus, trotz der unabſehbaren Miſère rings umher; eher ein Uebermaß des Optimismus; aber in dieſem die Bürgſchaft, daß es gelingen werde, einige wohlthuende Strahlen jenſeitiger Paradieſeshelle auf dieſe Erde herabzulenken und Golgatha in eine wohnliche Stätte umzuwandeln.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 16 02 01 017 2